Neue Lotusblüten.

Ein Aufstieg zur Gralsburg.

Unabhängige Zeitschrift
für
Kulturtheosophie.

Begründet von
Dr. Franz Hartmann.

Herausgegeben von
Dr. Grävell.

VI. Jahrgang.	**Leipzig, Jan. u. Febr. 1913.**	Nr. 1 u. 2.

INHALT:

	Seite
Vorrede	1
Der Aufstieg zur Gralsburg	5
Kulturtheosophie	22
Der persische Feuerkultus	38
Unabhängigkeit	52
Rundschau	59

INHALT:

Seite

Prometheus und Arjuna 65

Kosmische Gewalten und geistige Kräfte 83

Vorschlag zur Errichtung eines Erinnerungsdenkmals für Dr. Franz Hartmann 113

Rundschau 120

INHALT:

Seite

Ein Tag am Grabe des „Bruders Klaus“ 129

Naturwissenschaft und Theosophie 138

Alles ist gut, es gibt kein Übel. (Eine Betrachtung) . . 177

Rundschau 188

Briefkasten 191

INHALT:

Seite

Die griechische Plastik 193

Der entfesselte Prometheus 207

Ruysbroeck 217

Einfachheit (Eine Betrachtung) 235

Rundschau 244

Briefkasten 255

INHALT:

Seite

Katholizismus und Okkultismus 257

Eine schöne Seele 276

Was der Mensch denkt und will, das wird er. (Eine Betrachtung 207

Rundschau 303

Briefkasten 320

INHALT:

Seite

Die Musik als Magie 321

Heidentum und Christentum 339

Sehnsucht 361

Rundschau 369

Briefkasten 384

Vorrede.

Der neue Band der „Neuen Lotusblüten“ wird von einem neuen Redakteur eröffnet. Aber der Geist bleibt der alte. Dr. Franz Hartmann hat in den zahlreichen Bänden, die vorausgegangen sind, uns den Weg gezeigt, den wir gehen müssen. Wir wollen ihn getreulich fortsetzen.

Unser Ziel ist Vergeistigung. Unser Wunsch ist die Besten unserer Zeitgenossen für die Ideen der Theosophie, der alten und doch ewig neuen Gottesweisheit, zu gewinnen. Mit uns streiten Gesinnungsgenossen in der ganzen Welt, für uns streiten die Geister der Verklärten, die im Jenseits den Geisteskampf fortsetzen.

Das Leben ist ein Kampf. Niemand kann zwei Herren dienen. Wer der Wahrheit, d. h. Gott dient, der muß sich darauf gefaßt machen, das er gehaßt und bekämpft wird. Es gibt Geister der Finsternis, die ein Interesse daran

haben den Haß zu schüren und den Kampf entbrennen zu lassen.

Jeder, dem das Wohl der Menschheit und ihr Fortschritt am Herzen liegt, muß heute im großen Geisterkampf Stellung nehmen. Er muß sich entscheiden, zu welcher von beiden Fahnen er gehören will, zum Banner Christi mit dem weithinleuchtenden Kreuze oder der Fahne des bösen Feindes, der stets verneint.

Wir, die wir gewählt haben und wissen, um was es sich handelt, die wir still bisher am heiligen See gesessen und die frommen Lotusblüten ehrfurchtsvoll betrachtet haben, wir müssen jetzt zum Sammeln blasen und darnach trachten eine heilige Schar von Gottesstreitern, von Gralsrittern zusammenzubringen, die mit uns zur Gralsburg hinaufsteigen, um dort die Weihe zu empfangen.

Unser Leben ist ein Aufstieg. Aber wir wandern noch in Finsternis, bis da kommt „der Aufgang aus der Höhe". Vom stillen Teich, wo die heilige Blume blüht, führt der steile und dornige Pfad zu lichten Höhen. Dort glänzt über den Wolken die hehre Burg, von der Sonne bestrahlt. Heiliges Licht strömt vom Grale aus und dringt hinein in die Herzen. Ritter mit Schwert und Schild ziehen wieder zu Tal und zeigen uns den Weg.

Diese Zeitschrift soll ein Wegweiser sein. Sie ist völlig unabhängig, dient keiner Partei, treibt keinen Personenkultus und vermeidet alle Polemik. Sie wünscht etwas dazu beizutragen, daß die großen Gedanken, die durch die Theosophie bis jetzt nur wenigen zugänglich gemacht werden konnten, allmählich ein Gemeingut Aller werden. Sie will Kulturtheosophie schaffen. Unsere Kultur war seither wesentlich materialistisch oder intellektuell: sie soll jetzt spirituell werden. Sie soll den Christusgeist unter den Menschen verbreiten.

Wenn ich es heute wage die Zeitschrift weiter zu führen, so gibt der Gedanke mir den Mut dazu, daß der Geist Hartmanns uns umschwebt, und daß edle Geister auch fortan mich dabei mit ihrer guten Gesinnung unterstützen werden. Sollen die Lotusblüten weiter blühen, dann müssen sie mit Liebe begossen werden. Dieses Wohlwollen erbitte ich für sie im Namen meines verstorbenen Freundes.

Dr. Grävell.

Orselina, Castel d'Ilbuno, 25. Nov. 1912.

Der Aufstieg zur Gralsburg.

Wir leben in einer gährenden Zeit. Alles wankt und jeder sucht eine neue „Weltanschauung". Die Autorität besteht auf keinem Gebiete mehr, die Religionen verlieren ihren Einfluß und Schwindler verführen die kurzsichtige Menge.

Wie mancher blickt verzweifelnd zu den Sternen auf und betet voller Inbrunst zu dem unbekannten Gott, der ihm in der Schule verkündet worden ist. Aber wenige können sich rühmen ihn gefunden zu haben. Wenige genießen Frieden, wenige haben den Glauben, der Berge versetzt, wenige haben die himmlische Liebe.

Wenn ein Seher bemerken könnte, welch' eine geistige Atmosphäre aufsteigt in den klaren Äther von all' den müden, gepeinigten, sehnsüchtigen Seelen, dann müßte ihn Weh erfassen und das Mitleid mit der leidenden Menschheit traurig machen.

Wir haben gelernt: Du sollst nicht töten. Und doch sehen wir, wie Menschen, die sich gar nicht einmal kennen, im Kriege, von wilder Leidenschaft gepackt, sich das Bajonett, ja das Messer in die Brust stoßen. Als ich als kleiner Knabe von sechs Jahren in die Schule ging, erinnere ich mich, hatte mein Nachbar ein Schreibheft, das auf der Decke das Bild einer Schlacht zeigte. Darunter standen die Verse:

Im Schlachtgewühl, im Pulverdampf
Tobt heiß entbrannt der wilde Kampf:
Und doch sagt unsres Herrn Gebot:
Begehr nicht deines Nächsten Tod!

Das war Kinderweisheit und Gottesweisheit. Aber der Mann vergißt heute beides. Er stützt sich auf seinen „gesunden Menschenverstand", der oft weder gesund noch menschlich ist, und läßt sich beherrschen von dunklen Trieben, die aus dem „Unbewußten" aufsteigen und sein Gehirn umnebeln. Die Rasse degeneriert, die Moral verschwindet. Ein Völkerchaos, beherrscht von internationalen Großkapitalisten tritt immer mehr an die Stelle der seither dominierenden arischen Edelrasse. Die „Urrasse" d. h. die eingesessene alte Bevölkerung Europas, die von den Ariern unterworfen wurde, rächt sich an den Unterdrückern durch Verbreitung

von Unsittlichkeit, Stumpfsinn und Charakterlosigkeit.

Was uns not täte, das wäre eine geistige Aristokratie, eine Herrschaft von Philosophen, wie sie der große Plato wünschte. Aber Weisheit kann man weder in der Apotheke kaufen noch aus Büchern schöpfen, und unsere heutige Schule pfropft zwar das Gehirn der unglücklichen Kinder mit allerhand größtenteils überflüssigem Wissen voll, aber mit wenig Weisheit. Die Universitäten verknöchern und die Kirchen zehren nur noch von altem Fett.

Dieser Zustand völliger geistiger Sterilität und Arnarchie sollte durch die Gründung der „Theosophischen Gesellschaft" am 17. November 1875 beseitigt, die Menschheit sollte durch neue, bis dahin okkulte Lehren geheilt und auf eine höhere Stufe gehoben werden.

Großes, ja Unsterbliches ist geleistet worden. Nie seit dem Auftreten Christi haben so große „Offenbarungen" des göttlichen Geistes an die Menschen stattgefunden. Dank sind wir schuldig den selbstlosen Männern und Frauen, die sich in den Dienst der heiligen Sache gestellt und auf diesem Gebiete uneigennützig gearbeitet haben. Die Namen Blavatsky, Olcott, Annie Besant, Leadbeater, Hartmann, Mead, Pascal, Steiner,

Sinnett, Collins, Mohini Chatterji, Subba Rao u. A. sind mit leuchtenden Buchstaben im Buche des Lebens verzeichnet. Nie hat die Welt eine solche intensive geistige Bewegung gesehen als seit den Tagen, wo in New-York eine Russin und ein Amerikaner sich verbanden, um die Welt geistig umzugestalten.

Aber freilich die Blütenträume sind nicht alle eingetroffen. Die Frucht entsprach nicht immer der schönen Knospe. Allzumenschliches ist eingetreten, und Haß, Zank, Streit, Übelwollen, Lieblosigkeit, Verketzerung, Fanatismus, Persönlichkeitskult, Mißtrauen, Kleinlichkeit, Autoritätswahn, geistiger Hochmut ist nur allzu oft eingezogen, wo die entgegengesetzten Tugenden leuchten sollten. Wo Eintracht und Entgegenkommen herrschen müßten, da spricht man von „reinlicher Scheidung", und bald werden geistige Scheiterhaufen aufflammen, um die Orthodoxie in ihrem Gott gewollten Zustande zu befestigen. Es fehlt nur noch, daß ein Pabst ernannt wird und ein Gegenpabst von anderer Seite und daß beide sich gegenseitig verfluchen — wie im Mittelalter.

Theosophie ist Gottesweisheit. Aber was heute als solche vorgetragen zu werden pflegt, ist meist nur eine neue Wissenschaft, eine höhere, okkulte Wissenschaft aber immer

nur eine Wissenschaft d. h. ein System von zusammengestellten Sätzen, das Phänomene erklären will. Gottesweisheit aber ist etwas anders.

Was ist denn Gottesweisheit?

Der Apostel Paulus sagt darüber das Folgende im ersten Korintherbrief, Kapitel 2 (Ich will die Stelle hersetzen, da nicht jeder gleich eine Bibel zur Hand hat. Ich gebe die wichtige Stelle in dem von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz genehmigten Text und mit erklärenden Anmerkungen von mir in Klammer):

„Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

[Paulus stand auf dem Standpunkte der damaligen Initiation, die eine wesentlich auf Gefühlsmystik beruhende war und das ganze Mittelalter hindurch dauerte, daß man nämlich durch innigen Anschluß an die Person des Erlösers und ohne alle Menschenweisheit zu Gott kommen müßte.]

Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.

Auf daß euer Glaube bestehe nicht auf Menschen-Weisheit sondern auf Gottes Kraft.

[Dies ist eine spezifisch christliche Auffassung, die im Gegensatze zur „heidnischen" steht. Heute ist letztere mit ersterer verbunden, also persönliche und sachliche Auffassung des Kosmos.]

Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen, sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unsrer Herrlichkeit. Welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.

[Paulus macht hier einen Unterschied zwischen dem Wissen der Gelehrten (wir würden heute sagen: der Universitätsprofessoren) und dem der Gnostiker, Mystiker, Adepten, die innerliche Erfahrung haben, denen Gott durch den heiligen Geist das mitteilt, was oberflächlichen Verstandes-

menschen verborgen bleiben muß. Denn der menschliche Verstand ist „fleischlich.]

. . . . . Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist.

Welches wir auch reden, nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehret, und richten geistliche Sachen geistlich.

[Also alle Wahrheit kann nur von oben kommen durch Schwingungen, die von hohen Wesenheiten im Jenseits erzeugt werden und die wir nur aufnehmen können, wenn wir demütig sind.]

Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Torheit, und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein.

[So ist es auch heute noch: der Mensch mit dem „gesunden Menschenverstand" begreift die einfachsten Dinge nicht, die diejenigen sogleich per intuitionem (durch ein inneres Licht) einsehen, die rein sind, weil sie, wie der Apostel Johannes sagt, „nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind."]

. . . . . Sintemal Eifer und Zank und Zwie-

tracht unter euch sind, seid ihr nicht fleischlich, und wandelt nach menschlicher Weise?

Denn so einer sagt: Ich bin Paulisch der andere aber: Ich bin Apollisch — seid ihr nicht fleischlich?

Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden.

Ich habe gepflanzet, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben.

So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begeußt, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt."

Das gilt auch für die theosophische Bewegung. Wer Persönliches und Sachliches verwechselt, der ist ein schlechter Theosoph. Wozu der Lärm? Ob dieser oder jener etwas verkündigt, deshalb sollte kein Streit unter den Anhängern sein. Auf schöne Worte kommt es nicht an. „Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft." Wer die Christuskraft („und von seiner Fülle haben wir alle genommen, Gnade um Gnade", sagt Johannes) von jedem annimmt, der kommt weiter als derjenige oder diejenige, die sich einem einzelnen Verkündiger der Wahrheit kritiklos mit Haut und Haaren überliefert. Das wäre ja nur Rückkehr zur Sektirerei mit Dogmenzwang.

Aus den Worten des großen Eingeweihten geht klar hervor, daß es eine Urweisheit gibt, die im Schoß Gottes, des Vaters, des Parabrahm ruht, die aber immer mehr erkannt wird.

Gott ist unerschöpflich und unbegreiflich. Man kann alles schließlich begreifen, nur Gott nicht. Daraus folgt, daß „Theosophie" immer nur etwas Relatives sein kann, ja sogar etwas Individuelles an sich haben muß, da die göttliche Weisheit, so wie sie sich mit der individuellen menschlichen verbindet, etwas von ihrer Erhabenheit verliert. Der Mensch ist immer ein unreines Gefäß. Auch der reinste ist unrein vor Gott. Wer glaubt, er könne die Gottesweisheit einfangen wie ein Knabe einen Schmetterling mit dem Schmetterlingsnetz, der irrt sich.

Die verborgene Weisheit Gottes ist nur für die wirklichen Sucher. Denn wer sucht, der findet. Bestehende Dogmen und kirchliche Gemeinschaften mit Dogmenzwang haben so lange eine günstige Wirkung, als jemand auf diesem Wege etwas lernen kann. Viele meinen verhaßtem Zwang entronnen zu sein und legen sich bald andere, noch drückendere Fesseln an. Alles strömt aus der Gottheit aus und jedem fließt das zu, was er braucht. Es ist daher

töricht mit anderen um Glaubenswahrheiten zu streiten oder sie zu verachten. Vielleicht kommt jemand mit bescheidener Weisheit weiter als er kommen würde, wenn man ihn mit Gewalt initiieren wollte.

Es gibt zwei Arten von Menschen, wie wir schon aus der angeführten Stelle des Johannisevangeliums wissen, solche die „fleischlich", aus dem Willen des Mannes erzeugt sind, Naturmenschen, Herdenmenschen, und solche, die vergeistigt sind, Pneumatiker, wie die alten Gnostiker sagten. Beide können sich so schwer verstehen wie „Realisten", resp. Egoisten und Idealisten.

Der Pneumatiker sucht die Wahrheit in sich. Alles von außen eingegossene Wissen, wie es in Schule und Kirche übermittelt wird, hat für ihn keinen Wert. Tausende von Menschen dämmern geistig dahin, weil sie das ihnen einst überlieferte Wissen nicht zu Weisheit, weil sie das Wasser nicht in Wein verwandeln können; es liegt ihnen unverdaut im Magen und nützt ihnen daher nichts. Nicht auf das Wissen, sondern auf das Können kommt es an.

Der echte Theosoph ist ein Könner, nicht ein Kenner. Die alte Gefühlsmystik des Mittelalters muß ergänzt werden durch Geistesmystik.

Daher spricht man jetzt von „Geisteswissenschaft“ statt Theosophie. Geisteswissen, religiöse Mystik und Karma — Yoga („gute Gedanken, gute Worte, gute Taten“, wie die alten Perser sagten) führen allein schließlich zur Theosophie, zur heimlichen Weisheit des Unendlichen.

Selbständigkeit ist zu erringen heute notwendig. Die Mehrzahl der Menschen lebt noch nach dem Ideale der vierten (atlantischen) Wurzelrasse, in Befriedigung ihrer Lüste und Begierden, passiv und mediumistisch, eine Beute von Wesenheiten auf dem Astralgebiet, die sie beeinflussen, und von Menschen auf der Erde, die sie ausnutzen. Sie geben sich gerne mit Okkultismus und Spiritismus ab und gehen in kirchlichen Interessen auf. Die wahren Vertreter unserer, der fünften (arischen) Rasse sind positiv, ritterlich, geistig. Sie streben nicht nach Mediumschaft, sondern nach Adeptschaft. Sie werden zu weißen Magiern, im Gegensatz zu den atlantischen schwarzen Zauberern. Hohe und niedere Kräfte ringen heute in jedem Menschen und suchen ihn herauf- oder herabzuziehen.

Man kann folgende Unterschiede machen: 1. Profane Wissenschaft, die auf einer Analyse der in früheren Perioden herausge-

brachten synthetischen Wahrheiten beruht. Die Wahrheit geht immer auf Seherschaft zurück. Wenn Seher eine neue Wahrheit entdeckt haben, bemächtigt sich ihrer die Wissenschaft und führt sie verstandesgemäß mit allem Detail aus. 2. Okkulte Wissenschaft, die sich mit Dingen beschäftigt, die mit unseren heute noch üblichen wissenschaftlichen Methoden nicht ergründet werden können, wie Spiritismus usw. 3. Magie, die darauf beruht, daß man seinen Willen auf die durch den Okkultismus herausgebrachten Wahrheiten richtet. Sie führt zur schwarzen Magie, wenn der Wille schlecht ist, zur weißen, wenn er gut ist. 4. Mystik, die die weiße Magie, d. h. die durch die „Gnade" gewonnene Kraft dazu verwendet, um Gott zu lieben — und Geisteswissenschaft, welche sie dazu benutzt, um die noch verborgenen Geistesgesetze zu ergründen. 5. Gottesweisheit, wirkliche Theosophie, die nur dadurch entsteht, daß man durch Mystik und Geisteswissenschaft das Wesen der Gottheit zu begreifen sucht. Sie entzieht sich daher jeder profanen Kontrolle und kann ihre Erkenntnisse nicht in Worten ausdrücken. Dazu bedürfte es einer Geistessprache, die in Gedanken spricht, wie die der seligen Geister.

Nur die Adepten, die hohen Eingeweihten

sind echte Theosophen im besten Sinne des Wortes, doch sie werden sich hüten, ihre Schauungen Profanen preiszugeben. Aber es hat zu allen Zeiten Mysterienschulen gegeben, die Jünger des Geistes einweihten. Jede Etappe beim Aufstieg zur Gralsburg bedeutet eine Art Einweihung und sie kann nur erreicht werden durch Ausbildung des Charakters. Alle Buchweisheit kann dies nicht ersetzen, alles Anhören theosophischer Vorträge ist nutzlos, ohne die richtige Anwendung.

Der Fortschritt beruht wesentlich darauf, daß man lernt aus allem einen geistigen Nutzen zu ziehen, daß man jede Situation im Leben benutzt, um aus ihr etwas Neues zu lernen. Zwei lesen denselben Roman: aber derjenige, der versteht aus ihm eine Lehre zu ziehen, ist ein Theosoph, der andere nicht. Jemand vernachlässigt seine häuslichen Pflichten, weil er glaubt theosophische Vorträge anhören zu müssen: er wird aber auf die Weise nie ein wahrer Theosoph, sondern nur ein Mensch, der an geistigem Hochmute leidet. Einer geht als gläubiger Katholik fromm zur Messe oder empfängt voll Demut die Sakramente: er ist ein besserer Theosoph als der andere, der darüber erhaben zu sein glaubt und ihn wegen seiner angeblichen Rückständigkeit verspottet. Der Unterschied

zwischen Exoterismus und Esoterismus ist ganz flüssig und individuell. Alles dem Hochmütigen exoterisch Vorkommende kann für den mystisch Veranlagten ganz esoterisch sein. Hier entscheidet allein die weiße Magie, d. h. das sittliche Können, die lebendige Gotteskraft.

Giordano Bruno sagt (Degli Heroici Furori II. 1): „Es ist nötig, sich in den innersten Winkel seines Innern zurückzuziehen, bedenkend, daß Gott nahe ist bei uns und in uns, näher als man bei sich selbst sein kann, als das, was ist die Seele der Seelen, das Leben der Leben, die Essenz der Essenzen".

In dem Maße als man zur Erkenntnis der Einheit fortschreitet, wird man harmonisch und enthält den inneren Frieden. Und daher kann man auch sagen: weil Gott allein die große Eins (nach Pythagoras) ist, muß die ganze menschliche Rechnung auf Eins zurückgeführt werden.

Da kommt man dann zu dem Resultate, daß exoterisch alles, was man sieht, wächst, d. h. sich vervielfältigt und esoterisch abnimmt. Die alte Weisheit hat das Gesetz in den Satz zusammengefaßt, daß es zwischen dem Einatmen und Ausatmen Brahmas unterscheidet, zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Konzentration und Entspannung, zwischen Ewig-Männlichem

und Ewig-Weiblichem, zwischen den Tagen und Nächten Brahmas.

Jeder muß hier wählen. Manchmal sehnt man sich nach Erkenntnis durch aktive Tätigkeit, durch Hinneigung zu möglichst reichlicher Gestaltung des Lebens, durch Vielwissen, durch Tagbewußtsein, durch Mannestätigkeit, und manchmal will man im Gegenteil Ruhe, Sich Versenken, Zusammenfassung, Nachtbewußtsein, Verinnerlichung, Weibesdulden, Passivität: beides ist göttlich.

Durch Nacht zum Licht. Durch Abwechselung der beiden Pole gewinnt man immer mehr das Gleichgewicht. Wer einen der beiden Pole einseitig betont, bleibt zurück, weil er einseitig wird. Daher kommt man auch nach Ansicht der Geistesforscher abwechselnd als Mann und als Weib auf die Bühne des Lebens. Nicht der Mann ist das Ideal und nicht das Weib, sondern der Mensch. Daher kann man auch sagen: es ist das Ziel und die Aufgabe der Theosophen Engel zu werden. Tatsächlich soll den Menschen später die Stellung als zehnter Chor der Engel bestimmt sein.

Jeder aber soll bei Lebzeiten darnach trachten nicht das alte, veraltete Ideal seines Geschlechtes zu erreichen, vielmehr das neue, das ihm ahnungsvoll vor der Seele schwebt.

Jeder soll nicht das alte, veraltete Ideal seines Volkes sich zu eigen machen, sondern das kommende.

Deshalb wird der theosophisch Strebende auch leicht angegriffen und verfolgt, weil er mißverstanden wird. Das hat ihm Christus bekanntlich vorausgesagt. Mancher glaubt sich durch weltliche Klugheit schützen zu können. Aber es wird stets ein Mißverhältnis bestehen zwischen den beiden angeführten Typen von Menschen, den „Genies" und „Philistern", wie sie Schopenhauer nennt. Schopenhauer erklärt den für ein Genie, der alles ganz objektiv betrachtet, der nichts mehr für sein niederes Ich will, der nur noch „klares Weltauge" ist. Nun wohl: dies Ideal des Philosophen, ein Genie und ein Heiliger zugleich, das ist der echte Theosoph. Er will den „inneren Christus" in sich entwickeln, er will die Gottheit in sein Inneres aufnehmen, so daß sie auch den physischen Körper durchdringt und durchleuchtet — wie „Lohengrin" in der Oper Wagners dargestellt ist.

Wer nach diesem erhabenen Ziele strebt, der wird mit der Zeit ein Gralsritter. Langsam steigt er den steilen Berg hinan, wo hinter Wolken die Gralsburg verborgen liegt. Dieser lichte Tempel aber ist in seinem eige-

nem Innern. Da liegt der Gral. Denn „das Reich der Himmel ist in euch!“ hat Jesus gesagt.

„Was ist der Gral?“ fragt Parsifal, und erhält darauf die Anwort: „Das sagt sich nicht“. So ist es auch mit der Gottesweisheit. Man sagt sie nicht, man fühlt sie oder man fühlt sie nicht, man sieht den Gral oder man sieht ihn nicht. Wer ihn aber gesehen hat, der schweigt. „Denn kein Auge hat gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“

Die Ritter aber vom Gral ziehen heute wieder aus wie je und suchen jeden auf, der in Not ist. Unsere Zeit bedarf einer geistigen Aristokratie, eines geistlichen Ritterordens. Es wird genug gekämpft mit weltlichen Waffen um äußerliche Dinge. Hier aber gilt es den Kampf um die Seele. „Denn die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu verstören Befestigungen“, sagt St. Paulus (2. Kor. 10, 4). Wer aber dem Gral gehören will, der wende der Nacht den Rücken und wende sich der aufgehenden Sonne zu. Er verkünde den Tag. Denn noch ein Mal soll die Geistessonne ihr glänzendes Licht leuchten lassen und die verborgene Weisheit Gottes soll scheinen in die Finsternis.

„Die lange Winternacht will nimmer enden;
Als käm' sie nimmermehr, die Sonne weilet;
Der Sturm mit Eulen um die Wette heulet;
Die Waffen klirren, an den morschen Wänden.

Und off'ne Gräber ihre Geister senden:
Sie wollen, um mich her im Kreis verteilet,
Die Seele schrecken, daß sie nimmer heilet;
Doch will ich nicht auf sie die Blicke wenden.

Den Tag, den Tag, ich will ihn laut verkünden!
Nacht und Gespenster werden vor ihm fliehen:
Gemeldet ist er schon vom Morgensterne.

Bald wird es licht, auch in den tiefsten Gründen:
Die Welt wird Glanz und Farbe überziehen,
Ein tiefes Blau die unbegrenzte Ferne."

Schopenhauer (Weimar 1808).

Kulturtheosophie.

Man spricht heute von Kulturphilosophie, wie man überhaupt gerne das Wort „Kultur“ möglichst oft anbringt. Das hat seinen guten Grund. Es bedeutet, daß wir in einer Epoche stehen, wo man sucht mit Bewußtsein die Lehren der Geschichte, die Grundsätze großer Philosophen, die Ermahnungen Jesu Christi und der Kirche in die Praxis zu übertragen. Schon Bismarck hat von „praktischem Christentum“ gesprochen und die ganze Periode hat seitdem dieses Wort auf vielen Gebieten wahr zu machen versucht.

Aber freilich stehen wir noch ganz am Anfange dieser Bewegung. Die Theosophie muß nun auch beginnen, ihren Einfluß geltend zu machen. Sie muß zu „praktischer Theosophie“, zu „Kulturtheosophie“ werden.

Die Christen lebten anfangs für sich, nur mit ihrer Heiligung beschäftigt. Aber allmählich fingen sie an ihre sittlichen Grundsätze auch auf ihre Umwelt zu übertragen. Jahr-

hunderte lang hat man so einen beständig wachsenden Strom von christlichen Einwirkungen auf das alternde römische Reich und die heranwachsenden Barbarenstämme.

Wenn man im Jahre 1913 das Jubiläum des Constantinischen Ediktes feiert, so hat man recht, daran zu gedenken, daß Kaiser Constantin es ermöglichte, die neue christliche Kultur auf die alte heidnische zu pflanzen und dadurch unsere moderne christlich-germanisch-griechische Zivilisation zu schaffen.

In einer ähnlichen Zeitepoche stehen wir heute. Jeder fühlt, daß das Alte morsch geworden ist, daß die Kirchen ihren alten sittigenden Einfluß nicht mehr lange werden ausüben können und daß neue Gedanken auftreten müssen, die uns helfen können.

Dies kann nur die theosophische Bewegung erreichen. Sie soll anfangen die frühere Rolle des Christentums zu übernehmen. Sie ist an einem toten Punkte angelangt. Bisher war sie ganz esoterisch und suchte nur die Wahrheit Jetzt muß sie eine neue Periode beginnen und siegreich das arische Banner aufpflanzen, um ihre neuen Lehrsätze praktisch in der Welt zu verwirklichen. Jede ursprünglich esoterische Bewegung wird mit der Zeit exoterisch. Aus den Katakomben tritt die neue Religionsgemein-

schaft ans Tageslicht. Heimlich mitgeteilte Sätze verdichten sich zu Dogmen, Tempel erstehen und Priester walten ihres Amtes. Skeptizismus und Agnostizismus sind negativ; allein das Positive, Aufbauende regiert die Welt.

Nicht Prinzipien beherrschen die Welt, sondern Menschen. Wenn man mit schönen Grundsätzen die Welt besser machen könnte, hätte sie das Christentum schon längst zum Paradiese gemacht. Aber wir drohen heute einer neuen modernen Barbarei zu verfallen infolge des Überhandnehmens des Materialismus und Egoismus.

Gegen beide Ungeheuer müssen die Theosophen ankämpfen. Der Theosoph soll der Drachentöter unserer Zeit werden.

„Nur zu oft begnügen sich die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft mit dem ziemlich oberflächlichen Studium ihrer Bücher und leisten nicht das Geringste an wirklicher Arbeit", — sagt Blavatsky. „Wenn die Gesellschaft zu einer Macht für das Gute in diesem und in andern Ländern werden soll, so müssen alle ihre Mitglieder tatkräftig mitwirken, und wir möchten einen jeden von ihnen ernstlich dazu ermahnen, erst sorgfältig zu überlegen, welcherlei Tätigkeit er wohl leisten könnte, und sich dann ernstlich an die Ausführung derselben zu

machen. Rechtes Denken ist ein gutes Ding, aber das Denken, das nicht in Tun umgesetzt wird, nützt nicht viel. Kein einziges Mitglied ist außer stande, irgend etwas zur Förderung der Sache der Wahrheit und allgemeinen Brüderlichkeit zu tun; es hängt nur davon ab, ob er den guten und ernsten Willen hat, dieses etwas zu einer fertigen Tatsache zu machen."

Die seither vergangene Periode der theosophischen Bewegung hat Samen ausgestreut und Anregungen gegeben. Sie muß nun Ernst machen mit theosophischer Erziehung und theosophischer Sozialpolitik. Sie muß pädagogisch werden.

In Amerika hat man dies schon längst eingesehen und demgemäß gehandelt. In der amerikanischen Sektion existieren nicht weniger als 31 verschiedene Ausschüsse für die Propaganda. Ich will einige davon nennen: Propaganda Fund Committee, Lecture Bureau, Bureau of Propaganda Literature, Primer Distribution Bureau (zur Verteilung von passenden Büchern für Anfänger), Correspondence Bureau for new members (Correspondenz-Bureau für neue Mitglieder), General Correspondence Bureau, Press Bureau (mit nicht weniger als 14 Mitgliedern über die Vereinigten Staaten verteilt), Scandinavian Propaganda Committee,

Dutch (holländisches), P. C., Finnish P. B., German P. League (deutsche Propaganda Liga, Haupt derselben, Schuddemagen 7228 Coles Avenue, Chicago), Karma and Reincarnation League, Children's Karma and Reincarnation League (für Kinder), Bible Study Bureau, Prison Work Bureau, Stereopticon Bureau, Travellers' League u. a.

Davon hat z. B. die Liga der Reisenden den Zweck, auf der Reise Personen auf kluge Weise auf die Theosophie aufmerksam zu machen, z. B. durch Verteilung von Zetteln oder Broschüren, die zur Einführung geeignet sind oder dadurch, daß man im Gespräch geschickt einen theosophischen Ausdruck (wie etwa „Karma") fallen läßt und dann den erstaunt Fragenden aufklärt. Man hat auch jetzt in Krotona bei Los Angeles in Kalifornien ein theosophisches Zentrum geschaffen, das in großartiger Weise die Grundsätze des Pythagoras (nach dem der Mittelpunkt heißt,) als eines theosophischen Adepten verbreitet.

Da die Gesetze von Karma und Reïnkarnation eine derjenigen Lehren bilden, die besonders von theosophischer Seite betont werden, so ist es nicht befremdlich, daß die Karma and Reincarnation League sehr eifrig ist, um die neuen Ideen ins Volk zu

werfen. Man sucht Artikel über diesen Gegenstand in Zeitungen hinein zu bringen. In Idaho z. B. wo noch keine Loge existiert, hat man eine Reihe von Artikeln unter dem Titel „Theosophie, Karma und Reïnkarnation“ veröffentlicht und hofft auf diese Weise bald denkende Menschen zu einer Loge zusammenbringen zu können. Der Sekretär der Liga schickt auf Wunsch jedem, der es wünscht, Material zum Einsenden in Zeitungen.

Das Bureau für stereoskopische Vorstellungen hat ebenfalls viel zu tun. Da werden Bilder gebracht über Gedankenformen, über die inneren Körper, Reïnkarnation und Karma u. a.

Das bekannte Golden Chain Work, das für Kinder bestimmt ist, wurde in vielen Schulen eingeführt, und es soll dadurch der sittliche Zustand der Schulen gehoben worden sein. „Die goldene Kette“ ist als Morgengebet für Kinder gedacht und lautet in deutscher Sprache so:

Ich bin ein Glied in der goldenen Liebeskette, die sich über die Welt erstreckt und muß mein Glied glänzend und stark erhalten.

Deshalb will ich suchen gütig und freundlich gegen jedes lebende Wesen zu sein, das ich treffe und alle zu

schützen und ihnen zu helfen, die schwächer sind als ich.

Und ich will trachten reine und schöne Gedanken, reine und schöne Worte zu sprechen und reine und schöne Taten zu tun.

Möge jedes Glied in der goldenen Kette glänzend und stark werden!

Auch hat man theosophische Sonntagsschulen für Kinder eröffnet. In New-York ist eine theosophische Schule gegründet worden. Die Einwirkung auf die Gefangenen nimmt immer größere Dimensionen an. Die meisten Insassen der Gefängnisse hören mit Aufmerksamkeit die Lehre von Karma, die sie aufklären und machen oft das alte Wort wahr: „Je größer der Sünder, desto größer der Heilige."

Um einen Begriff zu geben, wie eifrig man in Amerika arbeitet, will ich die Vorlesungen nennen, die während acht Wochen (Juli und August 1912) in dem Krotona Institute gehalten worden sind: Griechische Theosophie, elementare Theosophie, Ernährung und Vegetarismus, Beziehung zwischen Wissenschaft und Theosophie, theosophische Psychologie, theosophische Pädagogik, Beziehung zwischen Theosophie und Christentum, esoterische Erklärung des Dramas, Beziehung zwischen Theosophie

und moderner Kultur, Mutter-Religionen der Unterrassen der 5. Wurzelrasse, parlamentarisches Recht.

Ich frage: können wir das nicht auch leisten? Sollen wir uns von den Amerikanern an Energie und Opfermut übertreffen lassen? Soll die famose deutsche „Gemütlichkeit" uns davon abhalten, unseren Mitmenschen christliche Liebespflichten zu leisten? Könnte sich nicht ein Zentralausschuß für Kulturtheosophie bilden, der dem Volke nach und nach gewisse neue Grundsätze auf geeignete Weise mitteilt?

Viele Theosophen wollen sich bloß noch auf die spätere sechste Wurzelrasse vorbereiten. Sie leben wie die Rosenkreuzer bloß mit ihrem Innenleben beschäftigt. Wenn ihr Karma sie dazu treibt, so haben sie recht, gerade so recht, wie wenn jemand aus innerem Triebe ins Kloster geht. Aber es gibt auch noch andere Anhänger der neuen Lehre, die auch noch nebenbei an ihre Mitmenschen denken und nicht wünschen aus der Schlacht zu fliehen. Wenn das Leben ein Kampf ist, darf man ihn nicht meiden. Das sagt schon Krishna in der Bhagavad-Gita dem Helden Arjuna. Das gilt auch noch heute.

Durch „Tapas" d. h. Opfer hat Brahma die Welt gemacht. Durch Opfer muß sie er-

halten werden. Wir alle müssen, jeder in seiner Art, Opfer bringen. Was liegt daran, ob die Welt uns verachtet und verspottet? Das hat sie stets getan. Was liegt daran, ob jemand auf der physischen Ebene Niederlagen erleidet und Mißerfolge hat? Keine Anstrengung geht verloren, kein guter Gedanke geht zu Grunde. Wer auf dem physischen Plane heute noch nicht verstanden wird und vielleicht als Märtyrer seiner Überzeugung stirbt, der siegt auf einer höheren Ebene. Nach Thomas a Kempis ist dies sogar vorzuziehen.

Jesus Christus drückt diesen Gedanken so aus, daß er sagt: „Der Same des Sämanns fiel unter die Dornen und da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen ihn". Das will sagen: was auf der physischen Ebene heute keine Verwendung finden kann, das gelangt zu Wesenheiten auf höheren Gebieten, die sich von den guten Schwingungen nähren und sie dann später, wenn die richtige Zeit gekommen ist, wieder nach unten schicken. Was heute verworfen wird, kommt morgen zur Auferstehung.

Die Welt ist eine Einheit. Je höher man steigt, je tiefer man erkennt, desto besser sieht man, daß alles oben zusammenhängt. Es ist ja wesentlich die Aufgabe der Theosophie zu lehren, daß nichts isoliert ist auf der Erde,

daß jeder mit seiner Seele bis an die Sterne ragt, daß sich beständig Wesenheiten aus dem Jenseits mit uns in Verbindung setzen wollen, daß abgeschiedene Seelen mit uns fühlen, daß Dämonen uns täglich bedräuen, daß Engel, Erzengel, Throne und Gewalten uns schützen.

Man könnte sich die beiden Wege, die zu Gott führen, darstellen, wie die Balken eines Kreuzes. Der eine bedeutet Gotteserkenntnis durch die sichtbare Welt mit allem, was darinnen ist (Realismus), der andere durch die eigene Innenwelt (Idealismus). Im Mittelpunkte, wo beide Balken sich schneiden, sitzt Gott.

Man kann die Welt nicht verstehen ohne die Vernunft. Die Naturgesetze kommen durch sie zu stande. Je höher sie ausgebildet ist, desto besser sehen wir das Gerippe, welches hinter der sichtbaren Welt eine jenseitige ahnen läßt und je besser unsere inneren Sinne funktionieren, desto rascher wird uns dieses Gerippe wieder zu Fleisch und Blut und so fort, bis wir zu der Arupa-Ebene kommen, „wo die reinen Formen wohnen", wie unser Schiller sagt.

Unsere Seele so auszubilden, daß sie selbst schauend wird und nicht nötig hat „Autoritäten" um Rat zu fragen, ist eine Hauptaufgabe der Zukunft. Dazu ist aber Hatha-Yoga nötig. Ohne Erweckung innerer Sinne durch ent-

sprechende Atemübungen, durch richtige Nahrung, Enthaltung von Alkohol usw. kann der Aufstieg nicht erfolgen.

Vor allem aber muß die Liebe ausgebildet werden. „So viel ein Mensch zu opfern vermag, so tief ist er", sagt Rudolf Kassner („Der indische Gedanke"). „Die erste Pflicht und die ewige Pflicht — weil sie alle anderen Pflichten einschließt — ist diejenige zu lieben", sagt Dunan in seinem Buche „Division des Devoirs" (Einteilung der Pflichten). Sollte man nicht öffentliche Kurse abhalten können zur Erziehung zu, durch und in der Liebe? Könnte man nicht öffentlich schöne Anschläge, nachts elektrisch erleuchtet, in Straßen anbringen mit dem Spruche: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst?

Man braucht den Menschen seine Ansichten nicht aufzudrängen; aber man darf doch jedem Gelegenheit verschaffen die Wahrheit kennen zu lernen. Man fehlt sonst gegen seine eigene Pflicht. „Jede Pflicht, sagt Ruskin, die wir unterlassen, verdunkelt eine Wahrheit, die wir hätten erkennen sollen."

Wir müssen die absolute Einheit des Kosmos und das göttliche Selbst als unser eigenes Selbst erkennen. Dann sind wir Theosophen. Dann lieben wir aber auch alle unsere Mit-

menschen als Brüder. „Seht, wie sie sich unter einander lieben!“ sagten die Heiden von den ersten Christen.

Franziskus von Assisi nennt die Sonne seinen Bruder. Auch wir sollten in inniger Gemeinschaft mit allem Geschaffenen leben. Das ist Theosophie. Mag man sprechen von „Geist, Atem, Ga-Llama, Prana, Urkeim, Feuer, Licht, logos spermatikos, Weltenseele, Akascha oder Wort“; es ist einerlei, wie wir die Urkraft benamsen. Es ist das, was Christus „das Leben“ nennt, das auf Erden als Gedanke, Magnetismus und Elektrismus erscheint (nach der Avesta: Gedanke, Wort und Tat, nach dem neuen Testament: Erkenntnis, Wollen und Vollbringen).

Die alten Inder hatten dafür geheimnisvolle Götternamen, wie Indra, Agni usw. Aber sie erkannten deutlich, daß diese „Götter“ ihrer eigenen Seele ebenfalls zu Grunde lagen. Wir dagegen sind in den letzten Zeiten nur den einen Weg nach außen gegangen, den Weg der Erkenntnis durch die Wissenschaft, durch den wagrechten Balken des Kreuzes (wie ich oben ausführte), und wir sind so in die Enge getrieben worden, daß man schon früher zu sagen pflegte: „Die Wissenschaft muß umkehren“.

Nicht die Wissenschaft muß umkehren son-

dern der Mensch. „Wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ Im Innern sprudelt der Quell, im Äußern das Feuer. Durch Wasser und Feuer mußte der Adept gehen, um zur Initiation zu gelangen. Das muß er auch jetzt noch. „Nur wer durch das Feuer bricht, darf Brunhilds Freier sein“. Er erringt die schlafende Braut, das Dornröschen des des Märchens.

Wer aber die Feuertaufe erhalten hat, der hat die Pflicht zu helfen. Um König Artus sammelten sich kühne Ritter und bildeten eine Tafelrunde. Auch heute bildet man in den englisch sprechenden Ländern wieder „Tafelrunden“, um die heranwachsende Jugend zur Nächstenliebe und allen Arten von Dienstleistungen auszubilden. Wir haben „Pfadfinder“: sollten wir nicht geistige Pfadfinder finden können, die mit dem praktischen Christentum Ernst machen?

Es sind drei große Richtungen, auf denen sich die Kulturtheosophie bewegen kann. Die erste besteht in der eigenen Heiligung, die zweite in der Wirkung auf die Mitverbündeten, die Mitstrebenden, die Glaubensgenossen und die dritte in dem Bestreben den Fernerstehenden, dem Volke, der Welt neue Anregungen zu geben, die den wahren Fortschritt ermöglichen. Diese drei Hauptzwecke müßten den

drei Aufgaben der Theosophischen Gesellschaft zur Seite treten.

Die Theosophische Gesellschaft als solche kann nach ihren Statuten nicht Kulturträger sein. Sie forscht nur. Aber einzelne theosophische Gemeinschaften können sich dieser Aufgabe unterziehen. Neben der Gesellschaft kann man sich kleinere oder größere Gruppen denken, die praktische Ziele verfolgen. Die Gesellschaft darf z. B. keine Dogmen aufstellen. Aber es liegt auf der Hand, daß jeder Satz, den man für wahr hält, für den, der daran glaubt, ein Dogma ist. So ist für jeden Theosophen z. B. die Reïnkarnation ein Glaubenssatz, wenn er auch nicht als solcher festgesetzt worden ist.

Wer hindert denn also solche sich zu einer religiösen Gemeinschaft neben der Gesellschaft zusammenzuschließen, die dieselben Dogmen annehmen? Wer hindert sie sich schöne Zeremonien auszudenken? Der Durchschnittsmensch verlangt nach einer Kirche. Viele wünschen einen erhebenden Gottesdienst, Hymnen, Predigt, Talare, schöne Tempel mit Musik und Weihrauch.

Warum sollen sie nicht daran arbeiten, das Beste, das sie leisten können, der Welt als Erbe zu hinterlassen? Alle Religionen waren ursprünglich esoterisch und auf einen kleinen Kreis beschränkt. Sollte die neue theosophische Bewegung

nicht neue religiöse Formen erfinden können, die allmählich wie ein Sauerteig in die bestehenden Kirchen eingehen? Ansätze dazu finden wir z. B. in der Mazdaznan-Bewegung. Da sind Zeremonien, die auf den alten parsischen Ritus zurückgehen. Da sind herrliche Gesänge.

Könnte man nicht die Gralssage zum Mittelpunkt einer Andacht machen? Man denke sich einen Raum in orientalischem Geschmack, wie eine Moschee, mit symbolischen Zeichen ausgestattet, in der Apsis hinter einem Ikonostas, wie in den grichischen Kirchen das Allerheiligste, wohin sich der Priester zurückzieht, um die Wandlung des Kelches vorzunehmen. Erhebende Gesänge und feierliches Rezitativ des Pristers. Konzentration der Gemeinde auf das Jenseits, das in ihrem Innern ist. Segnungen, die günstige Geisteswellen hervorrufen und den Gral beleben.

Und der Gral wird sich erschließen. Es müssen Männer zu Priestern ausgebildet werden. Sie werden Magier sein. Sie werden die „Wandlung" hervorrufen können durch ihre Reinheit und Glaubenskraft. Manthras, heilige Zauberformeln sollen aus ihrem Munde hervorgehen. Sie sollen eine Quelle heiliger Stärke für die Gemeinde sein.

Ohne Manthrams, richtig gesprochen, ist „der

Pfad“ schwer zu gehen. Aber Mahatmas, verborgene Meister schauen auf die Pfadsucher herab. Heilige, die ihn vorher beschritten haben, geben ihren Segen. Jede theosophische Loge, jede Gemeinschaft steht unter einem Deva, hat ihren eigenen Stern. Möge der Stern der Initiation auch ferner leuchten über der gotteswissenschaftlichen Bewegung, die eine gottliebende werden muß zum Heile der Welt!

„Reïnkarnation, Karma, Brüderlichkeit, der Pfad, die Meister — dies sind, sagt Annie Besant in einem Briefe vom 29. Mai 1912, — die edlen Lehren, die unsere Pflicht ist auszubreiten, zu popularisieren, in die Formen der verschiedenen Religionen zu gießen, so daß jeder sie in der Sprache des Glaubens hören kann, in welchem er geboren ist, der teuren Muttersprache seiner eigenen Religion. Glücklich in der Tat sind wir, auf deren Fußpfad dieses Licht geworfen worden ist; glücklicher noch, wenn wir Träger des Lichtes zu andern werden, bis das niemand in der Welt sein wird, dessen Augen es nicht erfreut hat.“

Der persische Feuerkultus.

Bei Unwissenden hat von jeher „die Anbetung des Feuers“ der Perser Anstoß erregt. Aber durch neuere Forschungen auf okkultem Gebiete sind wir jetzt in der Lage zu verstehen, wie die Verehrung des heiligen Feuers — das ja auch bei anderen Völkern im Kultus eine Rolle gespielt hat — bei den Persern so große Dimensionen annehmen konnte.

Vor allem müssen wir uns von der Ansicht frei machen, daß das heilige Feuer das gewöhnliche profane Feuer gewesen wäre. Dem ist nicht so. Feuer, Licht und Sonne sind der sichtbare Ausdruck für die große kosmische Wesenheit, die wir den Logos unseres Sonnensystems nennen. Der Sonnenlogos oder „das Wort“ belebt unsere Welt, ist seine Seele. Er bildet mit den Elohim („den sieben großen Geistern“, die nach dem ersten Vers der Genesis die Welt geschaffen haben) den Mittelpunkt die geistige Sonne des Kosmos. Er erschien

den Indern als Indra, den Juden als Jahve, den Persern als Ahura Mazdao, die große Sonnenaura.

Zarathustra sah in der Sonne einen Gott, so gut wie die Peruaner ihn gesehen haben oder die Ägypter. Diese drei Völker hingen ja in ihrem aristokratischen Teile zusammen. Dieser Sonnenlogos war der spätere Christus, der zur Erde herabstieg.

Wenn also die Perser Ahura Mazdao oder seinen Aspekt Mithras verehrt haben, so verehrten sie den „Sohn" so gut wie die Christen. Da sie die Sonne in ihrem geistigen Teile als seinen Sitz erkannten, war es natürlich, daß sie das „Ewig-Männliche" in ihr verehrten. Daher kommt es auch, daß man den Geburtstag Jesu auf Weihnachten, das Fest des „unbesiegten Sonnengottes" verlegt hat. Dieser wurde ja durch die Mithrasmysterien bis nach Deutschland hinein verehrt. Die Sonne aber war bei allen alten Völkern (auch bei uns früher) männlich.

Die alten Weisen aber, die hellsehend waren, erkannten in der Sonne nicht bloß die Quelle alles Lebens, sondern auch den Erhalter, von dem beständig Ströme des Lebens ausgehen. Die sieben Geister, die ihr zur Grunde liegen, gehen in je sieben Untergeister aus-

einander, so daß (nach den Upanischaden der Inder) 49 verschiedene Sonnenstrahlen oder Feuer entstehen. Jeder der verschiedenen Strahlen hat eine eigene Kraft. Die sieben schöpferischen Hierarchien oder „die Meister der Flamme", die Agnishvatta Pitris, Kumaras, Dhyan Chohans, entsprangen aus dem Urfeuer. Sie sind die Mütter aller geistigen Kräfte. Das Feuer, das männliche Prinzip, bedeutet Geist, wie das Licht, das weibliche, Liebe bedeutet.

Die Materie ist aus Licht gewebt. Je weiter wir das Problem des Stoffes auch verfolgen, wir können nicht weiter dringen als zu dem Resultat, daß es ursprünglich Urlicht ist. Die Gottheit, der Logos, umkleidet sich mit einem lichten Kleid. Deshalb heißt Gott ja auch der Vater des Lichts, und Christus wird in der katholischen Messe angerufen als „lumen de lumine", Licht vom Lichte.

Feuer aber ist das Urphänomen, es ist das schaffende Prinzip. „Ich habe ein Feuer angezündet, sagt Christus, und will, daß es brenne." Licht aber ist Erkenntnis, das Beseligende, Liebevolle, Weibliche, Hingebende, Erleuchtende, Passive.

Wenn die Teufel mit dem Feuer zu tun haben, so rührt es davon her, daß das aktive, persönliche, männliche Prinzip bei ihnen

ins Extrem gegangen ist. Das Licht, d. h. die Liebe fehlt ihnen. Trotz des Feuers herrscht in der „Hölle“ Dunkelheit.

Es ist daher verständlich, daß Atar, das Feuer, als ein mächtiger Helfer des Ormuzd angesehen wurde. Man erkannte in ihm die schöpferische Kraft, die ganz rein aus dem Urgeist direkt entspringt, wenn ein reiner Mensch mit seinem reinen Willen das atmosphärische Feuer im rechten Glauben herabzieht — wie es Zarathustra fertig brachte. Nicht das irdische, verunreinigte Feuer, sondern das reine Geistfeuer wurde verehrt, wie es im Blitze sich befindet. Daher pflegte auch bei den Alten durch eifriges Gebet der Priester ein Blitzstrahl manchmal das Holz auf dem Altar zu entzünden, und noch heute wird behauptet, daß zu Ostern in der Grabeskirche zu Jerusalem Feuer vom Himmel kommt.

Agni, der Feuergott bei den Indern, ist der wahre Repräsentant dieses Phänomens. Wir könnten die großen Kräfte, die der physischen Natur wesentlich zu Grunde liegen, bezeichnen als Magnetismus und Elektrismus. Ersterer ist mehr geistiger Natur, letzterer mehr materieller. „Magnetismus ist die ruhige, stille, reservierte, flüchtige Kraft; ihr Licht ist ein mattes, diffuses, zerstreutes, kühles, phosphores-

zierendes. Elektrismus die laute, tätige, energische, warme, aufbauende Kraft, sie wirkt auch ihrem Namen entsprechend elektrisch, blitz- und donnerartig, ihre Strahlen sind gerade, glänzend, wirken erhitzend. (David Ammann „Die Geisteskräfte des Menschen, Monotheismus und Dualismus im „Mazdaznan", Dezember 1912).

Diese beiden Kräfte durchdringen den Raum und den menschlichen Körper, dem sie es ermöglichen das Wollen zum Vollbringen zu gestalten. Man versteht also, wie ein Seher, der die Wirkung der Lebenskraft beobachtet, dazu kommen konnte, diese Wirkungen zurückzuverfolgen bis zu ihrem Ursprung und dann zur Verehrung der beiden großen kosmischen Mächte kommen mußte, Licht und Feuer. Männliches und weibliches Prinzip geht ja bis zu den Tiefen der Gottheit und durchdringt das ganze Universum, wo es in Tausenden von Kanälen sich verliert.

Die Perser aber wollten in ihrer Gottesverehrung zur Quelle zurückgehen. Das, was die Inder das „Kundalinifeuer" (die feurige Schlange) nannten, wollten sie dem menschlichen Körper einverleiben, um „gute Gedanken, gute Worte und gute Werke" tun zu können. Deshalb ist auch „Reinheit" die erste und höchste Pflicht der Perser. Nur ein reinfühlender Mensch

kann die Sonnenstrahlen so aufnehmen, daß er zur „Wiedergeburt" gelangt, d. h. daß das reine Geistfeuer mittels „Prana" den Körper durchdringt. Das heilige Feuer aber mußte auf eine ganz komplizierte Weise rituell hergestellt werden, wenn man Nutzen aus ihm ziehen wollte.

Man bedenke, daß der Arier durch Atemübungen das niedere Ich in seine Gewalt bringen wollte. Die Bhagavad Gita spricht vom Pranayama, dem Kontrollieren des Ein- und Ausfließens des Atems, wodurch okkulte Fähigkeiten entstehen. Dieses Atmen mußte in Harmonie mit dem Atmen des Kosmos gebracht werden. Innere Harmonie wird nur erreicht, wenn man die Schwingungen des Äthers rythmisch in sich hineinbringt und den Feueratem durch Nerven und Ganglien („die Lotusblumen" des inneren Körpers) hindurchläßt mit vollster innerer Meditation, bis man „Samadhi" erreicht. Bei diesem erhabenen Zustande steht man vor dem Throne Gottes.

Das Feuer nun bildet gewissermaßen den Übergang von der sichtbaren Welt zur unsichtbaren. Wie die Flamme zum Himmel aufsteigt, so erhebt sich die menschliche Seele zu Gott.

Es gibt drei Grade von heiligem Feuer bei den Persern, die verschiedene Riten der Weihung haben und auch verschiedene Ritualien für die

täglichen Gebete an den fünf Stunden des Tags, wenn sie mit frischem Holz von den Priestern genährt werden.

Der Vendidad gibt das Ritual an (VIII, 81—96) und bestimmt, daß das Feuer des ersten Grades von 16 verschiedenen Feuern zusammengetragen werden soll, z. B. vom Feuer, das ein Kupferschmied gebraucht, ein Goldschmied, ein Silberschmied, ein Stahlschmied, ein Bäcker, Hirte, Soldat usw. Wenn diese 16 Feuer zusammengetragen sind, folgt die Reinigung derselben, dann ihre Weihe, dann ihre Vereinigung zu einem Feuer, darauf die Weihe, zuletzt die Weihe des Raumes, des Allerheiligsten, des Feuertempels, und schließlich die Aufstellung des Feuers. Alle diese Vorgänge erfordern natürlich viel Zeit; aber es ist klar, daß ein solches reines Feuer, das durch Gebet und Manthrams geläutert ist, eine magische Kraft haben muß.

Jedenfalls sucht der Perser Nutzen aus ihm zu ziehen. Er muß bei seinem Anblick folgende Betrachtung machen:

„Wenn dieses Feuer, obgleich rein in sich, obgleich die edelste Schöpfung Gottes und das beste Symbol der Gottheit, bestimmte Vorgänge der Reinigung durchmachen muß, und sozusagen seine Essenz, ja seine Quintessenz der Reinheit

ausziehen muß, um würdig zu sein, seine erhöhte Stellung einzunehmen, wie viel nötiger und wichtiger ist es für mich, einen armen Sterblichen, der so leicht Verbrechen und Sünde begeht und der in Berührung kommt mit Hunderten von Übeln, sowohl physischen wie geistigen, den Vorgang der Reinigung durchzumachen dadurch, daß ich meine Gedanken, Worte und Taten sozusagen durch ein Sieb der Reinheit und Frömmigkeit, Tugend und Moral hindurchlasse und auf diese Weise meine humata, hukhta und hvarshta (gute Gedanken, gute Worte und gute Taten) von meinen schlechten Gedanken, schlechten Worten und schlechten Taten trenne, so daß ich meinerseits befähigt werde, eine erhöhte Stellung in Zukunft einzunehmen?"

Da die Feuer aus den Häusern verschiedener Personen zusammengetragen werden, so muß der Parse denken, daß alle Menschen, gleichgiltig welcher Gesellschaftsklasse sie angehören, gleich sind, vorausgesetzt, daß sie ihre Seele gereinigt haben.

Wenn der Parse zum heiligen Feuer im Tempel geht, gibt ihm der bedienende Priester Asche von einem Teil des Feuers. Mit dieser berührt er seine Stirne und spricht zu sich:

„Staub zu Staub. Das Feuer, ganz glänzend, scheinend und leuchtend, hat während seines Brennens den süssen Geruch von Sandelholz und Weihrauch um sich verbreitet. So soll es mit mir sein. Ich muss schliesslich von diesem vorübergehenden Leben scheiden und mein Körper wird zu Staub werden. Lass mich mein Bestes tun vor meinem Tode wie dieses Feuer, den Samen der Liebe und guter Werke auszustreuen und die Fackel der Rechtschaffenheit und Wahrheit vor andern zu halten."

Fünfmal am Tage muß der Priester das Feuer feierlich erneuern. Er speist es mit wohlriechendem Sandelholz. Natürlich darf er nie, um es anzufachen, mit dem Munde hineinblasen, da es dadurch verunreinigt wird. Er darf höchstens mit den Händen fächeln. Die 6 Scheit Holz werden in Form eines Thrones aufgeschichtet. Während der Zeremonie muß der Priester beständig heilige Worte murmeln. Der Sinn ist etwa dieser: „O Gott! Wir preisen Dich durch Dein Feuer. Wir preisen Dich durch Darbringen guter Gedanken. Wir preisen Dich durch Dein Feuer. Wir preisen Dich durch Darbringen guter Worte. Wir preisen Dich durch Dein Feuer. Wir preisen Dich durch Darbringen guter Taten. Wir tun als dies zur Erleuchtung unserer Gedanken, zur Erleuchtung

unserer Worte, und zur Erleuchtung unserer Handlungen."

Die Weihen der heiligen Feuer des zweiten und dritten Grades sind ähnlich wie die des ersten, aber einfacher und die Zahl der dazu nötigen Feuer geringer.

Zum Schlusse möchte ich noch ein Gebet hersetzen, daß der Priester stets spricht, um den Segen Gottes auf den Fürsten des Landes herabzurufen.

„O Ahura Mazda! Ich bitte um Mut, Sieg und Herrlichkeit für meinen König. Ich bete für seine Herrschaft, für Gehorsam gegen seinen Thron, für eine lange Dauer seiner Regierung, für langes Leben und Stärke seines Körpers. Ich bitte, daß er siegreichen Mut, gottgewährten Erfolg und weittragende Herschermacht haben möge, daß er die unterdrücken möge, die schlechtgesinnt, feindlich, übelberaten und streitsüchtig sind. Ich bitte, daß unser König mächtig sei über alle diejenigen, die böse Gedanken hegen, böse Worte äußern und böse Taten tun, über rachsüchtige Feinde und gemeine Menschen. Ich bitte, daß unser König siegreich sei durch seine guten Gedanken, gute Worte und gute Handlungen. Möge er alle seine Feinde, alle Übeltäter niederstrecken! Möge er belohnt werden mit allen diesen Gaben für sein gutes

Leben. Möge dies alles ihm Ruhm bringen und möge alles dies die Frömmigkeit seiner Seele erhöhen!

O Herrscher, mögest du lange leben, mögest du glücklich leben, den Rechtschaffenen zu helfen und die Gottlosen zu strafen. Möge das beste, glänzendste Leben der Rechtschaffenen und Frommen dein Los sein!"

Natürlich könnte man diese schönen Worte auch auf den König in unserem Innern, das Höhere Selbst beziehen. Alle Zeremonien haben ja im letzten Grunde den eigentlichen Zweck die Seele zu erhöhen. Dazu aber dienen alle himmlischen Wesenheiten hinter der Szene. Wenn der Parse glaubt, daß es Schutzgeister (Farohar, Fravashi) gibt, die jedes belebte und „unbelebte" Wesen beleben und es vor Verfall schützen, so deckt sich diese Annahme mit den okkulten Anschauungen aller Seher von Plato (in seiner Ideenlehre) bis zu Blavatsky und Hartmann. Diese „Engel" stehen auch hinter einem jeden von uns, und wenn sich Menschen freiwillig zusammenfinden, um eine Andacht zu halten, so bilden sie eine Kette und geben gute Gedanken. Darauf beruht ja wesentlich die Berechtigung religiöser Riten. Das Feuer aber, dessen heilige Flamme mitgenährt wird von den Gefühlen der Lebenden,

steigt dann als ein reines Brandopfer zur Gottheit auf und verbrennt alle unreinen Gedanken des Herzens. Möchte das heilige Feuer, das in unserem Herzen lodert, stets ein reines Gefäß finden an unserem Körper, auf daß seine Geistesflamme sich vermählen kann mit der des heiligen Geistes, die ewig vom Vater und dem Sohne ausgeht zu erleuchten die Menschheit und sie selig zu machen!

Unabhängigkeit.

Eine Betrachtung.

Viele Menschen glauben auf eigenen Füßen zu stehen, während doch nur ihr niederes Ich im Banne von Leidenschaften und oft genug dahinter hetzender Dämonen steht. Die christliche Ausbildung bestand wesentlich darin, daß man seinem „Ich" mißtrauen sollte. „Le moi est haïssable", „das Ich ist hassenswert" sagt Pascal, und schon Christus hat gesagt, daß man seine Seele d. h. sein niederes Ich hassen solle. Deshalb hat man in der katholischen Kirche das Sakrament der Buße und die Belehrung durch den Beichtstuhl, dem selbst fortgeschrittene Personen, ja Heilige viel verdankt haben. Die theosophische Bewegung wünscht dagegen mit Recht möglichste geistige Unabhängigkeit und daher keine Beeinflussung auf sittlichem Gebiete durch andere.

Wie soll man sich hier verhalten? Diese Frage sollte sich jeder Leser vorlegen und sich

seinen eigenen Standpunkt klar machen. Es ist kaum etwas bildender als über ethische Fragen nachzudenken und dann frei nach seiner Einsicht zu wählen. Die meisten Menschen stehen ja heute auf einem Zwischenstadium zwischen der früheren moralischen Abhängigkeit von für objektiv richtig gehaltenen Vorschriften und dem freien Menschentum, wie es der gepredigt hat, der das „Gesetz" abgeschafft hat.

Jeder Mensch steht auf einem anderen Standpunkte als der andere. Karma und Dharma sind verschieden. Jeder geht einen etwas anderen Entwicklungsgang als sein Nachbar. Das Ideal, das der eine hat, stimmt oft nicht mit dem Ideale des andern überein. Allen gemein pflegt aber die Anschauung zu sein, daß man recht habe und „objektiv" denke. Leider läßt einem die Objektivität nur zu oft im Stiche, wenn der Wille (im weitesten, Schopenhauerischen Sinne) engagiert ist. Jeder steht unter dem Einflusse seines Charakters und der läßt sich nur langsam ändern. Erkenntnis aber kommt oft erst nach langen Leiden. Auf der anderen Seite will man meist auch nicht warten, bis man durch Schaden klug geworden ist. Das Experiment ist oft zu kostbar. Mancher verzichtet dann wohl gar (nach dem Vorgange der Buddhisten, die kein neues Karma schaffen

wollen) überhaupt auf das Handeln, obgleich das Nichthandeln oft genug noch schädlicher oder gefährlicher ist als das Handeln.

Wer falsch denkt, ist abhängig. Wessen fortgesetztes falsches Denken zu falschem Gefühle führt, wird abhängig. Wessen fortgesetztes falsches Fühlen zu einer törichten Handlung treibt, wird abhängig.

Deshalb wäre die erste Aufgabe, um unabhängig zu werden, richtig, klar und ohne Voreingenommenheit zu denken. Das können aber die wenigsten. Ihr kleines Ich ist ihr Gott, einen anderen kennen sie kaum. Was man ihnen von Religion vorgepredigt hat, ist nur verstandesmäßig aufgenommen, aber nicht verdaut worden und zu philosophischer Vertiefung haben die meisten weder Zeit noch Anleitung.

So lange der Verstand noch vom Willen beherrscht wird, muß man ihm stets mißtrauen. Auf der anderen Seite kommt jedem Licht von oben, wenn er sein Ich dafür empfänglich macht, meist dann am ehesten, wenn er sich entspannt, nicht wenn er sich konzentriert. Nur wenige können sich so stark konzentrieren, daß ihnen immer, wenn sie wollen, die guten Gedanken einfallen. Daher findet man auch so wenige wahrhaft unabhängige Charaktere und unabhängige Zeitschriften. Jede Zeitung nennt sich „unab-

hängig", aber in Wahrheit ist sie weit davon entfernt.

Ein gutes Mittel unabhängig zu werden, ist, daß man die entgegengesetztesten Ansichten kennen zu lernen und zu ertragen, ja zu lieben sucht. Wer stets dasselbe Blatt liest oder mit denselben Menschen verkehrt, wird einseitig. Es gibt auch höchst einseitige Theosophen. „Keine intellektuelle Meinung, sagt Annie Besant („Theosophist" August 1912), hat Wert für einen Menschen, der sie nicht durch eigene Untersuchung sich erworben hat. Es ist förderlicher, unsere Vernunft anzustrengen, selbst dann wenn sie uns zu einem unrichtigen Schluß-Ergebnis und zu einer irrtümlichen Meinung führt, als einfach wie die Papageien nachzusprechen, was uns andere Menschen sagen, und uns so die Möglichkeit der intellektuellen Entwicklung abzuschneiden."

„Ich hasse den Leser eines Buches", sagt ein lateinisches Sprichwort. Wer einer „Richtung" angehört, wird leicht blind für alles Gute, was von einer anderen Richtung kommt. Man bemühe sich gerade vom vermeintlichen Gegner zu lernen. Der Theosoph hat keine Feinde. Er soll alles lieben und anerkennen und von jedem lernen.

Leider fehlt uns heute die klassische Schulung

der Pythagoräer und anderer Mysterienschulen, die Schuré in seinen „Großen Eingeweihten" so herrlich schildert. Die theosophische Ausbildung ist meist noch eine zu theoretische, die allzu oft in Vielwisserei ausartet. Es wäre besser, man finge umgekehrt damit an, den Charakter auszubilden und läse dann erst theosophische Werke, wie es in den alten Philosophenschulen üblich war. Es wäre wünschenswert, man machte ein paar Jahre lang eine echt religiöse, meinetwegen kirchliche Zucht durch, ehe man glaubt sich auf sein zweifelhaftes Ich verlassen zu können, und manche Theosophen, namentlich weiblichen Geschlechtes täten besser Sonntags das verstaubte Gesangbuch wieder vom Bücherbrett zu nehmen und in die Kirche zu gehen, als geistvolle theosophische Vorträge zu hören, für die sie noch nicht reif sind — und das Hauswesen zu vernachlässigen.

Die Unabhängigkeit besteht offenbar in der wahren Freiheit des Ichs, also in der Unabhängigkeit von der Welt, nämlich den Menschen, ihren Ansichten, Vorurteilen usw. und von sich selbst, d. h. den in früheren Leben aufgestapelten törichten, unmoralischen, ungünstigen Meinungen, Idiosynkratien, Begierden usw., die im „Unterbewußtsein" schlummern und bei jeder Gelegenheit geweckt werden können. Wenn die Bibel

sagt, der Teufel gehe umher, wie ein brüllender Löwe, so kann man das auf den schlafenden Leu im „Unbewußten" beziehen. Er brüllt bei Jedem von Zeit zu Zeit und trachtet ihn zu verschlingen. „Wo du nach deiner Selbheit und eigenem Willen nicht wohnest, da wohnen die Engel bei dir und überall; — und wo du nach deiner Selbheit und eigenem Willen wohnest, da wohnen die Teufel bei dir und überall", sagt der Theosoph Jakob Böhme (Werke 1, 143).

Der Katholizismus betont die Abhängigkeit von dem persönlich gedachten Gott, den der Buddhist als großes Weltgesetz auffaßt. Die Theosophie umfaßt beide Auffassungen, die abstrakte als sich Anlehnen an die Weltordnung und die persönliche als Anlehnen an den Sonnenlogos (Christus, indisch Ishvara „der Herr"). Ich ist in letztem Grunde Christus, der Herr der Welt, und die Erlösung besteht nur darin, daß wir dies einsehen. Das sagt ja schon das Oupnekat („Upanischaden"), daß der frei wird, der erkennt, daß er Gott ist.

Daher kann man sagen, daß die Erlangung der Unabhängigkeit darin besteht, daß man von allem Gewordenen, Irdischen, Weltlichen, Fleischlichen, Individuellen, Geteilten absieht und die große Einheit erkennt. Je mehr man Fortschritte

macht, desto besser sieht man überall die Einheit. Ein engherziger, bornierter, einseitiger, egoistischer Mensch ist immer von seinem niederen Ich abhängig, das sich krankhaft an irgend etwas Geschaffenes anklammert, weil es instinktiv von da einen Vorteil erwartet. Wenn sich aber „die Persönlichkeit" in die „Individualität" hinaufwandelt, sammelt das Ich aus allem, was ihm nahe kommt, etwas Gutes und wächst auf die Art, gerade so, wie etwa ein kleiner Staat, der aus den Verlegenheiten seiner großen Nachbarn Vorteil zieht, allmählich eine Großmacht werden kann.

Zur Unabhängigkeit des Charakters soll in der Jugend der Grund gelegt werden. Es freut mich daher ein Buch empfehlen zu können, das zwar zunächst für junge Leute beiderlei Geschlechts bestimmt ist, aber auch sich an alle denkenden Menschen überhaupt wendet und als eine „Ethik für Erzieher" betrachtet werden kann. Es ist „Lebensführung" von Fr. W. Förster (Berlin Verlag von Georg Reimer). Jeder Theosoph kann das Büchlein mit Nutzen lesen und weiter empfehlen. Es fehlt an guten Anweisungen zur Lebenskunst.

Eine kleine Probe möchte ich hersetzen (S. 102): „Schiller bezeichnet Hunger und Liebe als die zwei Haupttriebkräfte des Menschen.

Gerade in der Jugend aber ist die Angst vor dem Spott und der Geringschätzung der Kameradschaft und das Streben nach dem Respekt von Laffen und Gecken vielleicht die stärkste von allen Triebkräften. Hier kommt am schnellsten zu Tage, ob ein Mensch das Zeug zum Charakter hat und wirklich das erreicht, was man „Selbstbestimmung“ nennt, oder ob er die häusliche Unmündigkeit nur mit einer anderen Art von Bevormundung vertauscht. Wer hier frei werden will, der muß sich die Versuchung zur Abhängigkeit in ihrer ganzen Stärke zum Bewußtsein bringen, muß um der Übung willen auch in harmlosen Dingen Widerstand leisten — muß überhaupt einen unbeugsamen Mut zeigen, sein Auftreten und seine Lebenshaltung ganz nach seinem persönlichen Gewissen und Geschmack zu richten.

Wenn nun jeder, der es für eine Sklaverei hält, dem Gewissen zu gehorchen und dies Gewissen täglich zu verfeinern und zu vertiefen — wenn er nur wüßte, wie schnell er ohne diese „Disziplin der Selbstbestimmung“ unter die Botmäßigkeit der Lumpen und der Schufte, der Spieler und Lügner fällt! Und zugleich unter die Botmäßigkeit alles Spielerischen, Lumpigen und Verlogenen in der eigenen Seele.“

Eine andere, in englicher Sprache soeben erschienene Schrift „The Transparent Jewel" von der bekannten Mabel Collins (London W. Rider 1912) ist Vorgeschritteneren sehr zu empfehlen. Die berühmte Verfasserin von „Licht auf den Weg" gibt auch in diesem unscheinbaren kleinen Buche eine Fülle von Anregungen, an denen man ein ganzes Leben genug hat. Das Kleinod, das durchscheinend ist, ist der menschliche Geist, wenn er von allen irdischen Schlacken befreit, durch Hellsehen Gott erkennt. Die Anweisung ist die alte Pantanjalis, die in Übersetzung gegeben und mit einer langen vortrefflichen Einleitung versehen ist. Wer sie liest, der erkennt, auf welche Weise er wahrhaft unabhängig werden kann.

Es gibt keine sicherere Methode. Aber sie ist für uns Europäer schwer. Die „Sidihis", d. h. geheime Kräfte der Yogins zu erlangen ist die größte Kunst auf Erden. Nicht durch mechanisches Trainieren nach Art des sog. Hatha Joga mit seinen qualvollen Stellungen und seltsamen Praktiken soll man fortschreiten, sondern durch das Yoga der Andacht, wie es auch so viele Heilige der katholischen Kirche getan haben.

Es gibt jetzt so viele Methoden, durch Atemübungen die Seele zu fördern, aber in

Wahrheit sind sie oft für Leib und Seele schädlich. Ohne Ausbildung der höheren Seelenvermögen sollte man nie Atemgymnastik treiben. In Patanjalis System ist beides, aber allerdings nur angedeutet. Ohne Oberaufsicht eines geübten Meisters ist es auch nicht ratsam solche Übungen zu versuchen. Aber klar wird jedem, der Patanjali liest, daß man zur Wahrheit nie durch die fünf Sinne kommen kann, daß sie vielmehr nur in sich selbst auf geheimnisvolle Weise erkannt werden kann, die bis jetzt nur wenigen zugänglich war. Was nur einigen großen Adepten, wie Apollonius von Tyana möglich war, das wird aber allmählich das Gemeingut aller werden, wenn der durchscheinende Juwel in einem durchscheinenden Körper sitzen wird. Dann allein wird völlige Unabhängigkeit erlangt, dann völlige Freiheit erreicht sein.

Rundschau.

Deussen Jakob Böhme, über sein Leben und seine Philosophie. Leipzig Brockhaus 1911, gebunden 1.50 Mark.

Der bekannte Philosoph, dem wir die herrliche „Allgemeine Geschichte der Philosophie", (bis jetzt 4 Bände) verdanken, hat in dieser kurzen Darstellung Leben und Weltweisheit des Görlitzer Schusters und philosophusuteutonicus für weitere Kreise dargeboten als eine Probe der Art, wie er in der noch zu erwartenden fünften und sechsten Abteilung seiner Geschichte der Philosophie die philosophischen Erscheinungen der biblisch — mittelalterlichen sowie der neueren Zeit zu behandeln gedenkt. Möge das kleine Bändchen unter den Theosophen wenigstens freundliche Aufnahme finden, da Jakob Böhme ja bekanntlich einer der ihrigen ist. Verlegt ja doch Böhme den Schwerpunkt aus Gott in den Menschen als der Weisheit letzten Schluß und war dadurch vor Descartes und Spinoza

ein phantheistischer Mystiker. Leider war er zu früh geboren und kam dadurch, wie sein großer Zeitgenosse Giordano Bruno, in Konflikt mit dem Orthodoxismus. Wenn er auch nicht, wie jener, verbrannt wurde, so hatte er doch wenigsten schwer unter Ketzerverfolgung zu leiden, und erst jetzt fängt man an ihn eifriger zu lesen. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo man eine popularisierte, moderne, schöne Ausgabe seiner zahlreichen Werke veranstaltet.

Hier will ich nur einige Proben seines Geistes hersetzen:

„Ein jeder Mensch ist frei und ist wie ein eigener Gott, er mag sich in diesem Leben in Zorn oder in Licht verwandeln."

„So mögen wir nun zusehen und was Gutes aus uns gebären! Denn wir haben das Zentrum der Natur in uns. Machen wir einen Engel aus uns, so sind wir das; machen wir einen Teufel aus uns, so sind wir das auch."

„Darum sehe ein jeder zu, was er tut! Es ist ein jeder Mensch sein eigener Gott und auch sein eigener Teufel; zu welcher Qual er sich neigt und einergibt, die treibet und führet ihn, derselben Werkmeister wird er."

„Denn die Seele ist Gottes eigenes Wesen."

„Es ist Himmel, Erde, Sterne und Elemente

alles im Menschen, dazu die Dreizahl der Gottheit und kann nichts genannt werden, das nicht im Menschen wäre."

„Keiner ist ein Christ, Christus lebe und wirke denn in ihm."

„Wer Christum in sich hat, der ist ein Christ und mit Christo gekreuziget und gestorben und lebt in seiner Auferstehung."

„Nicht von außen wird Zion zum ersten geboren, sondern von innen; wir müssen uns selber in uns suchen und finden. Niemand darf einer andern Stätte nachlaufen, sondern in ihm selber ist die Pforte der heiligen Gottheit .... Wo will sich die Seele lange hinschwingen? Ist sie doch selber der Quell der Ewigkeit."

1. E. Schuré, Les grands Initiés.

2. E. Schuré, L'Évolution divine. Paris Perrin 1912.

Das erste Werk hat es schon auf 27 Auflagen gebracht und ich wünsche ihm noch ebensoviele dazu. Der Verfasser steht auf der Höhe der Situation und ist inspiriert worden durch eine hellsehende Dame Margherita Albana Mignaty. Niemand wird das geistvolle Buch aus der Hand legen ohne dauernden Gewinn aus ihm zu ziehen. Freilich müßte man es

öfter lesen, um alles ganz in sich aufzunehmen. Mit allem, was der gelehrte Verfasser sagt, braucht man nicht einverstanden zu sein, z. B. nicht mit der Behauptung, daß das heidnische Weib den griechischen Mysterien so viel verdanke. Ich glaube vielmehr, daß erst das Christentum den Frauen geistige Unabhängigkeit gebracht hat.

Das andere Werk ist die erste Auflage: ich zweifle aber nicht, daß es noch mehr Auflagen erleben wird als das andere. Es ist dem Dr. Rudolf Steiner gewidmet und zeigt Steinerschen Geist und Steinersche Anschauungen, namentlich bei der Behandlung der Person Jesu Christi.

Hat Schuré im ersten Bande die Weltentwicklung dargestellt in der Entwicklung der großen geistigen Führer, so zeigt er im zweiten die Evolution der Welt als Folge der Einwirkungen von oben. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte zeigen den Inhalt: Die planetarische Entwicklung und die Entstehung des Menschen. Atlantis und seine Bewohner. Das Geheimnis Indiens. Die Etappen des Sonnenlogos (Zoroaster. Ein chaldäischer Magier zur Zeit des Propheten Daniel. Der Tod des Kambyses und die Sonne des Osiris.) Das hellenische Wunder (Apollon und Dionysos. Die

Mysterien von Eleusis und die Tragödie). Der kosmische Christus und der historische Jesus. Schluß. Die Zukunft.

Ich empfehle das mit französischer Verve und französischem Scharfblick geschriebene Werk (das mit seinem 440 Seiten nur 3,50 francs kostet) auf das wärmste, womit ich nicht sagen will, das ich alles für richtig halte. Der Verfasser hat — wie beim ersten Werke — manchmal allzu novellistisch dargestellt, z. B. beim Leben des Zoroaster, das der historischen Grundlage entbehrt. Hoffen wir, daß der in Aussicht gestellte Schlußband Du Christ à Lucifer bald nachfolgt.

Theosophische
IBLIOTHEK
GÖRLITZ.

Prometheus und Arjuna.

Zwei Meisterwerke, die man zu den größten der Weltliteratur zählen muß, weil sie nach Inhalt und Form den tiefsten Geist einer Kulturepoche angeben, sind soeben im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erschienen. Es ist der Prometheus des Äschylus in deutscher Nachdichtung von Alexander von Gleichen-Rußwurm und die Bhagavad Gita, des Erhabenen Sang, übertragen und eingeleitet von Professor Leopold von Schröder.

Beides sind philosophische, ja im tiefsten Grunde theosophische Dichtungen, beide haben die höchsten Gedanken der Menschen in schöner Sprache der beiden geistvollsten Völker, der Inder und der Hellenen, zum klassischen Ausdruck gebracht. Beide verdienen einen Ehrenplatz auf dem Deutschen Bücherbrett.

Wenn der große Wilhelm von Humboldt an seinen Freund Gentz schreiben konnte, er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, um die Bhagavad Gita noch lesen zu können, so hat er mit diesem schönen Wort

gut gesagt, was jeder Leser von ihr sagen muß, der in den Sinn der altindischen Weisheitslehren eingedrungen ist. Mit der Bibel, der Nachfolge Christi und der Bhagavad Gita kommt man aus. Der Prometheus aber ist die unsterbliche Tragödie des Genies, des göttlichen Funkens, der auf die Erde herabgeworfen ist und wünscht, daß es brenne — der aber nur Philister findet, die ihn nicht verstehen. Feuer ist in beiden Erzeugnissen arischen Geistes, aber seine Äußerungen unterscheiden sich wie Evolution und Involution.

Daß die griechische Sage altarischen Ursprungs ist, geht aus dem Namen Prometheus hervor. Derselbe geht auf die indogermanische Sprachwurzel m a t h zurück, die die im Sanskrit überlieferte Bezeichnung für die Tätigkeit des Reibens m a n t h a n a gibt. Durch eine ausgehöhlte Holzscheibe ward ein Stab gebohrt, um Wärme und dann Feuer zu erzeugen. Der Holzstab hieß P r a m a n t h a. Daher kommt P r a m â t h y u s, der Bohrende, der Raubende, da die Vorsilbe bezeichnet, daß die Handlung mit Energie und zu einem gewissen Zwecke mit Gewalt, mit Absicht und Conzentration geschieht. Das wurde im Griechischen später zu P r o m e t h e u s und wurde durch Volksetymologie erklärt als der Vorausdenkende, im Gegensatz zu

seinem Bruder Epimetheus, dem Nachbedachten. Der Name bedeutet also in geistigem Sinne der Durchbohrende, der Übertragende, der geistige Räuber, der Prophet, das Genie. Denn das Genie raubt stets einen Funken der Gottheit, um ihn den Menschen preiszugeben und leidet darunter, bis es später in einer besseren Zeit erlöst die Freuden der Götter teilt.

Prometheus ist der kühne Geist, der die göttliche Weisheit zur Erde bringt, der die Menschen vergöttlichen will, Arjuna, der Held des altindischen Heldengedichtes Mahâbhârata, (von dem die Bhagavad Gita eine Episode bildet) ist der fromme Geist, der im engsten Anschluß an den Gott, der außer ihm ist, den Weg der Andacht gehen will. Prometheus ist der „Protestant", der freie ungebundene Geist, der auf eigenen Füßen stehen will, weil er den göttlichen Funken schon in sich fühlt, und Arjuna ist der „Katholik", der sich in seiner Bescheidenheit für zu klein und sündhaft, zu schwach und armselig hält, um durch eigene Kraft zum Unendlichen zu gelangen.

Beide Typen kommen heute noch vor. Prometheus ist ja das Ideal des modernen Menschen, des abgefallenen Engels, Luzifers: es ist die stolze, männliche Seele, die von einem Gott, der nur „von außen stößt" nichts

hält, weil er erkennt, daß dieser alte Gott eigentlich im Grunde nur ein Produkt der menschlichen Sehnsucht ist, und daß dieser Theatergott schließlich untergehen muß, weil die Menschheit sich fortentwickelt. Arjuna dagegen ist der Gralsritter, der demütig sich belehren und führen läßt, er ist der Mystiker, der zur Urgottheit durch Andacht, Fasten und Buße zurückkehren möchte, wie Franziskus von Assisi oder die Jungfrau von Orleans.

Und so kann man sagen, beide Gestalten sind heute in jedem Menschen vorhanden als Vertreter zweier großer und berechtigter Lebensanschauungen. In jedes Menschen Brust lebt Prometheus, der Vorbedachte und der ritterliche Held des Mahâbhârata, der nicht überflüssig denken, sondern den Weg von Karma-Yoga, des Dienstes, des Gottesdienstes gehen will.

Prometheus bringt das Feuer auf die Erde. Was bedeutet dies? Das Urfeuer ist der Grund der Schöpfung. Das wissen schon die Veden. Herakleitos, der Dunkle, sagt, daß das Feuer das Urelement ist, aus dem alles entspringt. Es wird zu Dampf (Luft), dieses zu Wasser, dies zu Erde. Es finden zwei Entwicklungen statt: von oben nach unten und von unten nach oben. Die erste, die Evolution, wird angezeigt durch den Namen des Prometheus, der

den geistigen Urstoff der Menschheit zum Gebrauche überweist; die zweite, die Involution, das Zurückkehren zur Einheit, repräsentiert Arjuna, weil er das Menschliche zum Göttlichen macht.

Die Welt ist durch Feuer entstanden und wird durch Feuer zerstört werden. Das Feuer liegt allem zu Grunde und steckt in allem. Durch das Feuer wird die Materie Geist: Der ganze Kosmos ist konzentriertes Feuer und folglich in die Materie eingeschlossener Geist. Daher begreift man, daß die alten Arier das Feuer verehrt haben.

Wer das Feuer des Geistes der Menschheit bringt, der gibt ihr Individualität. Denn Geist ist Induvidualität, Persönlichkeit. Daher sagt man, daß Luzifer, der Lichtbringer, den Menschen das Ich gebracht habe, die Trennung beider Geschlechter, die bis dahin noch verbunden waren. Sein Kampf mit den andern Engeln ist der von der Bibel erwähnte „Kampf im Himmel". Hesiod kennt ihn als den Kampf der Götter mit den Titanen. Die Juden sprachen vom Engelsturz. Luzifer ist nicht derselbe wie Satan, wie man später annahm, vielmehr einer der Elohim, der selbständig vorgehen wollte, von Stolz getrieben, der nur sich selbst folgen, nichts anderes über sich anerkennen wollte.

Luzifer wollte eine Herrschaft aus sich selbst ohne Gott gründen. Aber er wurde von den treu gebliebenen Engeln daran gehindert und stürzte auf die Erde, die damals noch mit dem Monde vereinigt war.

Dieser Luzifer ist derselbe wie Prometheus, der Verbreiter von Licht, Freiheit, Geist und Kraft, der im Gegensatze steht zu Christus, dem Sachwalter der Liebe. Beide aber waren zu unserer Entwicklung notwendig.

In der Menschheitsentwicklung mußten nun nach dem großen Plane des Weltschöpfers die dritte Klasse der Engel, „die Anfänge" (archai), die den Planeten Venus bewohnten, die indischen Asuras, zu einer gewissen Zeit eine wichtige Rolle spielen. Sie bewohnten zum Teile in Lichtkörpern die Erde zur Zeit des alten Lemuriens, jenes untergegangenen Weltteiles zwischen Asien und Afrika. Es waren die Götter, von denen später soviel berichtet wurde.

Prometheus zeigt sich hier aufs neue. Er ist nur nach griechischem Gebrauche anthropomorphisiert, vermenschlicht. Ihm senden die eifersüchtigen Götter die Pandora, das schöne Weib, um ihn zu verführen. Er weist es zurück. Aber sein Bruder Epimetheus, der Nachbedachte, nimmt das Geschenk an. Da öffnet Pandora den Deckel ihres Kästchens und alle

Übel, die nur möglich sind, entsteigen ihm und verbreiten sich auf der Erde. Die Hoffnung allein bleibt zurück. Besser hätte man nicht die Wirkungen der Geschlechtsliebe darstellen können. Sie erscheint anfangs wie eine Gabe des Himmels, aber meist endet sie — wenn nicht eine höhere Ausbildung der Seele damit Hand in Hand geht — im Leid. Die Liebe der Geschlechter muß sich langsam höher hinaufentwickeln.

Äschylus aber hat mit unerhörter Kühnheit die größten Geheimnisse der Kosmologie in seinem Meisterwerke „Der gefesselte Prometheus" den Athenern preisgegeben, so daß man sich kaum wundern kann, daß sie seine Hinrichtung verlangten. In den Mysterien von Eleusis wurde gelehrt, daß der Mensch ein Bundesgenosse der Götter ist. Wenn die Götter kosmische Wesenheiten sind, die die Welt beherrschen und über den Menschen stehen, so ist es nicht minder wahr, daß sie sich der Menschen bedienen müssen. Darin stimmten von jeher alle Mystiker überein. Man denke nur an die Verse des großen Angelus Silesius, in denen er von dem notwendigen Zusammenhange zwischen Gott und der Seele des Menschen spricht.

In der erhabenen Gestalt des großen Dulders erscheint uns gewissermaßen das Gewissen

des Kosmos, das Unbewußte. Prometheus sieht weiter als Zeus. Jener ist der Gott, wie er den Menschen erscheint, etwa wie der Jehova der Bibel einem fortgeschrittenen Geiste vorkommt. Dieser aber trägt den Gott der Zukunft schon in seiner Brust. So gut wie ein Schiller seine Zeit und ihre naive Gottesverehrung überragte, so gut wie ein Giordano Bruno den Orthodoxen seiner Zeit voraus war, ebenso stand das Genie des Äschylus hoch über dem Niveau des damaligen Atheners. Er gibt uns im Prometheus den Kampf des Alten mit dem Neuen, des Toten mit dem Lebendigen, des Mystikers mit der Orthodoxie, des Idealisten mit der bestehenden Rechtsordnung. Er unterliegt, und nur die Töchter des Okeanos, die Vertreterinnen der Nächstenliebe, beweinen sein hartes Geschick, auf einem Felsen angeschmiedet zu sein.

„Der tiefste Sinn der vielen Märchen", — sagt A. von Gleichen-Rußwurm — „die Äschylos zu dem gewaltigen Prometheusmärchen verdichtet, scheint mir ein philosophischer Gedanke an langsame, aber stetige Entwicklung, an immer feiner gefügte Ordnung aus dem ursprünglichen Chaos heraus. Diese Entwicklung verlangt Heroen und verlangt Opfer. Sie stößt allmählich das Verhältnis des Menschen zur

Natur, der Natur zum Menschen vollständig um. In solcher Philosophie herrscht eine Kühnheit sonder Gleichen, und über die Jahrtausende hinweg stimmt sie sich ein zu den neusten philosophischen Glaubens- und Hoffensbekenntnissen."

Äschylus hatte eine dunkle Kunde von alten Sagen aus grauer Vorzeit und seine dichterische Inspiration gab ihm Stoff, um diese verschiedenen Sagen zu einer Einheit zu verbinden. Die Erinnerung an Luzifer ist so verschmolzen worden mit der Erinnerung an das Walten höherer Geister auf Erden in lemurischer und atlantischer Zeit.

Wenn es heißt, daß Prometheus Menschen aus Lehm geknetet habe, so hat schon der Kirchenvater Lactantius behauptet, er habe nicht Menschen selbst aus Ton geformt, sondern er sei der Erfinder der Bildnisse aus Ton und Stein gewesen, unter denen die menschliche Form nachgeäfft wurde. Wem fällt da nicht ein, daß die Atlantier große Statuen (wie auf der Osterinsel) von sich selbst geschaffen haben, die sie auf zauberische Art zu beleben gewußt haben sollen? Für einen so stolzen Geist, wie Prometheus dargestellt wird, ist es charakteristisch, daß er „Menschen nach seinem Bilde, ein Geschlecht das mir gleich sei" (wie unser

Goethe sagt) geschaffen habe, die Abbilder seiner eigenen Persönlichkeit, Zeugen seines Hochmutes. Nicht mit Unrecht zerfleischt dem Stolzen dann auch ein Geier, als er angeschmiedet ist, die Leber — ähnlich wie bei Loge in der skandinavischen Mythologie. Denn Loge ist offenbar eine ganz ähnliche Figur, wenn auch nicht mit dem titanenhaften Trotz behaftet.

Daß der göttliche Sonnenheld, der blonde Herakles aber den Prometheus erlöst, ist begreiflich. Denn er deutet den Logos an, den Erlöser. Mit dem Pfeile (dem symbolisierten geistigen Sonnenstrahle) Apollons erlegt er den unersättlichen Geier, d. h. der Trotz des Luzifer wird ersetzt durch die Sanftmut und Demut des Christus. So ist der gefesselte und entfesselte Prometheus ein Bild des Menschen. Beide Kräfte ringen in ihm um die Herrschaft: die Selbständigkeit, die Ichheit („Ahankara") und die Liebe zum Höheren, Ewigen. Beides vereinigt gibt erst den Vollmenschen.

Arjuna, der Panduide, der tapfere Held im Kampfe der Kuru und Pându-Söhne ist der denkbar schärfste Gegensatz zu Prometheus. Er ist im Anfange, als er seine Verwandten,

Freunde und Lehrer in den Reihen der Feinde, gegen die er kämpfen soll, sieht, verzagt, unschlüssig und kleinmütig. Sein zartes Gewissen erwacht und er fragt sich, ob er ein Recht habe zu töten. Er ist der Idealist mit dem zarten Gemüt einer Frau, einer von den schönen Seelen, die in diesem Leben leiden. Wenn man sich etwa Schiller als Krieger vorstellen kann, so wäre er wie der Held des Mahâbhârata.

Solche Menschen neigen zum Pessimismus, sie finden ihren Trost nur im Jenseitigen. Sind sie mehr männlich veranlagt, dann erblicken sie im Jenseits etwas großes Sachliches, Ideen und ein großes Gesetz und kommen so zur atheistischen Sânkhya-Philosophie oder zum Buddhismus. Sind sie mehr weiblich, dann klammern sie sich mit Inbrunst an einen persönlichen Gott an.

Beide Systeme sind in der Bhagavad-Gita vertreten, so daß man oft gesagt hat, sie sei eine Vermischung zweier Systeme, die im Gegensatz zu einander ständen. Aber der Dichter versteht gut die scheinbaren Gegensätze zu verbinden.

Bekanntlich besteht das Sankhya-System in Dualismus: zwei große unerschaffene Urkräfte herrschen in der Welt: Geist (purusha) und

Materie (prakriti). Ihm gegenüber steht das monistische System des Vedânta, der in den Upanishaden auseinander gesetzt wird. Der Atman-Brahman, der heilige Geist, die Weltseele, ist Urgrund alles Seins. Unsere Seele ist mit ihm identisch, was die Inder bekanntlich in den Satz kleiden: tat tvam asi du bist Gott („das“).

Es kommt also darauf an, sich selbst als identisch mit Gott zu erkennen: dann ist man erlöst. Nicht der dualistische, rationalistische Realismus der Sânkhya kann uns erlösen, sondern der Glaube, daß diese Welt nur Schein ist, daß unser höheres Ich allem selbst zu Grunde liegt. Wer das kann, ist ein Held.

Das kann aber nur der Idealist. Nicht der gutgedrillte Unteroffizier, der jeden Morgen pünktlich um 5 Uhr aufsteht und der physischen Mut zeigt, ist ein Held, sondern der schwache Gelehrte, dessen Geist so hoch steht, daß er aus höheren Gründen, aus Ideen heraus Opfer bringt und Gutes tut. Ein solcher ist ein Schaffender.

Wer sittliche Werte schafft, und dafür leidet, Verfolgung erträgt, verspottet wird, und der doch seiner Sache treu bleibt, ist ein Held. Stunden der Entmutigung und des Lebensüberdrusses machen da keinen Unterschied. Welcher große Mann, welcher Prophet hätte nicht an

Traurigkeit gelitten? Die Unteroffiziersnatur, „der Philister", wie Schopenhauer sagen würde, ist einer „göttlichen" Traurigkeit nicht fähig, weil er mit dem Leben so zufrieden ist. Je höher aber jemand steht, desto leichter kommt er dazu seinen Ideen Wert beizulegen und durch die Nichtrealisierung derselben zu leiden.

Gerade infolge dieser Schmerzen aber erwacht in ihm die Sehnsucht nach dem absolut Schönen, Wahren und Guten. Nicht „den lieben Gott" wie einen alten, guten Großpapa anzusehen, der alle unsere kleinen Wünsche erfüllen soll, wie es die Kinder tun, das ist es, was wir sollen, sondern das Höchste in uns selbst so hoch hinaufzuheben, daß wir ahnen, was allem in Wahrheit zu Grunde liegt, jenes unerfaßliche höchste Urwesen, das wir Gott nennen.

„Wer in den Lebewesen all denselben höchsten
Herrn erblickt,
Der nicht vergeht, wenn wir vergeh'n — wer
das erkennt, hat recht erkannt.
Denn wer denselben Herrn erkennt als den,
der Allen innewohnt,
Verletzt das Selbst nicht durch das Selbst und
wandelt so die höchste Bahn."

So spricht der göttliche Wagenlenker Krishna-Vishnu zu Arjuna, Bhagavad-Gita 13, 27 und 28 (nach der vortrefflichen Übersetzung

von Schröder). Schon Schopenhauer hat in seiner Abhandlung „Grundlage der Moral“ auf diese schönen Verse hingewiesen. „In allen Jahrhunderten hat die arme Wahrheit darüber erröten müssen, daß sie paradox war: und es ist doch nicht ihre Schuld. Sie kann nicht die Gestalt des trohnenden allgemeinen Irrtums annehmen. Da sieht sie seufzend auf zu ihrem Schutzgott, der Zeit, welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber dessen Flügelschläge so groß und langsam sind, daß das Individium darüber hinstirbt. So bin denn auch ich mir des Paradoxen, welches diese metaphysische Auslegung des ethischen Urphänomens für die an ganz anderartige Begründungen der Ethik gewöhnten occidentalischen Gebildeten haben muß, sehr wohl bewußt, kann jedoch der Wahrheit nicht Gewalt antun. Vielmehr ist alles, was ich aus dieser Rücksicht über mich vermag, daß ich durch eine Anführnng belege, wie jene Metaphysik der Ethik schon vor Jahrtausenden die Grundansicht der indischen Weisheit war, auf welche ich zurück deute, wie Kopernikus auf das von Aristoteles und Ptolemäus verdrängte Weltsystem der Pythagoräer. In Bhagavad-Gita heißt es nach A. W. von Schlegels Übersetzung: Eundem in omnibus animantibus consistentem summum dominum, istis pereuntibus haud

pereuntem qui cernit, is vere cernit. Eundem vere cernens ubique praesentem dominum, non violat semetipsum sua ipsius causa: exinde pergit ad summum iter."

Der höchste Weg, der Pfad, ist die von Krishna empfohlene Yoga. Sânkya und Yoga sind nach dem gelehrten Deussen (Allg. Geschichte der Philosopie I., Verlag von Brockhaus) in unserem Gedichte noch nicht als Bezeichnungen philosophischer Systeme zu fassen, sondern sind nur verschiedene Methoden, um zum Atman zu gelangen. Einmal kann er erfaßt werden durch Reflexion über die mannigfaltigen Erscheinungen der Welt und ihre innere Wesensidentität, und diese Reflexion heißt Sânkhya, andererseits ist der Atman ergreifbar durch Zurückziehung von der Außenwelt und Konzentration auf das eigene Innere, und dies nennt man Yoga.

Die schönste Yoga ist aber Bhakti, die Gottesverehrung. Garbe hat recht, wenn er sagt, die Bhagavad Gita sei „das Hohelied der Bhakti, der gläubigen und vertrauensvollen Gottesliebe. Sowohl auf dem Wege der Erkenntnis wie auf dem der selbstlosen Pflichterfüllung führt die Liebe zu Gott mit unbedingter Sicherheit zum Ziele. Von diesem Gedanken ist das ganze Gedicht erfüllt, um ihn zu verkünden, ist es verfaßt worden" (Richard Garbe

die Bagavadgîtâ, aus dem Sanskrit übersetzt, mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Leipzig 1905).

„Was ohne Glauben ausgeführt, sei's Opfer, Spende, Buße, Tat,
Das wird „Nichtseiendes" genannt — ist nach dem Tode nichts, — noch hier" (17, 28).

Der Unterschied zwischen sat und asat, Seiendem und Nichtseiendem, d. h. zwischen „gut" und „schlecht", durchdringt alles. Das Opfer ist sat, wenn es auf dieser Ebene die Verbindung mit dem Jenseits herstellt. Und so, kann man sagen, ist jeder Mensch, der in der rechten Meinung (wie der Katholik sagt) Opfer bringt, ein Held und Wohltäter der Menschheit.

Der Unterschied zwischen Prometheus und Arjuna besteht eben nur wesentlich darin, daß der eine das Opfer bringt, ohne das herrschende „Dharma" d. h. den in der sichtbaren Welt geoffenbarten Gott zu berücksichtigen und sich auf sein eigenes fortgeschrittenes Dharma verläßt, und der andere das Opfer vollzieht im Einklange mit dem allgemeinen Glauben. Beides ist groß und beide Methoden richtig. Nur soll jeder entscheiden, ob er schon ganz auf eigenen Füßen stehen und einer „Kirche" mit ihren Vorschriften entraten kann.

Ich glaube, daß man wohl tut, wenn man

beide Wege neben einander geht und sich jedes Mal im einzelnen Falle entscheidet, welchen man wählen soll. Der wahre Fortschritt besteht ja darin, daß man auf der einen Seite alles beachtet und berücksichtigt, was Menschenweisheit bisher aufgestellt hat und sich nicht leichtfertig darüber hinwegsetzt, und auf der anderen, daß man den Mut hat die Tradition zu verlassen und dem Gotte in der eigenen Brust zu gehorchen. Zeus ist so der „äußere" Gott, Vishnu der Gott im Innern. Aber auch Sokrates wollte vor seinem Tode noch dem Äsculap einen Hahn schlachten.

Wie viele Menschen vergessen diesen „Hahn" und fallen bald darauf in Schlingen des Bösen, weil sie zu sehr auf sich und ihr niederes, schwaches Ich vertrauten! Dann erwacht ihre schlechte Natur erst recht und „der Geier" nährt sich von ihrem Herzblute. Wer allein stehen will, der muß vollkommen sein. Wer ein einseitiger Idealist ist und nicht zugleich Realist im guten Sinne des Wortes, der wird von bösen Kräften stark angegriffen und bedrängt. Gerade Idealisten leiden oft genug unter dem Geier der Sinnlichkeit und können ihn nicht loswerden.

Hier hilft nur „der Eine", wie Richard Wagner im „Parsifal" sagt. Dieser Eine aber ist jedem

nahe, der sich wie Arjuna an ihn wendet. Der göttliche Wagenlenker Vishnu, der Erhalter des Guten, das umgewandelt werden soll zum Besseren, ist derselbe Logos, der durch sein Wort erlöst, weil es noch immer „Fleisch" wird in dem, der reif dazu ist.

Aber dazu ist das Opfer nötig. „Durch die Abwesenheit des Moralprinzips — sagt Burnouf, in seiner herrlichen Vorrede zu seiner französischen Übersetzung der Bhagavad Gita, Paris 1905 — geht unsere Gesellschaft dem Untergang entgegen. Weder die Wissenschaft, noch die Industrie noch der Handel können sie retten, sie haben auch die antike Gesellschaft nicht retten können. Sie wurde getötet durch das christliche Prinzip, das wiederum seitdem ausgetrieben worden ist aus unseren Gesetzen und unseren Sitten. Man lese also dieses kleine Buch! Man wird sehen, es hat Menschen gegeben, die besser denken konnten als wir, und sie haben auch den Weg des Heils gezeigt".

Der Weg des Heils ist in unserem Herzen. Vereinigen wie den Geist von Prometheus und Arjuna — und wir finden in uns den Christusgeist samt dem luziferischen Einschlag. Auf der Synthese beider Prinzipien beruht die Zukunft.

Kosmische Gewalten und geistige Kräfte.

Jeder entsinnt sich der furchtbaren Katastrophe des Dampfschiffes „Titanic", das durch einen Eisberg zerstört wurde. Ein Eisberg schwimmt über das Wasser: aber man bemerkt nicht, daß ein großer Teil von ihm unter der Oberfläche verborgen ist. So ist es mit jeder kosmischen Kraft. Man nimmt nur einen Teil wahr. Aber hinter ihr geht sie ins Unermeßliche.

Daher sagen auch die Theologen, daß die Urkraft Gott voll und ganz in jedem Regentröpfchen sitze und allem und jedem zu Grunde liege. „Das Ding an sich" aber, das hinter der sichtbaren Natur vorhanden ist und das die neueren Philosophen suchen und unter verschiedenen Namen zu kennen glauben, ist jener unsichtbare Teil des Naturganzen, den unsere heutigen Okkultisten erforschen. Wir haben ja nur einen kleinen Teil des Kosmos vor Augen: was da-

hinter ist, ahnen gewöhnlich nur Sterbliche, die nicht hellsehend sind.

Wie kurzsichtig ist es daher von Männern der Wissenschaft zu wähnen, sie könnten mit ihrer geringen Kenntnis der Natur Gesetze aufstellen, die für alle Zeiten giltig sind! Das käme ja einer Abdankung des Gottesbegriffes gleich! Wie stehen aber eigentlich erst am Anfange einer tieferen Erkenntnis der Welt. Wir fangen namentlich jetzt erst an einzusehen, daß alles, was in der sichtbaren Schöpfung vor sich geht, auch unserem eigenem Innern angehört. Wir sind kaum so weit, daß wir die Inder auch nur einigermaßen begreifen können, die schon vor tausenden von Jahren erkannten, daß wir und dieses, d. h. die Welt, und das d. h. Gott eins sind.

Und doch ist dem so. Wir wissen jetzt, daß der ganze Zodiakus, der Tierkreis, auch in unserem Körper sich befindet und wunderbare Entsprechungen zwischen beiden Erscheinungen stattfinden. Wir verstehen daher auch, daß man durch die Astrologie ungeahnte Aufschlüsse über das Wesen, den Charakter, die Schicksale eines menschlichen Iudividuums erhalten kann. Freilich stehen wir auch hierin noch ganz in den bescheidensten Anfängen. Man muß theosophisch geschult sein, um sichere

Schlüsse machen zu können. Denn diese Schulung allein erweckt die inneren Sinne, und durch Intuition nur kommt man zur Wahrheit.

In uns sind zwei mächtige Prinzipien, Leben und Gedanke. Das Leben tritt in uns ein durch das Atmen. Das Leben bedeutet die Involution, die Einkehr des kosmischen Gedankens, es bildet die Form aller Dinge, aber der Gedanke bestimmt ihren Charakter, ihr Wesen. Der Gedanke ist die notwendige Ergänzung des „Lebens" und führt zur „Individualität", wenn er das Leben beherrscht und zu höherer Entwicklung hinaufführt. Es ist das Tor zu dem Königreich der inneren Sinne.

Soll sich das niedere Ich („die Persönlichkeit") zum höheren entwickeln, zur „Individualität", dann zeigt sich das dadurch an, daß der Atem des niederen Ichs aufhört. Man nennt dies „den mystischen Tod". Dann beginnt der höhere geistige Atem, der „individuelle Atem" (wie „Mazdaznan" sagt) und die Involution weicht der Evolution. Das Ich wird zur Bewußtseinsseele und kann sagen: „Ich bin".

Die „Seele" wird repräsentiert durch den Teil des Rückgrades, der zwischen den Schultern sitzt. Wenn der Funke des Bewusstseins sich zu dieser Höhe erhebt, verlässt man alle Gedanken an

Egoismus, Einsamkeit und Verschiedenheit. Man wird weise und gut.

Daher sind Gebete und Betrachtungen so nützlich, weil sie die Gedankenmacht stärken, die notwendig ist, um das „Leben" umzuwandeln, die „Natur" („das Weib") durch „die Gnade". Erst bei Vereinigung beider wird ein höherer Typus von Mensch geboren, der aus dem Geiste, nicht aus dem Geblüte stammt. Das Leben wird dann zu einem Christusleben! Das ist das wahre Leben, sagt die Bibel, daß sie dich als Gott erkennen und den du gesandt hast, Jesum Christum.

Ein grosser Geisteslehrer, Nizier Philippe von Lyon hat gesagt: „Wenn zwei Personen sind, von denen die eine betet, die andere nicht, so schafft die, welche betet, einen großen Nutzen im Unsichtbaren, weil sie gewisse geistige Wesenheiten nährt, die nur von menschlichen Gebeten leben".

Man kann durch Gebet sein Schicksal (Karma) ändern. Das fromme Gebet ist der höhere Wille der Seele, vereinigt mit dem einer höheren Kraft im Kosmos. Je tiefer, inniger das Gebet, desto höher die Kraft, die in Anspruch genommen wird — bis zur Gotteskraft.

Das Schicksal wird durch die Zahl 5 bei den Alten dargestellt (Pythagoras, der es von

den Chinesen hatte), der menschliche Wille durch 4, und die göttliche Vorsehung durch 3. Darauf beruht ja der mathematische Satz, daß das Quadrat über der Hypothenuse gleich der Summe der Quadrate der beiden Katheten ist: das Quadrat von 3 ist 9, von 4 ist 16, gibt 25, und das Quadrat von 5 ist auch 25. Das will sagen, daß das Karma aufgehoben werden kann durch den Willen mit der Gnade.

Innere Versuchungen („unser tägliches Brot", im „Vaterunser"!) pflegen in Astralbildern drei Mal hintereinander zu erscheinen. Zunächst kann man sie mit dem Willen zurückschlagen, das dritte Mal nur mit Hilfe von oben, weil die Kraft des in früheren Leben angehäuften bösen Karmas immer stärker auf uns einwirkt. Erst wenn sie durch die stärkere Macht des guten Willens gebrochen ist, verschwindet sie für immer. Das weiß man schon aus den Märchen, wo sich dieser Vorgang so oft in verhüllter Form abspielt. In der Gnosis und in der katholischen Kirche wird die Gnade durch Maria dargestellt, die den Drachen des Bösen, des Schicksals, der Erbsünde, der Zeit, der Vergangenheit unter ihre Füße tritt.

In der Astronomie führt das Leben die Bezeichnung Leo, der Löwe. Dies ist auch der Name für Christus, wie ja auch schon Buddha

der Mannlöwe genannt wurde. Der Sonnengott Christus ist nämlich ganz in den Kosmos nach seinem irdischen Tode eingegangen, und so kann man auch sagen: „gesiegt hat der Löwe vom Stamme Juda". Das Ewig-Männliche (die Sonne, Christus, der Sohn) ist so (durch „Shakti") verbunden mit dem Ewig-Weiblichen (Maria, dem Meerstern, Isis, der Weltenjungfrau, der Urmaterie). Das Leben („das Weib") ist die Form Gottes und deshalb das einzig mögliche Objekt der Erkenntnis, während der Geist („der Mann") der Inhalt ist. Beides ist in Gott eins. Man nennt es das Sein, das Wesen. Gott ist Geist-Subjekt und Geist-Objekt oder wie Aristoteles Gott definierte, die *νόησις νοήσεως*, die Erkenntnis der Erkenntnis, das Wissen des Wissens, die Synthesis aller Begriffe, die Idee aller Ideen.

Wenn die moderne Wissenschaft sich um Gesetze, d. h. Beziehungen dreht, so will sie die Form, die Offenbarung des Urprinzipes erklären, aber das Wesen ist ihr deshalb immer noch verborgen. Das wird nur durch die Mystik offenbar. Daher kann es auch im Grunde keine Wissenschaft von Gott geben. Denn die Wissenschaft hat es ja doch gerade mit Erscheinungen zu tun. Die Theologie ist weiter nichts als eine Zusammenfassung verschiedener Zweig-

wissenschaften, die sich damit beschäftigen, wie die Menschen sich das Unfaßbare gesucht haben faßlich zu machen, verbunden mit den Schauungen großer Hellseher, Propheten, Religionsstifter usw.

In Christus allein ist nach okkulter Auffassung volle Einheit: er ist die einzige Erscheinung, die zugleich volle Wesenheit hat. Er ist Person und Sache zugleich, d. h. ein absolut geistiges und ein im besten Sinne des Wortes absolut real-sachliches Sein, eine kosmische Gewalt und eine eminent geistige Kraft, Ewig-Männliches und Ewig-Weibliches. Deshalb ist das Studium seiner Person, die Christologie, auch so notwendig, wenn wir auch das Thema nie völlig ausschöpfen können. Der Körper Christi war das vollkommenste Produkt der Welt, alle kosmischen Gewalten und alle geistigen Kräfte hatten sich vereinigt, um das Ideal der Vollkommenheit zu erreichen. In ihm war Person und Sache eins.

Und so arbeiten auch die kosmischen Kräfte an jedem von uns. Das Leben, der Atem, die Form (das Geschlecht) verbindet sich mit dem Intellekt. Das Leben geht von oben nach unten, der Verstand von unten nach oben. Der Geist zieht die Materie hinauf, und wir haben die Möglichkeit allmählich den Christusgeist in uns

aufzunehmen, so daß wir die Fülle seiner Herrlichkeit, das Wort, in uns beherbergen.

Der große Atem, der Hauch (wie er in den Upanishaden und Purânas genannt wird) bewirkt die Bewegung, er stammt aus dem Akâsha, der den Ton erzeugt. Der Ton entsteht durch die Bewegung der Materie. Jeder Bewegung im Kosmos entspricht ein Laut, weshalb die Pythagoräer von der „Sphärenmusik" sprachen.

Man versteht daher, wie die sich im Raum manifestierende Gottheit Logos d. h. Wort genannt werden kann. Die Welt ist sein heiliges Wort. In jedem Menschen liegt „das Wort" verborgen, so gut wie im Kosmos, und seine Wiedergeburt wird nur durch dessen Anwendung hervorgebracht. Der Ton bewirkt die Form und zerstört sie auch wieder. Der Hindu hat dafür das heilige Wort Aum, das nur mit Hingebung und Reinheit der Seele ausgesprochen werden darf. Die Schwingungen, die von oben kommen, sind selbst rein; aber wenn sie auf Unreines stoßen, dann entsteht Disharmonie.

Deshalb hatten auch die alten Götter geheime Namen, die nur den Eingeweihten bekannt waren und vor profanen Ohren streng verborgen gehalten wurden. Sogar Städte und Personen pflegten okkulte Namen zu haben. Wenn sie bekannt wurden, drohte Unheil und

der Name mußte gewechselt werden. Man erinnert sich aus den Volksmärchen, welche große Rolle dort geheime Namen spielen. An den Lauten haftet eine magische Kraft. Daher heißt ja auch eine Stelle im „Vater unser“: „Geheiligt werde dein Name!“

Jeder Okkultist kennt die Kraft der Manthras, wenn sie richtig intoniert werden. Noch in der heutigen militärischen Kommandosprache hat sich etwas davon erhalten. Man kann auch leicht beobachten, wer ein „Herr des Tones“, ein Meister des Lautes ist und wer nicht. Der Ton der Stimme zeigt stets die Seele an. Mancher findet erst in einem entscheidenden Augenblicke die Kraft, einen Gedanken, der Eindruck machen soll, mit Emphase auszusprechen und dadurch sein Ziel zu erreichen. Er bedient sich in solchem Falle des Akasha, der in ihm und in der Welt aufgespeichert ist.

Geeignete Atemübungen unterstützen die Macht, weil der Hauch vom Urtone herrührt und den Körper harmonisiert d. h. richtig abstimmt. Bestimmte rythmisch hervorgebrachte Vokalübungen bewirken eine Umstimmung der Seele. Sie wurden besonders in den Mithras-Mysterien der alten Perser angewandt und spielen heute wieder eine Rolle in „Mazdaznan“. „Atem ist Leben“, sagt Mazdaznan. Der Ton, das Wort, der Hauch

der Atem, der Geist (Pneuma) ist ursprünglich ein und dasselbe: es ist der Wille der Gottheit. Wer daher den Willen Gottes in sich aufnimmt, der verändert seinen physischen Körper durch Atma, das eine der großen göttlichen Urprinzipien ist. Es ist der aus dem Geiste geborene göttliche Mensch, der sich im Individuum (Jîva) allmählich dadurch bildet, daß er die ewigen Gesetze des Alls in sich aufnimmt, die Einzelmonade wird zur göttlichen Allmonade.

Brahma sitzt dann wie der Tau auf der Lotusblume in der menschlichen Seele. Der Lotus ist das Symbol des schaffenden Feuers, aus dem die Welt entsteht. Seine Blätter bezeichnen die Flammen. In ihrer Mitte ist der Logos (Mahat), die Weltintelligenz. Der Atma, das Urfeuer, liegt jedem Atome zum Grunde, der Akasha bildet seine Form. Jîva heißt Atma in Hinsicht auf seine Individualisierung in jeder Seele.

Viele der vom Logos ausgehenden Feuerflammen, die durch den Kosmos züngeln wie eine zischende große Schlange, sind Devas, Naturgottheiten, geistige Persönlichkeiten, „Götter", Engel, die die Aufgabe haben den Kosmos zu bauen und zu erhalten. Wenn die Inder von ihren Göttern sprachen, Indra, Agni u. a., so meinten sie solche geistige Kräfte.

Es sind keineswegs „Personifikationen der Naturkräfte“, wie man bei uns zu sagen pflegt. Vielmehr sind die Devas gewissermaßen der unsichtbare Kern der großen Naturkräfte, die wir sehen. Die Dinge der Sinnenwelt sind nur die verdichteten Geisteswesenheiten der Oberwelt. Wenn man als Hellseher in höhere Regionen eindringt, kann man die Urbilder der Dinge, die Platonischen Ideen, sehen. Es sind wirklich Wesenheiten, nicht etwa Schemen, bloße Begriffe oder Schatten. Wenn man überhaupt etwas erkennt, so ist es nur dadurch möglich, daß man eine gewisse Intuition von diesen Urbildern bekommt.

Sie sind auch durch die verschiedenen Feuerflammen der Sonne in uns. Man nimmt sieben große Sonnenstrahlen an, die verschiedene Farben bezeichnen. Jedes der sieben Prinzipien des Körpers wird durch eine Feuerflamme dargestellt, die eine große Atmas ist im Herzen. Auf die Weise kann man verstehen, wie die Grundteile (Prinzipien, Körper) des Menschen mit der geistigen Welt zusammenhängen. Sie sind verdichtete Urbilder des Geisteslandes. Am physischen Leibe arbeiten Wesenheiten, die die mineralische Natur bilden. Der Ätherkörper wird von Wesenheiten gebildet, die im Pflanzenreiche tätig sind, der

empfindende Seelenleib von solchen, die das Tierreich beherrschen. Alle Welten wirken zusammen, um das organische Conglommerat zu bilden, das wir „Mensch“ nennen.

Man könnte auch sagen, jedes Individuum stelle einen bestimmten Rythmus im Kosmos oder eine Zahl dar. Bekanntlich basierten die Pythagoräer alles auf das Zahlensystem. Ist der Kosmos aber der Hauch des heiligen Geistes, so ist der einzelne Mensch ein Organismus aus verschiedenen Schwingungen bestehend, die aus den einzelnen Reichen der Natur stammen.

Jede Persönlichkeit und ihre Individualität (niedere und höhere Erscheinung der Seele) sind als ein sehr komplizierter Rythmus vorzustellen, der in allen kleinsten Teilchen dieser Materie schwingt. Der Rythmus ist einheitlich, aber er kommt in den feineren Materien vollständiger zum Ausdruck als in den dichteren. Die verschiedenen Bewußtseinszustände und Seelentätigkeiten sind Bewegungen in diesen verschiedenen Materien. Die Begierden und Bedürfnisse sind Tätigkeiten des individuellen Rythmus durch den psychischen und den physischen Äther. Die Gedanken aber sind Bewegungen im feineren mentalen Äther.

In jeder dieser Äther-Arten hat der Rythmus sein eigenes Kraftfeld. Diese Kraft-

felder wirken aufeinander ebenso, wie etwa das magnetische Kraftfeld auf die Massen anderer Magnete oder Eisen oder Stahl — und umgekehrt wie diese wieder auf das Kraftfeld. (Hübbe-Schleiden, Diene dem Ewigen! S. 131.)

Ist das Ich im Kontakt mit höheren Schwingungen, dann nimmt es an dem großen Weltkonzerte harmonisch teil. Folgt es aber den retardierenden Bewegungen, die von gewissen Kräften ausgehen, die wir als „böse" bezeichnen, weil sie zunächst einen Mißton hervorrufen, dann gibt es eine Störung, die von vielen zugleich ausgehend, Streit, Krieg oder eine Naturkatastrophe (Erdbeben, Wasserfluten usw.) bewirken kann.

Die Töne oder Mißtöne aber setzen sich in Lichterscheinungen um, so daß ein Hellseher sofort den Rythmus einer Person feststellen kann. Ich selbst habe in London im Jahre 1895 gesehen, wie durch Musik in einem großen Saale schöne Farbenverbindungen ausgelöst wurden. In einem künstlich verdunkelten Raume entstanden wahre Gebäude, förmliche Dome leuchtender Farbentöne beim Klange Beethovenscher Musik. Und mein Freund, der geniale Frater Desiderius, der bekannte Künstler von Monte Cassino hat mich einmal darauf aufmerksam gemacht, daß die Klänge des Pilgerchors im Tann-

häuser dem Rythmus einer vierseitigen Pyramide entsprechen. Zahl, Schwingung, Ton, Farbe, Geist: das ist das Wesen des Menschen.

Mit Staunen und Ehrfurcht muß man erfüllt werden, wenn man erwägt, wie viel Mühe es kostet, einen einzelnen Menschen zu schaffen und weiter zu bilden. Nur durch das einmütige Zusammenwirken aller Kräfte des Kosmos kommt dieses Wunder zustande.

Auch der Zeitgeist und „Volksgeist" sind nur dadurch möglich, daß Engel ihre Wesenheit, ihren Charakter auf eine Zeit, resp. eine Nation übertragen. Das einzelne Individuum wird unbewußt von solchen Wesenheiten bestimmt, Völker und Perioden der Geschichte werden von ihnen geleitet und überwacht. Gibt es Krieg, so ist in höheren Regionen schon längst alles entschieden und niedere kosmische Gewalten durchziehen als „wütendes Heer" die Welt, um die Leidenschaften anzufachen. Der Wille des Einzelnen ist beschränkt, solange er sich nicht zum Herrn seiner Selbst machen kann. Erst nach Besiegung des „Drachen" wird man Herr des Schicksals.

Der Astralkörper erscheint okkultistisch als ein Drache. Daher haben auch die tiefstehenden Völker, die nur ihre eigenen Begierden zur Richtschnur ihres Handelns nehmen, mit Recht einen Drachen als Symbol. Sie sehen, wenn

sie ins Jenseits Einblick gewinnen, die Luft von Drachen erfüllt: sie erblicken ihre eigenen Gegenbilder, so gut wie höher stehende Nationen edle Tiere, wie den Sonnenadler oder den Sonnenlöwen, oder das Sonnenroß zum Wappen haben, oder wie dann christliche Gemeinschaften das Kreuz auf ihre Fahne setzen.

Einen Markstein in der Geschichte bezeichnet es, daß Kaiser Constantin vor 1600 Jahren das heilige Kreuz und das Christuszeichen auf das „Labarum" heftete. Mit dieser Tat begann eine neue Zeit. Der alte Hammer Thors, das Zeichen einer vergangenen Epoche der weltlich-egoistischen Tatkraft wurde so umgewandelt in das männlich-weibliche Symbol der Erlösung des Individuums durch den Gottmenschen in uns.

Wir stehen noch heute in dieser Periode. Nur gilt es mit dem Symbol Ernst zu machen. Wir sollen den Verstand, Manas, entwickeln und zur Intuition erweitern. Völlige Gesundheit des Körpers ist dazu notwendig. Es hat wohl viele Mystiker gegeben, die innere Schauungen hatten. Aber ihre Seele litt unter einem kranken Körper und ihre Visionen waren oft zweifelhafter Natur. Ohne Durchdringung aller inneren Körper mit den Strömungen der drei Logoi kann der Mensch nicht die volle Geisteskraft erlangen. Die

Mystik muß zur Magie werden, d. h. die innere Schauung muß durch den sittlichen Willen zur rettenden Tat gemacht werden. „Im Anfang war die Tat", sagt Faust: man könnte vielleicht besser sagen: am Ende war die Tat. Sie ist die Krönung des Gebäudes, sie ist der funkelnde Juwel in der Goldkrone des Menschen.

In Bulwers okkultem Romane „The coming Race" wird das kommende Geschlecht geschildert. Da finden wir in ihm eine geistige Kraft, die aus dem Körper emaniert: das Vril. Mit ihm kann sich jeder gegen alle Gefahren schützen. Es ist Prana, der durch die sittliche Hoheit akkumulierte Kraftstoff, der aus dem Äther genommen und im menschlichen Innern aufbewahrt wird. Ihn gilt es zu gewinnen. Dann ist man ein „weißer Magier".

Es ist dasselbe, das in einem den Psalmen entlehnten Gebete der katholischen Kirche ausgedrückt wird durch das Manthram: spiritu principali confirma me! „In dem Fürstengeiste befestige mich", vielleicht besser deutsch: „durch der Seele Hoheit stärke mich", d. h. gib mir von oben Heldenkraft, die meine Seele so durchdringt, daß ich Herr werde über alle meine Feinde, vor allem, daß ich dadurch wie ein König herrsche über mein niederes Ich! Die Perser hatten dafür das Wort Querenao, Ma-

jestät, Glorienschein, göttliche Kraft, heiliger Geist.

Blavatsky berichtet in ihrem hochinteressanten Buche über merkwürdige Völkerstämme in Indien (Verlag von Jaeger in Leipzig), daß es dort eine Urrasse gibt, die durch den furchtbaren Magnetismus, der von ihren Körpern ausgeht, Menschen auf die Entfernung töten kann. Wer einen Wilden aus diesem bösen Zwergvolke beleidigt, der pflegt bald darauf dahinzusiechen und zu sterben. Es geschieht dies durch „schwarze Magie", nämlich dadurch, daß die Kraftschwingungen, die von oben herabkommen, durch den schlechten Willen der Menschen in Gift umgewandelt werden.

Hierauf beruht ja auch das Hexenwesen des Mittelalters. Hierauf beruht der Zauber des „mal occhio", des bösen Blicks. Auch heute noch leiden viele Personen bei uns durch solches unbewußt (durch Ärger, Haß und unterdrückten Zorn) erzeugte Gift und werden dadurch „nervös". „Die alte Schlange" aber muß hinausgeworfen oder in eine „Schlange der Weisheit" umgewandelt werden.

Man muß zum „reinen Toren", zum Parsifal werden. Man soll in allem den Funken der göttlichen Flamme sehen. So lange man noch nicht unpersönlich sein, unpersönlich handeln,

unpersönlich lieben kann, ist man noch in „der Halle des Lernens". Das beste Mittel diese das Interesse des kleinen Ichs übersteigende unpersönliche, geistige Kraftzentrum zu erlangen, besteht darin, daß man eine Verehrung zu einem übersinnlichen Gegenstande, am besten einer heiligen Wesenheit, wie Christus hat.

Viele Theosophen glauben heute darauf verzichten zu können: aber ich fürchte, sie werden eines Tages so in die Enge getrieben werden, daß sie sich entweder zu einer solchen Verehrung bekennen müssen, oder daß sie durch ihren geistigen Hochmut dazu gebraucht werden „den linken Pfad" zu wählen. Besser man bleibt bei einer Religion und folgt kindlich ihren Zeremonien, das Herz auf Gott gerichtet — als man meint, man stände zu hoch dazu.

„Es ist vorzuziehen eine Blume oder ein einfaches Blatt einer Dorfgottheit (in Indien) als der ärmste der Unwissenden, zu opfern — sagt Annie Besant — als ein großes intellektuelles Genie zu sein, das die Welt verehrt, aber zu hochmütig ist, um sich zu beugen vor etwas Höherem und Größerem als sein Verstand — zu sehr eingenommen von seiner Verstandeskraft, um das Knie vor dem geistigen Leben zu beugen. Der Geist indessen ist über den Intellekt ebenso sehr erhaben, wie der

Intellekt über den Sinnen steht. Das geistige Leben ist ein höheres als alle anderen, und wir können es alle leben, denn der Geist ruht im innersten Schreine des Herzens von jedem von uns, und niemand kann seine Gegenwart in jedem Menschen leugnen."

Es ist auch töricht jemand zu verspotten, weil er noch an religiösen Praktiken hängt, die man schon früher überwunden hat. Der katholische Bauer, der vor der Madonna kniet, hat ganz recht. Er würde den gelehrten Vortrag eines Theosophen nicht verstehen. Aber eine Statue kann durch die fortgesetzten Gebete einer frommen Bevölkerung oder von Pilgerscharen so mit Geiststoff angefüllt sein, daß sie günstig auf die Seele wirkt. Niemand braucht sich durch den „modernen" oberflächlichen materiellen Lügengeist geistige Gefühle, die im Innern aufsteigen, wegsuggerieren zu lassen. Zeremonien haben eine magische Kraft, weil sie auf symbolischem Wege sich an die höheren Seiten des Menschen wenden. Symbolik ist eine höhere Wahrheit. Die Schwingungen, die eine gut zelebrierte katholische Messe erzeugt, sind jedem fühlbar, der noch seinen Geist vom Weltgeist intakt erhalten hat.

Natura non facit saltus, „die Natur

macht keine Sprünge"; auch im geistigen Leben soll man nicht mehrere Stufen überspringen wollen. Wer langsam geht, geht sicher. Wer seinen Geist auf das Höchste gerichtet hält, der kann im Leben auch triviale Dinge tun, er wird deshalb nicht selbst trivial. Die Heiligen haben es so weit gebracht, daß sie auch bei den scheinbar äußerlichsten Beschäftigungen in Gott gesammelt waren.

Ich habe selbst einmal gesehen, wie in einem Benediktinerkloster dienende Brüder Spargel stachen und dabei immer „Ave Maria" beteten. Ja, bei manchen Klosterheiligen war das „Vril" schon so ausgebildet, daß sie es fertig brachten, Wasser in einem Siebe zu tragen. Wenn die göttlichen Kräfte sich entwickeln, ist der Mensch Herr über die Natur, wie er Herr über den Sabbat ist.

„Wenn wir, sagt der große vlämische Mystiker Ruysbroeck, in Minne über alle Dinge hinausgehen, und allem Beobachten ersterben in Nichtwissen und in Dunkelheit, da werden wir vollendet und übergestaltet durch das ewige Wort, das ein Bild des Vaters ist. Und in diesem Ledigsein unseres Geistes empfangen wie die unbegreifliche Klarheit, die uns umgibt und durchdringt, ähnlich wie die Luft von der Klarheit der Sonne durchdrungen wird."

„Der Schatten Gottes erleuchtet unsere innere Wüste; auf dem hohen Berge aber, im Lande der Verheißung, da ist kein Schatten, obschon eine Sonne da ist, die unsere Wüste und auch die hohen Berge erleuchtet. So lange wir nun wie Schatten wandern, können wir die Sonne als solche nicht sehen, vielmehr ist unsere Erkenntnis in Gleichnissen und Rätseln, sagt St. Paulus. Doch wird der Schatten vom Scheine der Sonne genügend erhellt, daß wir den Unterschied in allen Tugenden und alle Wahrheit, die unserem sterblichen Zustand nützlich ist, erlernen können.

„Sollen wir mit der Klarheit eins werden, so müssen wir der Sonne folgen, uns selbst verlassen in Unweise, und da wird uns die Sonne mit unseren blinden Augen in die Klarheit ihrer selbst ziehen, woselbst wir die Einheit mit Gott besitzen."

Das will doch sagen: wir sollen die törichten Bestrebungen der kleinen Persönlichkeit, des niederen Ichs aufgeben und durch die geistige Dunkelheit, die uns dann zunächst umgibt, wie ein Tunnel, zum größeren Unpersönlichen gelangen. Dann ergießt sich die denkbar höchste geistige Kraft, der Christusgeist, in uns ein. Wir finden dann „den glänzenden Stein", von dem Johannes in der Offenbarung spricht und den Namen, den niemand kennt als der Empfänger.

Dieser geheime Name ist „das höhere Ich", die göttliche Wesenheit, die in höheren Sphären wartet, bis wir uns mit ihr vereinigen, um „vergottet" zu werden, das lumen gloriae zu erlangen. Vom „Vater" sind wir ausgegangen und zu ihm kehren wir zurück. Das Leben ist wie die Irrfahrt des Odysseus, der umhergetriebenen wird und alle Arten von Abenteuern zu bestehen hat, bis er wieder an den heimischen Gestaden landet, oder wie die Erlebnisse des Gralssuchers Parzival, der durch die Irre wandert, bis er die Gralsburg erklommen hat.

Meister Klingsor aber versucht jede Seele in seine Netze zu ziehen. Kosmische Gewalten dienen auch ihm und geistige Kräfte erhalten ihn. Aber er verwendet seine Macht zum Bösen. Er versucht das Rad anders zu drehen. Er will „das gute Gesetz" umwandeln in das Gesetz des Widerspruchs. Er ist „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will — doch stets das Gute schafft". Er sucht vor allem solche Menschen zu gewinnen, die edel angelegt sind. Keiner bleibt von schweren Versuchungen verschont, der zur Höhe will. Aber niemand geht verloren, wenn nicht durch eigene Schuld. Am Steuerruder sitzen hohe Wesenheiten. Das Schiff schwankt vielleicht,

aber es geht nicht unter: fluctuat nec mergitur.

Als Buddha die Erlösung gefunden hatte, sagte er: „ich habe das Rad des Gesetzes gedreht". Bis dahin ging die Welt einen bestimmten Gang; Buddha aber veränderte den Kurs. Dasselbe kann man in höherem Maße von Christus sagen. Er hat die geistige Achse der ganzen Welt gedreht. Der „siegreich Vollendete" war sein Vorläufer, Christus aber brachte die Vollendung. Durch ihn wurde das Unbegreifliche Ereignis.

Deshalb kann man auch sagen: seit dem Christentum ist Möglichkeit gegeben, Seele und Geist zu versöhnen dadurch, daß der Christusgeist und die Christuskraft die Führung übernehmen. Seele ist nach dem Apostel Paulus das Mittlere zwischen dem Körper und dem unsterblichen Geist. Sie ist, wie das gothische Wort saivala ausdrückt, wie die See, die unruhig ist und daher unzuverlässig. Christus aber ist auf dem Wasser gegangen und hat den sinkenden Petrus aufrecht gehalten.

Er steht auch heute noch im Schiffchen unsrer Seele und beruhigt die Wogen, wenn wir uns an ihn wenden. „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet,

wird Er euch geben", hat er gesagt. Es handelt sich nur um die richtige Ausführung.

Durch die neuere okkulte Forschung sind wir großen Gesetzen des Geistes auf die Spur gekommen, die seit Jahrtausenden geheim gehalten waren. An uns ist es, das Rad des guten Gesetzes zu drehen, so daß wir Fortschritte machen. Wir müssen Alle weiße Magier werden. Noch größere Wunder sollen wir tun, als Christus, hat er selbst gesagt.

Nicht bloß um schöne idealistische Redensarten oder Gefühlsduselei handelt es sich, sondern um Realitäten. Die Einheit d. h. Gott müssen wir in uns selbst hineinbringen. Alle Religionen, alle Philosophien, alle Wissenschaften liefern uns das Material dazu. Aber das Ich muß selbst wählen, was ihm frommt. Jeder muß sein eigenes „Dharma" tun. Was andere sagen und tun, muß ihm gleichgiltig werden. Er ist sein eigener Gesetzgeber und muß lernen auf eigenen Füßen zu stehen. Jeder Mensch ist eine Gattung für sich.

Christus spricht von einer Wiedergeburt. Sie wird dadurch erreicht, daß man durch die bewußte Einwirkung des Ichs die drei niederen Prinzipien (physischen Leib, Ätherkörper, Astralkörper) umwandelt in Atma, Buddhi, Manas,

die drei göttlichen Prinzipien. Das ist die höhere Alchymie.

Der alte englische Okkultist Robert Fludd (de Fluctibus, † 1637) meint nach den alten Überlieferungen des Mittelalters: Der Makrokosmus ist in drei Hauptregionen eingeteilt: Empyreum, die „obere Region" (Atma-Buddhi-Manas), Aethereum (Astralregion), die mittlere und die Elementarregion. Jede ist mit himmlischem Feuer angefüllt und von unzähligen Ozeanen von Astrallicht durchdrungen, dessen Qualität und Quantität sich verringert, je weiter entfernt die Region von der Zentralsonne ist.

Diese Lichtkräfte, die den ganzen Raum durchziehen und den inneren Kern der einzelnen Naturprodukte bilden, sind alle im Menschen angehäuft. Aber nur dem „Adepten" ist es möglich, einen rechten Gebrauch davon zu machen.

In der „Aura" jedes Individuums erkennt man den Einfluß bestimmter Sterne, sowie der Sonne als Astralmaterie und Prana. Jeder Mensch hat von seiner Geburt an einen bestimmten Astraltypus, so daß es Sonnenmenschen gibt, Marssöhne, Mondmenschen usw., die je nachdem das betreffende Gestirn in ihnen vorherrschend ist, den Charakter bestimmen. Ein Mondmensch wird z. B. etwas Weiches,

Träumerisches, Abergläubisches, Sentimentales, Weibliches, Launisches in sich haben — im Gegensatze zum materialistischen Erdenmenschen usw. Jeder muß sich zunächst nach seinen Anlagen ausleben. Aber Vollkommenheit wird nur erreicht, wenn man sich mit seinem höchsten Intellekt über die natürliche Anlage hinwegsetzt — mit Unterstützung der „Gnade".

Die heutigen Theosophen pflegen den alten „Theïsmus" zu verwerfen, weil sie alles zu sehr von unten, also mechanistisch ansehen. Allein hinter dem Mechanismus besteht auch offenbar noch eine ganz freie Einwirkung von oben durch Geist-Liebe. Dies sollte man nicht vergessen. Wo Liebe ist, ist Freiheit.

Wir gehen einer neuen Phase des theosophischen Lebens entgegen, nämlich einer religiösen Theosophie. „Der alte Gott lebt noch". Und auch heute noch gilt der Spruch: Die ersten werden die letzten sein. Wer statt der mechanistischen Lebensauffassung zur übersinnlichen zurückkehrt, in dem erwacht mit der Weisheit der Funke göttlicher Liebe. „Nur das ist wahre Liebe, die in allen ihren Phasen triebkräftiges Streben nach Vollendung ist und die nicht nur die Daseinslust veredelt

und vollendet, sondern die man im gewissen Sinne selbst die durch Leid geläuterte Lust, die Lust der Weisheit nennen kann — ein Streben auch nach Dasein, nach verklärtem, friedevollem Dasein, bis zuletzt die „Einheit" als das absolute Sein verwirklicht wird".

(Hübbe-Schleiden: Lust, Leid u. Liebe. Ein Beitrag zum Darwinismus. Braunschweig 1891.)

Das Sein ist die Synthese von Leben, Lust und Liebe. Deshalb könnte man von jedem unvollkommenen Menschen auch sagen: er lebt, aber er ist nicht.

Viele Methoden gibt es heute, die angewandt werden, um die Seele zu erweitern und zu erhöhen. „Neu-Gedanke", „Mazdaznan", und wie sie alle heißen, bieten sich an, um den Menschen gesund zu machen. Vielleicht darf auch ich hier zum Schlusse einen kleinen Beitrag zur praktischen Anwendung hersetzen, der des Versuches wert sein mag.

Man faste und nehme dann ein „Harmoniebad" d. h. ein warmes Bad (in einer Sitzwanne) nach der Methode Voigts (in Westheim bei Augsburg), das darin besteht, daß allmählich durch Zuschöpfen (von einem andern) das Wasser immer heißer und dann wieder kühler gemacht wird. Nach Massage des Unterleibes und Einreiben mit

dem trefflichen grünen Hautfunktionsöl von Gottlieb (in Heidelberg) legt man sich zur Ruhe, schaltet alle Gedanken aus und verfällt dann in einen gesunden Tiefschlaf (sushupti). Ist man gestärkt erwacht, dann richtet man seine höchsten Gefühle auf eine Wesenheit, von der man Heil erwartet, z. B. auf Christus. Man stellt sich Christus im Geiste körperlich vor und nimmt an, daß er in unser höchstes Prinzip („das aurische Ei", „den Causalkörper") eingeht; dann stelle man sich vor, wie er durch alle unsere inneren Körper hindurchgeht und schließlich den physischen Leib völlig durchdringt. Man sei fest davon überzeugt, daß der kosmische Christus in uns voll und ganz lebt und denke innig: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir". Dann führe man sich seinen schlimmsten Fehler, den man sich abgewöhnen will, vor Augen und denke: Ich will ihn nicht mehr haben. „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt". Ich habe ihn überwunden.... Ich habe den Christusgeist, ich habe die Christusliebe, ich habe die Christuskraft, ich habe den Christuswillen.

Auf solche Weise kann man dazu gelangen alles Unvollkommene mit der Zeit zu zerstören, alle häßlichen Flecken nach und nach abzu-

waschen. Mit jedem Siege über das niedere Selbst, wird aber das höhere Selbst mächtiger. Durch den Weg der Reinigung gelangt man zu dem der Erleuchtung und zuletzt der Vereinigung. Einheit ist ja das letzte Ziel. Durch die „Kreuzigung" der Persönlichkeit, dann durch das Opfer der „Individualität" gelangt man zum wahren „Selbst", zur Vollendung.

Zwîvel und Tumpheit des jungen Parzival werden zur echten „Freiheit der Kinder Gottes". Dann stellt sich aber auch Repanse de Schoie, die königliche Spenderin himmlischer Freuden, die Gralspriesterin, ein mit dem heiligen Kelch. Freude und Friede kommt dann. Die frohe Botschaft erfüllt die Gralsbrüderschaft: denn sie hat das innere Schauen erlangt.

Jeder der Brüder aber hat seinen eigenen okkulten Namen bekommen, der in den Sternen geschrieben ist und nur von Eingeweihten gelesen werden kann.

Im Buche des Lebens steht dieser Name. In ihm klingt ein wunderbarer Ton wie aus dem verlorenen Paradies. Manchmal im Tiefschlaf glaubt die Seele ihn schwach vernehmen zu können. Aber der öde Tag verscheucht ihn wieder.

Der Gralsritter aber reitet dem geheimnisvollen Klange nach, der aus weiter Ferne

zu kommen scheint, er reitet und reitet, von Sehnsucht getrieben — bis er ihn näher und näher vernimmt. Wer einmal den Ruf vernommen hat, der vergißt alles. Er macht sich auf, lauscht und lauscht und folgt ihm. Die Stunde weiß niemand, wann er den Gral erschaut: aber wenn sie schlägt, die Schicksalsstunde, dann vernimmt man auch mit der Berufung zum Gralsdienste — das verlorene Wort.

Vorschlag zur Errichtung eines Errinnerunngsdenkmals für Dr. Franz Hartmann.

Der Tod hat den unermüdlichen Vorkämpfer für Vergeistigung Dr. Franz Hartmann, dem wir die Einführung theosophischer Ideen in Deutschland verdanken, hinweggerafft. Mit ihm scheidet eine Persönlichkeit von hinnen, die wert ist für alle Zeiten von allen Wahrheitsforschern verehrt zu werden. Denn Hartmann hat in einer materialistischen Epoche treu zur Fahne des Idealismus gehalten, was man ihm um so höher anrechnen muß, als er geschulter Mediziner war. Fern vom banausischen Getriebe der Welt hat er nur für die Erforschung der Wahrheit gelebt, gestrebt und gelitten. Erst der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, der wir so viel schöne, tiefe und geistreiche Schriften verdanken. Diese Schriften gehören zum Besten, das in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Wenn sie auch nicht für Durchschnittsmenschen berechnet waren, vielmehr schon eine gewisse Vergeistigung vor-

aussetzen, so kann man doch annehmen, daß bei zunehmendem geistigem Fortschritte seine Gedanken allmählich das Gemeingut Aller werden könnten. Dazu aber bedarf es der treuen Mitwirkung derer, die Hartmanns Streben zu schätzen wissen.

Aus dem großen Kreise seiner Verehrer ist die Anregung hervorgegangen dem Hingeschiedenen ein Monument an einer Stätte zu errichten, wo er geweilt hat, damit die Welt sehen kann, daß er auch fernerhin bei uns weilt und damit solche auf ihn aufmerksam gemacht werden, die ihn bisher nicht gekannt haben. Dem bescheidenen Manne, der als Idealist ein beinahe verborgenes Leben gelebt hat, geziemt der Dank der Nachwelt, indem sie sein okkultes Leben auch zugleich zu einem öffentlichen macht. Denn was einst okkult war, soll dereinst allgemein zugänglich werden. Hartmann lebt weiter in seinen Schriften: aber er soll auch in Stein und Erz weiter künden von seiner philosophischen Sendung — und von der Dankbarkeit des deutschen Volkes.

I.

Das Denkmal soll an einer Stätte errichtet werden, wo er geweilt hat und wo es von vielen Personen gesehen wird. Daher eignet sich ein Denkmal auf seinem Grabe wenig dazu. Am besten würde es an einer schönen Stelle in Reichenhall errichtet. Es soll die Gestalt eines Brunnens haben (ähnlich wie der neue Brunnen am Hafen von Lindau). Über dem Wasserbecken erhebt sich eine Wand in Gestalt einer griechischen Grabstele (etwa von weißem Sandstein). Darauf sieht man das Medaillon Hartmanns, darüber den fünfzackigen Stern der Einweihung, daneben rechts und links die Gestalten der weißen und schwarzen Magie. Darunter ein Jüngling, der aus einer aus dem Felsen sprudelnden, von Lotus umsäumten Quelle das Wasser des Lebens trinkt. Das Wasser ergießt sich in ein Becken, das aus stilisierten Lotusblumen gebildet wird.

Neben dieser Stele befindet sich eine niedrigere Mauer, die links in einem Sgraphitto-Gemälde die Szene zeigt, wie Arjuna, der Held der von Hartmann übersetzten Bhagavad-Gita auf dem Streitwagen sitzt und von seinem göttlichen Wagenlenker Krischna unterrichtet wird (Ausbildung des höheren Selbst, Jugend). Rechts sieht man die Szene aus dem Rolandsliede, wo

der sterbende Held, allein auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben, nach siegreichem Kampf gegen die Heiden, Gott seinen Handschuh hinhält, den der Erzengel Gabriel entgegennimmt (Tod des Magiers nach tatenreichem Leben, Eingang in das Nirvana).

Vor der Mauer Bänke von Stein, links darauf das Wappen der theosophischen Gesellschaft, rechts das Zeichen der Rosenkreuzer. Unter dem Wasserbecken goldene Widmungsinschrift. Dahinter dunkle Cypressen, davor ein Rasen mit Vergißmeinnicht.

II.

Es soll eine Errinnerungsmedaille geschlagen werden, die auf der einen Seite den Kopf Hartmanns zeigt, auf der anderen das arische Wappen, wie es in der Schrift „Die arische Bewegung eine ethische Bewegung (Leipzig bei Dr. Vollrath) dargestellt ist, nämlich ein goldener Doppeladler in silbernem Felde, auf seiner Brust trägt er einen grünen Schild mit dem Wappen der Theosophischen Gesellschaft (ohne die Schlange), also zwei Dreiecke mit dem Schüssel Salomons darin. Hinter dem Wappentiere der arischen Rasse sieht man ein purpurnes Kreuz den Schild durchziehen. Auf dem Schilde ruht ein goldener Helm mit purpurener Helmdecke,

innen weiß, als Zimier dient eine weiße Lotusblume zwischen goldenen Adlerschwingen. Das Innere der Medaille um das Wappen ist mit einem Tapetenmuster ausgefüllt, das goldene Lilien zeigt.

Das Band, an dem die Medaille getragen werden kann, zeigt die arischen Farben, purpur, weiß und Gold (Purpur mit einem weißen Streifen und goldenen Rändern).

Die bronzene Medaille wird verliehen (je drei jedes Jahr) von dem Vorstand der Theosophischen Gesellschaft in Adyar, dem Generalsekretär der deutschen Sektion und dem der von Dr. Hartmann gestifteten Gesellschaft. Also 9 bronzene Medaillen können jedes Jahr verteilt werden; eine silberne wird zusammen von den 3 genannten Personen jedes Jahr verliehen. Eine goldene kann von dem Stifter der Medaille (der das Geld dazu gibt) solchen verliehen werden, die sich Verdienste um die arische Sache, d. h. um die Regeneration der Menschheit erworben haben. Das Band ist hellblau mit goldenen Lilien besät.

Es fehlt ein Anerkennungszeichen für Schriftsteller, die sich in aufopfernder Weise der Wiedergeburt unserer Rasse widmen. Die arische Medaille kommt einem Bedürfnisse entgegen.

III.

Es soll eine Hartmann-Bibliothek (am besten in Leipzig) errichtet werden, welche sämtliche Schriften und Aufsätze des Schriftstellers enthält. Sie sollen in möglichst vielen Exemplaren vorhanden sein und an Interessenten durch die ganze Welt ausgeliehen werden.

Eine Postkarte mit dem Bilde Hartmanns soll darauf aufmerksam machen.

IV.

Ein Flugblatt von 4 Seiten soll gedruckt werden. Die erste enthält eine kurze Biographie, die zweite das Verzeichnis seiner sämtlichen Werke und Artikel, die dritte eine Erklärung seines Denkmales, die vierte Stellen aus seinen Schriften.

V.

Eine Denktafel soll an Hartmanns Sterbehause in Kempten errichtet werden.

VI.

Das Komité für Errichtung eines Hartmann-Gedenkzeichens erklärt sich nach Errichtung als Hartmann-Gesellschaft und läßt andere Interessenten als Mitglieder zu, wenn sie sich verpflichten einen jährlichen Beitrag zu zahlen.

Derselbe soll zur Bestreitung der Kosten für Bibliothek und Medaillen verwandt werden. Sitz ist Leipzig. Auch Vereine, Städte usw. können Mitglieder werden.

VII.

Die Gesellschaft soll jemand beauftragen eine ausführliche Biographie Hartmanns zu schreiben. Auch ein „Hartmann-Brevier“ wäre herzustellen, bestehend aus den besten Stellen seiner Schriften.

Dr. Grävell (Harald Arjuna),
Bad Schachen bei Lindau,
Villa Brodersen.
22. August 1912.

Rundschau.

Dr. Nikolaus Müller. Die natürliche Entwicklung des Charakters und der Begabung. Ein den Eltern, Lehrern und der reiferen Jugend gewidmetes Mahnwort. Leipzig, Verlag von David Amman. 1912. M. 3.50.

Man erkennt heute immer mehr, daß unsere vielgerühmte Pädagogik auf Abwege geraten ist. Dr. Nikolaus Müller, ein praktischer Arzt in München, unternimmt im vorliegenden Werke die Mazdaznan-Philosophie auf die Erziehung anzuwenden. Es zerfällt in zwei mit Abbildungen versehene Teile: I. Unnatürliche Entwicklung des Charakters und der Begabung der Jugend durch Schule und Erziehung. 1. Verschiedenartigkeit der Anlagen und Neigungen in ihrem Verhältnis zur Schule. 2. Folgen der spirituellen Hemmung. II. Die Gesetze der natürlichen Entwicklung der Begabung. Schlüssel zur Phrenologie. 1. Verhältnis der Hirnanlagen zu einander und die drei Temperamente. 2. Natür-

liche oder harmonische Entwicklung der Begabung. 3. Unnatürliche oder disharmonische Entwicklung der Begabung.

Die Schrift zeigt von guter Beobachtung und Eindringen in den Stoff, ist aber von Einseitigkeit nicht frei. Namentlich schadet dem Urteil des Verfassers seine gänzliche Unbekanntschaft mit den Lehren der Theosophie. Mazdaznan bietet zwar eine willkommene Ergänzung zur Theosophie (z. B. in der Lehre von den Temperamenten, in dem Unterschiede zwischen Magnetismus und Elektrismus u. a.), aber ohne diese kann es solche nie ganz befriedigen, die tiefer in den Geist der Natur eindringen wollen. Die an und für sich auf guter Beobachtung schön aufgebaute Lehre von den drei Temperamenten (materielles, intellektuelles, emotionelles) kann allein nicht genügen. Erst die Erkenntnis, daß jede Seele infolge früherer Existenzen bestimmte Richtungen genommen hat und nur durch geistig-religiöse Einwirkung dauernd umgestimmt werden kann, wirkt befreiend. Der Wille kann und soll nicht wirken ohne „Wissen".

Bhagavad-Gita, Des Erhabenen Sang, übertragen und eingeleitet von Schröder. Jena, E. Diederichs. 1912. Geb. M. 3.—.

Der rührige Verlag von Diederichs gibt jetzt eine Sammlung von Schriften unter dem Titel heraus: „Religiöse Stimmen der Völker“ herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. W. Otto in Wien. Als erster Band ist die berühmte philosophische Episode des Mahâbhârata erschienen und zwar von einem der gründlichsten und geistreichsten Kenner der indischen Literatur im Versmaße des Originals. Leider sind die Verse oft holperig und unpoetisch und reichen nicht an den Schwung derjenigen von Boxberger heran. Eine kurze Einleitung über die Entstehung und ein Anhang über die Literatur zum Studium erleichtern das Verständnis. Bei Angabe der englischen Übersetzung hätte die treffliche von A. Besant erwähnt werden sollen. Die meinem Gefühle nach beste ist die von Caleb The Song Divine, London Lizac 1911 (nur 1 schilling und 6 pence in guter Ausstattung und erklärenden Anmerkungen!). Auch sie ist nicht erwähnt. Wir hoffen, daß bei einer Neuauflage manche Verse mehr gefeilt werden und daß der verdienstvolle Verfasser seinen trefflichen Anmerkungen lieber noch einen ausführlichen Kommentar folgen läßt. Deutschen Lesern bleibt sonst manches nicht so klar, wie es sein sollte. Dem zeitgemäßen Unternehmen aber wünschen wir besten Fortgang. Namentlich

sollte die indische Literatur mehr herangezogen werden als es im Plane bis jetzt festgesetzt ist.

Franchezzo Borghese's Wanderungen. Aus Nacht zum Licht. Ein Roman aus zwei Welten. Deutsch herausgegeben von Baumann. 1912. Verlag von Baumann, Bad Schmiedeberg und Leipzig.

Das vorliegende Buch gehört zu jener Reihe von Romanen, die jeder lesen sollte, der sich mit Okkultismus beschäftigt. Ich rechne zu ihnen die drei Bulwerschen („Zanoni", „Eine seltsame Geschichte", „Das kommende Geschlecht"), M. Collins, Das Idyll vom weißen Lotus, Surya, Rosenkreuzer (bei Altmann in Leipzig) und Collins, Flita. Sie ergänzen sich alle gut und geben eine gute Übersicht über das okkulte Gebiet.

Franchezzos Wanderungen erstrecken sich auf die jenseitige Welt, die anziehend geschildert wird. Wie weit tatsächliche Erlebnisse infolge von Mediumschaft darin verbreitet sind, wird leider nicht in der Einleitung gesagt. Aber im großen und ganzen ist die Darstellung fesselnd und gibt jedenfalls Stoff zum Nachdenken. Auch die Möglichkeit des Verkehrs

der Abgestorbenen mit uns wird im einzelnen erklärt. Da das Universum ein großes Ganzes bildet und die Zeit immer mehr heranrückt, wo man gezwungen sein wird auch mit Einflüssen aus dem Jenseits zu rechnen, ist ein solcher gut geschriebener Roman jedenfalls zeitgemäß. Er wirkt auch moralisch, da er durch den genauen Hinweis auf eine Vergeltung in der jenseitigen Welt dazu dienen kann, manchen Zweifler oder Oberflächlichen oder gar Schlechten auf bessere Wege zu leiten.

Buddha, Sein Evangelium und seine Auslegung. Von H. L. Held. Bd. I. Hans Sachs-Verlag (Gotthilf Haist) in München 1912.

Mit der zehnten Lieferung ist der erste Band des schön ausgestatteten Monumentalwerkes fertig. Es enthält die Geschichte Buddhas frei nach den Quellen in biblischer Sprache nacherzählt und mit Anmerkungen versehen. Der zweite Band soll die Theologie des Buddhismus bringen und werden wir nach Vollendung desselben eine eingehende Würdigung geben. Zunächst sei der erste Band allen empfohlen, die das Verlangen nach einer erbaulichen Darstellung des außerordentlichen Lebens Gautamas haben. Der Buddhismus hat

in letzter Zeit eine werbende Kraft gehabt. Das vorliegende Werk kann dazu dienen, daß allmählich ein Ausgleich, eine Synthese der buddhistischen und christlich-germanischen Auffassungen möglich wird, ja es kann gut in jeder Familie neben der Hausbibel einen hervorragenden Platz beanspruchen.

„Gebaut habe ich der Weisheit Boot, daß ihr mit ihm das große Meer durchfahret; wie ein Leuchtturm steht mein Gesetz, daß es das finstre Meer erhelle.

Wie eine Axt ist meine Weisheit, darum gebrauchet sie und füllet die Bäume eurer Sorge. Wie eine Brücke erhebt sich meine Weisheit, daß sie die Schlucht der Torheit überschaue; wie ein treffliches Heilmittel ist meine Weisheit, darum nehmt sie auf und ihr werdet von aller Krankheit gesunden". (S. 356).

Sven Hedin, Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Band III. Leipzig, Brockhaus. 1912. Gebunden M. 10.—.

Das interessante Buch ergänzt, durch schöne Abbildungen unterstützt, die beiden vorausgegangenen über Tibet und trägt dazu bei, das

geheimnisvolle Land unseren Blicken zugänglich zu machen. Besonders anziehend ist die Darstellung der religiösen Verhältnisse, die eine so merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Katholizismus haben, daß der Jesuit Dahlmann behauptet, der Siegeszug des Buddhismus verdanke seine Kraft nur den christlichen Gedanken, die diese Lehre sich im nordwestlichen Indien angeeignet habe. Richard Garbe, der gründlichste Kenner, hat ihn jedoch widerlegt, wenn er auch die Möglichkeit zugibt, daß christliche Missionäre (von 635 an) den lamaistischen Kult beeinflußt haben können. In Hedins Werk wird die Frage gründlich untersucht. Und sie ist ja auch interessant genug. Besonders anziehend zu lesen ist auch die Geschichte des gelehrten Ungarn Csoma, der sich Jahre lang in Ostasien aufhielt, in größter Einsamkeit lebend, um eine tibetanische Grammatik zu schreiben. Hedin betrat nach 78 Jahren die Stätte, wo Csoma so lange mit Studien zugebracht hatte und lernte dort einen zweiundachtzigjährigen Greis kennen, der sich erinnerte, daß sein Vater von ihm („Ganderbek" d. h. Iskender Bek, Alexander) erzählt habe. Das Werk ist, wie selbstverständlich, des Brockhaus'schen Verlages würdig ausgestattet.

Die Märchen der Weltliteratur. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Dr. Paul Zaunert.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von P. Zaunert. Eugen Diederichs. Jena 1912. 416 Seiten.

Der Band, der heute vorliegt, faßt zusammen, was an deutschen Volksmärchen noch nach der Sammlung der Brüder Grimm (die heuer das hundertjährige Jubiläum feiert) zutage trat. Leider ist der Druck zu klein und die Vignetten sind auch nicht nach meinem Geschmack. Aber es ist sehr verdienstlich, daß man die Poesie, die in den alten Märchen liegt, wieder ausgräbt und dem heutigen blasierten Volke vorführt. Diese Märchen sind dazu bestimmt, von den Großen gelesen zu werden, die sie dann wieder den Kleinen erzählen sollen. Denn Märchen sollen erzählt werden. Sie werden so eine gute Erziehung für jung und alt, und die Alten werden wieder jung.

H. P. Blavatsky, Rätselhafte Volksstämme. Jaeger, Leipzig. Mark 6.—.

Das vorliegende Buch ist für den Ethnographen und Geographen ebenso interessant wie für den Okkultisten. Es berichtet von wenig

bekannten Völkerstämmen im südlichen Indien: von guten Riesen, die ein reines Leben führen und von bösen Zwergen, die durch ihre unreine Atmosphäre die Luft verpesten, so daß Reisende in Ohnmacht fallen, wenn sie ihre stinkende Ausdünstung einatmen. Man kann verstehen, wie unsere Märchen, die ja großenteils aus Indien stammen, von solchen Gestalten zu erzählen wissen. Auch über Telepathie und Suggestion kann man merkwürdige Tatsachen erfahren. Namentlich auch die Anschuldigungen, die man stets gegen die Hexen geschleudert hat und die jetzt von der Wissenschaft belächelt werden, werden durch Blavatskys Buch bestätigt. Sie hat nicht unrecht, wenn sie (S. 237) sagt: „Die ganze Verlegenheit der Repräsentanten der Wissenschaft beruht auf der Befürchtung, die neuen Lehren könnten so oder anders ihre geliebte Theorie der Entstehung des Weltalls aus der Materie zu Fall bringen."

Der selige Nikolaus von der Flüe.

er'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Berlin.

Ein Tag am Grabe des „Bruders Klaus".

Schon lange war es mein Wunsch gewesen, die Stätte in der Schweiz zu besuchen, die durch das Leben und Wirken des seligen Nikolaus von der Flüe geweiht ist. Endlich hatte ich dazu Gelegenheit. Meine heurige Ferienreise machte ich über Luzern nach Sachseln, das am Sarner See lieblich gelegen als kostbarsten Schatz die Gebeine des schweizerischen Nationalheiligen birgt.*) Natürlich galt ihm mein erster Gang.

Eine große Kirche, die am Eingang zwei schöne moderne Fresken aus dem Leben des frommen Mannes zeigt, enthält einen kostbaren Altar, in dem das in Gold und Edelsteine gefaßte Gerippe verborgen ist, das der Meßner

*) Mich hatte immer das schöne Gebet zu ihm hingezogen, das er täglich zu beten pflegte: „Mein Herr und mein Gott! nimm alles von mir, was mich hindert zu dir! Mein Herr und mein Gott! gib alles mir, was mich fördert zu dir! Mein Herr und mein Gott! nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir!"

durch Emporziehen einer gemalten Schreintüre den Gläubigen zur Verehrung zeigt. Wenn an diesem Altare die heilige Messe gelesen wird, pflegt der Priester seine Gebete unmittelbar vor dem sichtbaren Seligen zu sprechen. Da viele Geistliche zur Erholung in der Sommerfrische zu weilen pflegen, so werden meist mehrere Messen zu gleicher Zeit an den zahlreichen Altären gehalten. Ein Kasten mit dem Bilde des Heiligen scheint seine Kleider zu enthalten. Denn man liest darauf die Inschrift, daß seine Gewänder durch ihre Berührung Kranke geheilt hätten.

Ich will das gerne glauben. Denn meine Studien auf diesem Gebiete haben mich gelehrt, daß es ganz richtig ist, wenn man behauptet, Kleider eines Heiligen könnten Wunder tun. Dabei ist es ganz überflüssig hinzuzusetzen, Gott tue das Wunder — das ist ja natürlich ganz selbstverständlich, da er im letzten Grunde alles tut. Aber alles, was ein Mensch getragen oder auch nur berührt hat, ist nach neueren Forschungen von seiner „Aura“ durchtränkt, d. h. von einer geistigen Atmosphäre, die aus seinem Körper heraustritt und ihn wie eine Wolke umgibt. Sympathie und Antipathie beruhen ja wesentlich darauf, daß man eine Vorstellung von der Seele eines Menschen erhält, wenn man in seine Nähe

kommt, weil man seine Aura (sein „Od", wie es Baron Reichenbach genannt hat) einatmet. So ist es begreiflich, daß eine heiligmäßige Seele auch eine entsprechende Aura allen getragenen Gegenständen imprägniert. Das wird ja schon vom Gürtel des heiligen Paulus in der Apostelgeschichte berichtet. Dieser ganz feine Ätherstoff geht in den Körper des Menschen ein, der sich ihm naht und gibt den Anstoß, den eingedrungenen Krankheitsstoff zu vertreiben. Daher ist es gar nicht wunderbar, daß der heilige Rock in Trier so gut wie zahlreiche andere Reliquien physische Wirkungen hervorbringen.

Sachseln und der eine Stunde ins Gebirg hinauf gelegene Ranft, eine Schlucht im Tale der Melchaa sind Wallfahrtsorte. In Flüeli oben ist noch das Geburtshaus des Seligen zu sehen, ein altes Holzhaus. Von ihm geht man eine Viertelstunde etwa hinab in die Schlucht, wo die alte Klause zu sehen ist, in die sich der Selige zurückgezogen hatte. Hier lebte er seinen frommen Gedanken und Gebeten, indem er jede irdische Speise verschmähte.

Es ist oft bezweifelt worden, ob dies möglich sein kann. Allein auch hier haben neuere Beobachtungen Klarheit geschafft. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern noch mehr

im eigentlichsten Sinne des Wortes vom Worte Gottes. Die Verbindung mit der jenseitigen Welt ist eine Quelle der Kraft. Je mehr jemand am Irdischen hängt, je mehr er ißt, desto schwerer hält es ihm die geistige Gesundheit zu erhalten. Daher bedarf ein geistig hochstehender Mensch so wenig Nahrung. Die Heiligen haben alle streng asketisch gelebt. Aber umgekehrt: es kann ein Mensch, der noch nicht einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, unmöglich durch seinen bloßen Willen die Naturgesetze umstoßen. Es ist daher stets ein Maßstab für die Bedeutung des Menschen, wie er sich zur leiblichen Nahrung stellt. Nikolaus von der Flüe hatte allmählich durch sein strenges Fasten einen so feinen Körper bekommen, daß er aus der Pflanzenaura die belebenden Stoffe zog, die er zur Erhaltung brauchte. Natürlich schrumpfte sein Körper ein, aber die Seele konnte sich aufschwingen zu lichten Höhen.

Auch von indischen Brahmanen, sogar von alten Griechen wird ja ähnliches berichtet. Heutige Hungerkünstler beweisen, daß man es lange ohne Nahrung aushalten kann. Wie viel mehr mag ein ganz gereinigter und vergeistigter Körper eines Heiligen leisten können. Durch Pantanjalis Yoga-Aphorismen haben wir einen

guten Einblick in diese geheimnisvolle Welt bekommen und sehen, wie ein Adept durch prânâyâma die inneren „Lotusblumen“ ausbildet und zuletzt zu Samadhi kommt. Wer das erreicht, braucht keine irdische Nahrung mehr.

Ein gewisser Ulrich, ein Adliger aus Bayern, wollte das Beispiel des Nikolaus nachahmen und ließ sich in seiner nächsten Nähe, aber auf der anderen Seite des Baches, nieder. Als er aber 13 Tage gefastet hatte, ging Nikolaus zu ihm und riet ihm ab, da er nicht dazu geeignet sei. Auch später hielt er ihn noch einmal vom strengen Fasten ab. Man sieht daraus, wie materiell die Durchschnittsmenschen damals gewesen sein müssen, daß sie nicht einmal so lange ohne Nahrung leben konnten trotz allen Gebetes.

Die Stätte, wo Ulrich gelebt hat, ist auch noch gut erhalten und durch eine Kapelle geschmückt, die Bilder aus seinem Leben aufweist. Merkwürdig ist, daß sich alte Inschriften, Namen aus dem 17. Jahrhundert, in roter Kreide an der Außenwand der Kapelle bis heute erhalten haben.

Noch ein drittes reizendes Kapellchen in gotischem Stile enthält der Ranft, nämlich da, wo dem Seligen die Mutter Gottes erschien. Auch dieses Ereignis kann man nach neueren

okkulten Forschungen leicht erklären. Denken wir uns den Heiligen mit seinem vergeistigten, durch keine Nahrung beschwerten Körper, wie er beständig an Maria denkt. Es ist natürlich, daß sich seine Gedanken zu ihrem Bilde verdichteten, so gut wie manche Menschen auch heute noch ihre Geliebten leibhaftig vor sich zu sehen glauben, wenn sie eifrig an sie denken. Der Gedanke wenn er den Körper verläßt, wird Ätherstoff und kann von Hellsehenden erblickt werden. Kein Wunder, daß Nikolaus das in der Extase erschaute, was er von ganzem Herzen liebte und verehrte!

Der Frieden, die Sabbatruhe, die auf dem Ranft ruht, ist unbeschreiblich. Ich kenne kaum eine Stelle die so zur Andacht stimmt und begreife, daß „Bruder Klaus" sie sich gewählt hat. Die Umgebung („das Milieu") macht ja so viel aus. Auch hier haben neuere okkulte Forschungen helles Licht auf die Tatsache geworfen, daß manche hervorragende Menschen sich ganz bestimmte Lokalitäten ausgesucht haben. Jede Lokalität ist so gut wie der Mensch und alles sonstige Erschaffene von einer „geistigen Aura" umgeben, die einen bestimmten Eindruck auf die Seele macht. Es ist begreiflich, daß man in einer modernen Großstadt spirituellen Einflüssen weniger zugänglich ist als auf dem Gipfel eines

hohen Berges, der von jungfräulichem Schnee bedeckt ist. Jeder kann das selbst erproben. Die Gedanken der Menschen bleiben im Äther haften und beeinflussen uns. Daher wird man in der Großstadt so leicht unruhig und kann sich nicht sammeln. Gottesfriede aber ruht da, wo ein Heiliger gelebt hat. Nirgends kann man besser beten als an einem Wallfahrtsorte; und wenn da Wunder leichter eintreten als sonstwo, so kommt dies daher, daß die Seele hier empfänglicher ist und die geistige Atmosphäre, die durch Jahrhunderte langes Beten entstanden ist, natürlich leichter eindringen kann als im Geräusch und Getöse einer großen Stadt.

Deshalb kann man nur empfehlen, so oft als es die Zeit erfordert, Pilgerfahrten zu machen, nicht am wenigsten aber nach dem klassischen Lande des seligen Bruder Klaus, wo so vieles zusammenkommt, was die Seele erweitern und erhöhen kann.

Besonders auch anziehend in seinem merkwürdigen Leben ist die Vision, die er vom Sonnenlogos hatte, der als ein gekröntes Haupt in der Luft erschien und drei Strahlen aus den hauptsächlichsten Organen als Gnade herausströmen ließ („Evolution") und drei hineinströmen („Involution").

Vor allem stimmt die eigentliche Wall-

fahrtskapelle zur Andacht, die auf einem hohen Felsen über dem Dörflein Flüeli errichtet worden ist, wo Nikolaus durch das Kreuzzeichen den Brand auf der anderen Seite des Sees in Sarnen gestillt hat. Sie ist modern erneuert und man hat von ihr eine wundervolle Aussicht.

Daß das Zeichen des Kreuzes, wenn es in rechtem Glauben gemacht wird, eine magische Wirkung hat, weiß jeder, der sich mit solchen okkulten Dingen beschäftigt hat. Wie groß muß die geistige Kraft des frommen Einsiedlers gewesen sein, wenn er es fertig brachte den Feuerdämonen zu gebieten! In der Welt und in den Lüften besteht ja ein beständiger Kampf zwischen guten und bösen Elementen und der Sieg haftet sich notwendigerweise an die stärksten. Dies sind aber die, welche reine, fromme und starke Seelen von oben herabziehen. So kann aber auch der selige Bruder Klaus heute noch eine solche geistige Kraft sein, der man sich bedienen kann. Das Feuer der Leidenschaft kann durch Stärke des Glaubens gelöscht werden und der süße Name Jesus, der nach dem Wunsche des Seligen unser Gruß sein soll, vertreibt die Teufel. Möchte der schweizer Selige bei Gelegenheit seines fünfhundertjährigen Geburtstagsjubiläums (im

Jahre 1917) zum allgemeinen Heiligen der ganzen Kirche ernannt werden, damit er noch mehr als seither als Muster und Beispiel frommer Tugendübung, Einfalt und Frömmigkeit verehrt werden kann!

Naturwissenschaft und Theosophie.

Man hört so oft das Wort: wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaft. Aber man darf vielleicht entgegnen, daß sie mehr die untere Schicht der Gebildeten heute noch stark beeinflußt, daß dagegen die Oberschicht angefangen hat sich einer höheren Weltanschauung als der materialistischen zuzuwenden.

Auf das Zeitalter der großen Philosophen, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer u. a. folgte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gegenschlag, wie stets auf eine zu starke Aktion eine Reaktion folgt, wie „positiv" und „negativ" abwechseln. Zwischen Wissenschaft und Metaphysik wird immer ein natürlicher Gegensatz bestehen bleiben, weil die erstere es mit der Erklärung von Phänomenen auf dem physischen Plane zu tun hat und diese Erscheinung mit dem menschlichen

Verstande zu erklären sucht, während die wirklich großen Philosophen alles was sie sagen, durch innere Schauung gewonnen haben.

Daher ist auch die Methode beider Geistesrichtungen ganz verschieden, ja einander entgegengesetzt. Die Wissenschaft ist induktiv: sie geht vom Einzelnen aus und kommt zu allgemeineren Gesetzen; die Philosophie aber ist deduktiv, d. h. sie erkennt eine Wahrheit auf innere Weise, „per intuitionem" und schließt davon auf das Einzelne.

Daher muß sich Wissenschaft und Philosophie auch eigentlich immer decken. Denn es kann nur eine Wahrheit geben, und man kann auf die soeben angegebenen beiden Arten zu ihr gelangen. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß jemand einem andern auf der Mitte des Weges begegnet und dann begreiflicher Weise nicht leicht erkennt, daß der andere einen anderen Weg zum selben Ziele nimmt. Es ist etwa so, wie wenn zwei Eisenbahnwagen einer Zahnradbahn sich begegnen, von denen der eine hinauf — und der andere hinunterfährt. Die Philosophie führt hinunter, die Wissenschaft hinauf: die erste war schon beim Ziele, die andere will es erreichen.

Es ist daher verständlich, daß beide Methoden von einem gewissen Punkte an sich zu verbinden

suchen. Alle genialen Naturforscher haben Hypothesen aufgestellt, die erst später von den Männern der Wissenschaft bewiesen wurden. Die Größe eines Gelehrten zeigt sich ja gerade darin, daß er über seine Wissenschaft hinaus, also zunächst „inexakt" denken kann. Die Kleinheit erkennt man daran, daß jemand etwas nicht anerkennen will, was über seine wissenschaftliche (oft recht niedrige) Überzeugung hinausgeht, daß er meint, durch seine selbstgebildeten „Naturgesetze" die Wahrheit in Erbpacht genommen zu haben und deshalb etwas beharrlich leugnet, was nichtdestoweniger wahr ist. So hat die Pariser Akademie nicht annehmen wollen, daß Meteore vom Himmel gefallen seien, und die „Männer der Wissenschaft" sträuben sich heute noch gegen den Mesmerismus, gegen die Wunder von Lourdes und alles, was ihnen nicht in ihren Kram paßt.

Wenn nun die Theosophie neue Sätze aufstellt, neue Erklärungen gibt, neue Gedanken erzeugt, neue Tatsachen registriert, neue Quellen entdeckt, so sollte ihr die Wissenschaft recht dankbar sein, weil sie auf diese bequeme Weise zunächst „Hypothesen" erhält, die zur Komplettierung der heutigen Anschauungen dienen und den Gesichtskreis erweitern können. Wenn die Wissenschaft aber den Menschen selbstge-

nügsam und geistig hochmütig macht, so ist sie ein Hemmschuh für den Fortschritt.

Zu welcher Dummheit und Roheit die sogenannte wissenschaftliche Weltanschauung manchen Menschen bringen kann, das habe ich ein Mal erfahren, als ich einem Bekannten einen Besuch machte und die Rede auf das soeben von mir behandelte Thema kam. Da ereiferte sich der gute Mann (der selbst gar nicht einmal ein Mann der Wissenschaft war, keine einzige Universität besucht hatte) so, daß er im heftigen Zorne sagte, bei meinen Ansichten könne kein Verkehr mehr zwischen uns stattfinden. Soweit hat es also moderner Fanatismus gebracht, daß jemand geistig auf den Scheiterhaufen gebracht wird, der sich weigert alles für wahr zu halten, was in gewissen, sich unfehlbar dünkenden Kreisen verkündet wird. Und das sind dieselben Leute, die auf das „finstere" Mittelalter schimpfen und die nicht begreifen können, daß ein frommer Katholik das Oberhaupt der nach seiner Ansicht vom heiligen Geiste geleiteten heiligen Kirche in Glaubenssachen für unfehlbar hält!

Vielen Menschen fehlt eben der metaphysische Sinn; daher können sie auch nicht begreifen, daß es ein höheres Wissen geben kann als das

bis jetzt erkannte. Und doch gibt es eine Transzendentalnaturwissenschaft, die die gewöhnliche überragt und ergänzt. Wie du Prel eine Transzendental-Psychologie angenommen hat, so darf man auch eine jenseitige höhere Naturwissenschaft anerkennen. Jedenfalls sind wir auf dem besten Wege zu ihr zu gelangen. Man denke doch nur, was durch Somnambule, durch Hellseher entdeckt werden kann! Mögen die „Männer der Wissenschaft" solche Methoden verachten, so viel sie wollen, nichts destoweniger wird man bald die inneren Erfahrungen solcher Personen, wie die Frau Hauffe, die Seherin von Prevorst war, ernst nehmen müssen.

Vor mir liegt ein interessantes Buch einer Frau, die von Hause aus sehr fromm erzogen, allmählich die Gabe des inneren Gesichtes bekam und sie dazu benutzte, um sich Gewißheit über transzendentale Dinge zu verschaffen. Das Buch heißt: Die Enthüllung des Wesens der Seele, Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete des Seelenlebens von Elise Faßbender, Verlag von Baumann in Schmiedeberg (Preis 2 Mark).

„Wer sich die Erkenntnis des Wesens des Lebens zum Ziele steckt und sich mit dem Vor-

satze auf den Weg macht, dasselbe zu erreichen, der schaue nicht zurück, sondern er richte seinen Blick vorwärts, bis daß er nicht nur bis zum Urgrund seines geistigen Seins, sondern auch bis zum natürlichen Urgrund des kontinuierlichen Hervorgehens aller natürlichen Dinge vorgedrungen ist, wo ihm das Licht der Wahrheit zu Hilfe kommt — insofern er sich weder durch die Kritik noch durch die Meinungsverschiedenheiten Andersdenkender von seinem eingeschlagenen Wege abbringen läßt.

„Die Gotteserkenntnis schließt die Naturerkenntnis nicht aus. Dieselbe ist im Gegenteil ein wichtiger Teil der Gotteserkenntnis. Auch geht aus der Gotteserkenntnis die aus Geist, Seele und Körper bestehende Trinität des Menschen, die aus Urlicht, Uräther und Urstoff bestehende Trinität des Weltalls und die Trinität des göttlichen Wesens, als Allbewußtsein, Allempfindung und Allgegenwart auf das bestimmteste hervor. Und endlich reißt die Gotteserkenntnis das Bollwerk des Irrtums nieder, welches die lichtscheue Menschheit als scheinbar unübersteigliche Scheidewand zwischen die Naturwelt und Geisterwelt gestellt hat, indem sie uns im Lichte der Wahrheit erkennen läßt, daß die Naturwelt der von dem erhabenen Schöpfer selbst konstruierte Sockel ist, auf dem das unsterbliche Wesen des

über allen Wechsel erhabenen Geistes trohnt (Joh. 3, 11.)".

Daß ein Seher eine viel klarere Vorstellung von dem Innern seines Körpers hat als der größte Physiologe, dafür will ich hier eine Probe geben in Gestalt einer Stelle aus dem angeführten merkwürdigen Buche.

„Eines Tages beseelte mich der Wunsch, die Mechanik meines Körpers näher kennen zu lernen, da erhielt ich die Weisung: „Schließe deine Augen und wende deinen Blick ruhig und fest nach oben".

Da lag mein Gehirn wie eine in fünf Kontinente geteilte, von einer schleimigen Substanz umflossene, mittelst der Zirbeldrüse zusammengehaltene, lebendige, durch unzählige flimmernde, winzige Pünktchen belebte Welt, vor meinen Geistesaugen. Die großen Lappen meines Vorderhirns begannen unter der Einwirkung des schwachen Lichtschimmers, den die Zirbeldrüse (welche die Verbindung der Denkorgane resp. speziellen Bewußtseinsatome mit den sinnlichen Tastorganen vermittelt) aussandte, unmerklich zu leuchten, und dieser matte, oszillierende Lichtschimmer pflanzte sich kontinuierlich auf die übrigen Hirnpartien fort, und von da auf das Rückenmark und weiter auf das Mark sämtlicher Markröhren.

Diesen Prozeß empfand ich wie ein stärkendes Bad: er versetzte mich in eine Stimmung, die ich eine unvergleichliche Sabbathruhe nennen möchte. Ich befand mich in dem Allerheiligsten meiner Seele. Ich war ganz Auge und Ohr. Ich empfand mit Paulus (1. Kor. 6, 19), daß unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in uns ist, den der Mensch von Gott empfangen hat, und dem wir dienen sollten. Ich vernahm meinen Pulsschlag wie eine Zeitenuhr und meinen Herzschlag wie eine Sekundenuhr der Ewigkeit.

Ich sah mein Blut wie eine von unzähligen glänzenden Pünktchen durchleuchtete Quelle, die in meinem Herzen entsprang, in meinen Adern fließen. Ich sah die Verknüpfung sämtlicher Hirnpartien mittelst glänzender haarfeiner Linien mit meinem Herzen und dessen Zweigorganen, und ebenso die Verknüpfung des Gehirns und des Herzens mit der Milz, den Nieren, den Verdauungs- und Geschlechtsorganen, und sah, wie sich diese haarfeinen leuchtenden Fädchen über den ganzen Organismus ausbreiteten, und mit allen einzelnen Zellen, die den Organismus bilden, verknüpfen und zu einem einheitlichen Netz verbunden waren. Auch sah ich inmitten von ganzen Gruppen kernhaltiger Zellen größere kernlose Zellen, mit denen die ersteren eine

Familie für sich zu bilden schienen. Ich sah, wie dieselben durch kaum für mich wahrnehmbare, mehr als haarfeine Fädchen Nahrung aus der, in den kernlosen größeren Zellen enthaltenen fluoreszierenden Flüssigkeit sogen, und erhielt die Weisung, daß die kernhaltigen Zellen ebenso wenig ohne die in dem kernlosen enthaltene, erwärmend wirkende Füssigkeit zu funktionieren vermöchten, wie der Mensch oder irgend ein organisches Lebewesen ohne Wasser und Licht.

Aber wie erstaunte ich über die weisheitsvolle Beschaffenheit der Zellen, von denen Millionen mal Billionen zum Aufbau der Erscheinung Mensch gehören. Sie erschienen mir wie gläserne Paläste, die sich fortwährend zu verändern schienen und neben ihrer Arbeitsleistung als Mitglieder der Gesamt-Organisation, dennoch die Funktionen beibehielten, von denen das Ineinandergreifen sämtlicher Bewegungsprozesse in unserem Organismus und die Möglichkeit der Übertragung der elektrischen Ströme von einem Körperteil auf den anderen abhängt. Diese wichtigen Funktionen bestehen darin, daß sich die in den kernhaltigen Zellen befindlichen Kerne, welche die Form und auch die Beweglichkeit einer Magnetnadel in einem Kompaß haben, in regelmäßigem Takt gegen die, die Zellen mit

ihnen teilenden, mit Nährsaft gefüllten helleren Pünktchen, die auch zwei polarische Pole haben, so neigen, daß sich in geregelten Abständen die positiven und negativen Pole der beiden Organe der Zellen berühren, und auf diese Weise den Lebensmagnetismus resp. den magnetischen Strom erzeugen, der identisch mit der von Robert Mayer entdeckten Energie ist. (Siehe auch J. Reinke, „Die Welt als Tat", der die beiden genannten Organe den Kopf und das Herz der Zellentierchen nennt, wie es auch in der Tat ist).

In dieser Erkenntnis ist das Geheimnis des wohltätigen Einflusses der magnetischen Kraftübertragung seitens eines gottesfürchtigen Menschen auf einen an Mangel an Lebensenergie resp. an physischer und geistiger Schwäche leidenden Menschen enthalten.

Unter dem Einflusse des göttlichen Lichtes auf meine geistigen Wahrnehmungsorgane erkannte ich auch, daß die Regelmäßigkeit unseres Herz- und Pulsschlages, d. h. die Regelmäßigkeit unseres Blutlaufes, von der Gleichmäßigkeit der pendelnden Bewegungen sämtlicher in den kernhaltigen Zellen befindlicher Zellkerne abhängt, aus deren Zusammenschluß unser Organismus besteht. Im weiteren, daß unsere normale Blut-

wärme die unmittelbare Folge dieser Tätigkeit ist.

Aber auch das erkannte ich, daß der magnetische Strom, der durch die Berührung, der aus imponderabeler Substanz bestehenden Zellkerne (welche die Vertreter des geistigen und seelisch empfindenden Lebensprinzips sind) mit den die Zelle mit ihnen teilenden, aus ponderabeler Substanz bestehenden Körnchen (welche die Vertreter des formalen Prinzips, der materiellen Formen sind) hervorgebracht wird, dem Energievorrat bei gesunden Menschen und Tieren, dem Energiemangel bei schwächlichen Menschen und Tieren entspricht. Der Verbrauch dieser Energie, d. h. dieses menschlichen Magnetismus, findet bei jeder geistigen oder natürlichen Arbeitsleistung statt, wird aber stets wieder in genügender Menge hervorgebracht, insofern der Mensch in seinem Verbrauch das Maß seines Vorrates an Lebensenergie nicht übersteigt, bezw. den Tieren nach größeren Anstrengungen die nötige Nahrung und die nötige Zeit zur Herstellung neuer Lebensenergie nicht gegönnt wird.

Es konnte mir kein Geheimnis bleiben, daß das Gehirn der Herrschaftssitz unseres bewußten Geistes ist. Ferner, daß das Herz und seine Zweigorgane der Zentralsitz unserer empfindsamen Seele ist. Endlich, daß die Milz, die

Nieren, der Magen, die Geschlechtsorgane und sämtliche mit diesen verbundenen Verdauungs- und Abführungsorgane der Sitz unserer physischen Kräfte und Lebenselemente ist, so daß sich in jedem Organismus, ob klein oder groß, ob Pflanze, Tier oder Mensch, schon in der einfachsten Zelle a) das geistige, b) das seelische, c) das formale, materielle Lebensprinzip in derselben Ordnung gegenüberstehen, wie das im Organismus des Weltalls der Fall ist, wo das bewußte geistige Prinzip die erste Stelle einnimmt und das Gesetz diktiert, nach dem sich der Organismus des Weltalls in allen seinen Teilen bewegt."

Nach Ansicht der großen Naturphilosophen ist die Welt ein Kosmos, d. h. ein organisch vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen, das der Gedanke („das Wort") Gottes ist, das in allen Teilen das Urprinzip widerspiegelt, das aber in seiner Gesamtheit erst die unendliche Erhabenheit der Gottheit erkennen läßt. Ich habe einen Freund, der ein geborener Mystiker ist, und obgleich (oder weil?) er keine eigentlich wissenschaftliche Bildung besitzt, höchst erstaunliche Einblicke in das Weltgetriebe hat: der sagte mir einmal vor vielen Jahren, die Welt sei ein großer Mensch, dessen Glieder die einzelnen Gestirne bildeten. Das

meinten schon die Alten, wenn sie vom Makanthropos, dem großen Menschen, sprachen im Gegensatz zum kleinen Menschen auf Erden, der sein Abbild ist. Etwas Ähnliches meint Frau Faßbender:

„Wenn jeder Organismus der Lebewesen aus vielen Einzelzellen besteht, deren jede einzelne sich in steter organischer Lebensbewegung befindet, dann darf angenommen werden, daß auch der Organismus des Weltalls ein Zellenstaat von allerdings riesigen Dimensionen ist und daß sich alle seinen Organismus bildenden Zellen, als unter dem universellen Gesetz des organischen Lebens stehend, auch in fortwährenden, ihrer Größe und ihren Stellungen im Weltall entsprechenden Lebensbewegungen befinden. Auch darf angenommen werden, daß sowohl die materielle Beschaffenheit der Welt- und Himmelskörper (die als kosmische Zellen zu betrachten sind) als ihre Stellungen zu ihren Sonnen und ihre Abhängigkeit von dem ausstrahlenden Licht derselben, sowie ihre Lebensfunktionen und ihre stärkere und schwächere Leuchtkraft auf den gesetzlich geregelten Verbindungen der charakteristischen Atome der drei Grundformen des Weltalls auf deren Quantität sowie auf den verschiedenartigen Stellungen und Zusammensetzungen derselben zu einander

beruhen, die ihrem Entstehen zu Grunde liegen".

Nach den Schauungen der Frau Faßbender kommt man zu der Erkenntnis: 1) daß das Urlicht, der Uräther und der Urstoff die drei Pfeiler der Ewigkeit sind, auf denen das ganze Weltgebäude beruht; 2) daß Urlicht, Uräther, Urstoff die ewige Stütze a) der Allwissenheit, b) der Allempfindung, c) der Allgegenwart Gottes, und 3) daß sowohl das Urlicht, als der Uräther, wie der Urstoff, aus an sich unteilbaren, unverwüstlichen, unveränderlichen Atomen besteht, deren jedes einzelne einen bestimmten Charakter (wie unsere Buchstaben) besitzt, von denen eine ganz bestimmte Wirkung ausgeht.

Man sieht, obgleich Frau Faßbender weder die neueren theosophischen Werke noch die altindischen kennt, kommt sie zu dem gleichen Resultate, wie jene. Wer es fertig bringt aus Prana und Akasha die Kräfte in sich aufzunehmen, der versteht auch leichter, wie die Welt zusammengesetzt ist als einer, der die Fähigkeit nicht hat. Daher kommt es offenbar auch, daß meist ganz einfache Naturmenschen, wie z. B. Schäfer, einen solchen Einblick in die Natur haben. Sie haben ihren Körper anders ausgebildet wie ein Stubengelehrter, sehen daher Dinge, die andere nicht wahrnehmen und

können durch magischen Einfluß direkt auf kranke Menschen wirken. Die großen Heilkräfte, die die germanischen Frauen früher besassen, beruhten ebenfalls auf diesem Prinzip. Sie standen der Natur näher und nahmen daher Prana d. h. das Prinzip der Universalenergie, die Lebenskraft, das universelle Fluidum, sowie Akasha d. h. den allgemeinen Äther in ihren physischen Körper auf. Man kann vielleicht sagen, daß die Materie (Akasha) konzentriertes Prana, kondensierte Energie, daß Prana kondensierte Intelligenz ist, die auf Chita zurückgeht, den göttlichen Geist.

Frau Faßbender meint mit ihren deutschen Ausdrücken augenscheinlich ungefähr dasselbe, was man sonst mit indischen Ausdrücken (nach Caillet „Traitement mental", Paris 1912) anders bezeichnet: Urlicht=Chita, Uräther=Prana, Urstoff=Akasha, entsprechend Brahma, Wishnu, Shiva, Atma, Budhi, Manas. Die Welt ist dann durch die drei Gunas so zusammengesetzt, daß verschiedene Erscheinungen aus den ursprünglichen Monaden entstehen.

Die Monade bewohnt nach Leadbeater den zweiten Plan, der gewöhnlich der paranirvanische (oder anupadaka) genannt wird. Natürlich ist es unmöglich für einen gewöhnlichen Sterblichen, sich in so hohe Gebiete aufzu-

schwingen. Wir können nur vermuten, daß Funken gewissermaßen von der göttlichen Sonne absprühen, die den Weg durch alle Reiche der Natur machen, um schließlich nach langer Irrfahrt zur Heimat zurückzukehren. Diese Funken gehen durch die ganze Schöpfung durch, denn der Mensch soll alles kennen lernen, aber sich nie mit den ihn umgebenden Dingen indentifizieren, auch nicht mit seinem Körper oder seinen Gefühlen und Leidenschaften. Wäre der Mensch immer in höheren Regionen geblieben, so hätte er nicht die Erfahrung, die er allmählich gesammelt hat durch den Aufenthalt der Monade im Mineral-, Pflanzen-, Tier- und Menschenreich.

Alles ist göttlich. Aber wir als Monaden sind älter als die übrige Schöpfung. Wir müssen also als ältere Brüder mit gutem Beispiel vorangehen. Wir müssen wieder aufsteigen, die Persönlichkeit zum Ego, das Ego zur Monade, die Monade zum Sonnenlogos.

Wenn Frau Faßbender behauptet, die einzelnen Monaden wären gewissermaßen wie die Buchstaben einer Schrift, so kann man vielleicht annehmen, daß alle Monaden zusammen den geheimnisvollen Namen Gottes ausmachen. Man könnte sich dies bildlich etwa so vorstellen, wie man manchmal bei Festlichkeiten eine

künstliche Aufstellung von Personen sieht, die z. B. den Namen eines Fürsten durch ihre Figur darstellen. Wenn es also im „Vater unser“ heißt „geheiligt werde dein Name!“ so ist am Ende dies damit gemeint, daß der unaussprechliche Name d. h. das Bild der Kraft und Schönheit Gottes nicht durch Menschenunreinheit besudelt werden soll. Denn jeder Seele ist augenscheinlich schon von Anfang an gewissermaßen ein Buchstabe (eine Zahl oder ein Name) zugedacht worden, der so zu sagen auf das Endtableau berechnet ist und jeder muß trachten, so weit zu kommen, daß der große Friede durch ihn nicht gestört wird. Eine Stelle in der „Offenbarung“, wo auf einen Stein hingewiesen wird, der den mystischen Namen des Empfängers trägt, läßt wenigstens einen solchen Gedanken als nicht unmöglich erscheinen.

Nach Anschauungen von Theosophen geht die Weltentwicklung so vor sich, daß die Gottheit nach einer Ruhe („Nacht Brahmas“) gewissermaßen wieder erwacht und den Menschheitsgedanken von neuem konzipiert („Tag Brahmas“). So geht es fort, Manvantara folgt auf Pralaya, ein Logos auf den andern.

„Der neue Menschheitsgedanke oder die neue Menschheit ist der himmlische Mensch,

Christus, der Sohn Gottes, er, der vom Vater, der Gottheit, geboren, vom Anfang der Schöpfung war.

Von dem himmlischen Menschen hat daher das Schöpfungswerk seinen Ausgang genommen; denn das Bewußtsein, das in ihm tätig war, wirkte weiter als das Bewußtsein der neuen Welt. Dadurch aber liegt er dem ganzen Weltgeschehen zu Grunde, und er wurde von vornherein der Natur als Plan und Vorbild eingeprägt; denn das Bewußtsein ist mit dem Stoff untrennbar verbunden; sind sie doch beide das eine göttliche Sein. Jeder Gedanke, der im Weltbewußtsein entsteht, wird daher auch im Weltstoff gebildet, und dieser erhält dadurch eine bestimmte Schwingung, eine Form und einen besonderen Charakter. Alle Gedanken sind infolgedessen stofflich oder wesenhaft, und dadurch wurden sie zur Grundlage der Dinge der Welt und diese selbst. Alle Welterscheinungen sind sonach verkörperte Gedanken im göttlichen schöpferischen Gemüt. Andererseits sind alle Welterscheinungen aber auch mit Leben und Bewußtsein begabt, weil die göttliche Dreieinigkeit — Geist, Leben, Stoff — allem innewohnt." (Wachtelborn, Hat der Mensch eine Seele?)

Jedenfalls erhält jeder durch die theoso-

phische Betrachtung der Natur eine viel höhere Vorstellung von allem. Der Unterschied zwischen Theosophie und Naturwissenschaft könnte vielleicht so angegeben werden, daß erstere den Kosmos als beseeltes Wesen auffaßt und alle Erscheinungen nur als irdische Wiedergabe von Persönlichkeiten, also als Darstellung von Geist hinstellt, während die profane Wissenschaft vielmehr sich mit der unteren Seite der Dinge befaßt. Mit anderen Worten Theosophie ist Geisteswissenschaft, d. h. die höhere Stufe, also okkulte Naturwissenschaft, Transzendentalerkenntnis.

Früher herrschte denn auch bei den Menschen die theosophische Betrachtung vor, und nur langsam hat man sich zu einem rein mechanischen Systeme verstanden. Wenn man die alten Chaldäer, Ägypter, Inder usw. betrachtet kann man ihre Auffassung nur begreifen, wenn man erkennt, daß sie wirklich noch die Natur als göttlich angesehen und von Geistern, Dämonen, Göttern bewohnt geglaubt haben. Solche Anschauungen reichen ja noch bis in das Zeitalter von Luther und Hans Sachs hinein.

„Nach Hippokrates sagt der geniale Naturforscher Jezek in seiner Schrift „Die Heilwissenschaft nach den neuesten Lebensforschungen", Volkskraft-Verlag Berlin-Neuenhagen — sind

Atem und Seele zwei Worte für ein und dasselbe Lebensrätsel. Bei jedem Atemzuge ließ er die Seele neu werden. Vesal (1535), welcher die Arterien immer noch als die Leiter der Lebensgeister betrachtete, ließ die Geister der Luft bei jedem Atemzuge durch die Lunge hindurch in die Arterien eintreten, um den Menschen zu beleben. Dieser unheimliche Geisterbegriff der Atmung kam aber im 17. Jahrhundert in Mißkredit. An seine Stelle wurde (1772) die Lebensluft, der Sauerstoff, gesetzt. Von nun an hieß es nicht mehr: „Wir atmen Lebensgeister ein", sondern „Wir atmen den Sauerstoff der Luft ein".

Der Sauerstoff der Luft nahm also dann mit einem Male die Stelle der bisher gültigen mystischen Lebensgeister ein, und man folgerte nun sofort, daß ohne Sauerstoff kein Leben denkbar sei. Nach dieser materialistischen Denkrichtung soll der eingeatmete Sauerstoff in der Blutkreisbahn chemisch auf die brennbaren Körper einwirken und dadurch die lebendmachende Körperwärme indirekt erzeugen. Die geheimnisvollen Lebensgeister waren also aus der Welt geschafft und der Sauerstoff beherrschte die Atmungsforschung."

Der Stoff ist und bleibt das, was man heute zur Grundlage nimmt. Man verkennt nur, daß

auch schon der Begriff „Materie“ ein abgezogener ist, der auf eine geistige Welt hinweist. Natur und Geist: beides zusammen gibt erst die wahre Einheit, den richtigen Monismus.

Ich will als frappantes Beispiel des Gesagten auf die Rolle der Sonne nach theosophischer und naturwissenschaftlicher Auffassung hinweisen. Nach dem Glauben aller alten Völker ist die Sonne ein Gott, nach der wissenschaftlichen bloß ein Feuerball, der sich „seelenlos“ dreht, wie Schiller sagt, der ganz auf Seiten der „Götter Griechenlands“ stand.

Deshalb verehrten die Alten auch die Sonne, den Sonnengeist (den späteren Christusgeist). Schon Caesar sagt von den Germanen, daß sie die Sonne verehrt hätten. Daher hielt man dem Sonnengott zu Ehren heilige weiße Rosse, bei den Persern so gut wie bei den Germanen. Daher das Roß im Wappen der alten Sachsen, in Westphalen, Hannover und Braunschweig. Auch der heilige Vogel galt als Repräsentant des Sonnengottes, der Adler, der Schwan und der Falke, und wenn der Hahn heute noch auf unseren Kirchen sitzt, so kommt es daher. Ebenso ist der Löwe das Sonnentier. Die Alten hätten diese Abzeichen nicht angenommen und auf ihren Feldzeichen (ebenso wie das Kreuz und Sonnenrad) nicht geführt, wenn sie nicht durch-

drungen gewesen wären von der mystischen Bedeutung. Es waren noch Theosophen.

Als ein anderes Beispiel könnte auch die Lehre vom sogenannten Instinkt angeführt werden. „Der Ausdruck Instinkt“ — sagt Raoul Francé im zweiten Bande der „Wunder der Natur“ — hat nur sprachlich beschreibenden Wert. Damit, daß wir eine Handlung als instinktiv und als Instinktäußerung bezeichnen, haben wir noch gar nichts ausgesagt über ihre Ursachen und keineswegs die Handlung auf ein Bekanntes zurückgeführt. Die Wissenschaft hat sich seit etwa 150 Jahren nur daran gewöhnt, tierische Handlungen, deren Ursache nicht in persönlichen Erfahrungen des sie Ausführenden liegen kann, als instinktiv zu bezeichnen, und sie hat es offen gelassen, wie man solche erklären will. Auch die neuere Deutung, daß Instinkte ererbte und unbewußt gewordene Wiederholungen von einst bewußt gewesenen Gewohnheiten seien, versagt angesichts der Zumutung, die sie an uns stellt.

Das Instinktleben der Tiere wird zweifelsohne zu den brennendsten Problemen der Naturforschung unserer Kinder zählen. Für unser Geschlecht gehört er zu den Dingen, von denen Goethe einst so schön sagte: es sei so herrlich, die Natur immer tiefer zu erforschen bis

zu den Grenzen, die dem Menschengeist gesteckt sind. Was darüber hinaus ist, für das gezieme es sich freilich, es als das noch Unerforschliche schweigend zu verehren. Zwar hat das „Jahrhundert der Naturwissenschaften" den Blick des Menschen — und nicht nur den geistigen — in ungeahnter Weise erweitert und vertieft; es gibt für uns keine Grösse des Raums und der Zeit mehr, die wir nicht berechnen, die wir nicht ziffermässig bestimmen können; wir rechnen mit Milliarden von Meilen und messen Tausendstelsekunden; in Wasser und Luft hat unser Auge Tausende und Abertausende von Lebewesen entdeckt, von deren Dasein wir vordem keinerlei Kunde hatten. Aber jenseits dieser Dinge gibt es immer noch Rätsel, deren Lösung erst einer ferner Zukunft vorbehalten sein wird."

Die Theosophen brauchen nicht auf die ferne Zukunft zu warten. Sie wissen ganz gut, daß jede Tiergruppe eine Gruppenseele hat, d. h. daß sie geistig zusammengehalten wird durch das einigende Band einer großen Wesenheit im „Jenseits". Wenn man das Jenseits durchwandert, kann man diese Wesenheit als Persönlichkeiten sehen, die in ihrem Äusseren etwas von den Eigentümlichkeiten des betreffenden Tieres haben, ähnlich wie es sich ja auch Plato

vorgestellt haben mag. Der Instinkt ist also in der Tat etwas Unbewußtes für das einzelne Tier, er ist aber etwas Bewußtes für die dahinter stehende geistige Kraft. Man schreibt oft den Tieren geistige oder moralische Eigenschaften zu, die sie nicht besitzen. In Wahrheit dichtet man dem Hunde z. B. Treue nur an, während seine Anhänglichkeit doch eigentlich nur auf Egoismus beruht. Er liebt die Ausdünstung seines Herrn — das ist alles. Eine Katze springt leicht jemand auf den Schoß und ist scheinbar zärtlich mit ihm: in Wirklichkeit will sie aber gestreichelt sein, um das aus den Händen ausgehende Od zu erhalten.

Daß die Schlangen etwas Magisches, ja Teuflisches haben, liegt augenscheinlich im Blicke. Ich habe ein Mal gelesen, daß Eingeborene eine Riesenschlange nach dem Mahle einer Ziege gefangen und festgebunden hatten. Da schlug ihr der Besitzer der Ziege mit einem Knüppel auf den Kopf; er sprang aber sogleich entsetzt zurück, weil ihm die Schlange einen wahrhaft teuflischen Blick zugeworfen hatte. Man könnte sich das theosophisch so erklären, daß — wie es ja auch schon das alte Testament anzeigt — eine böse Wesenheit („der Teufel") der Schlangengruppe zu Grunde liegt. Man begreift alsdann die abergläubige Furcht, die die meisten

Menschen instinktiv vor Schlangen haben, weil sie gewissermaßen ein böses Prinzip dahinter wittern. Auch der Schlangenkultus hängt damit zusammen.

Ein anderes Beispiel. Alle Welt bewundert Edelsteine und es werden manchmal unglaubliche Summen für sie bezahlt. Aber niemand weiß heute, auf was ihr eigentlicher Wert beruht. Dunkle Sagen, die heute als „Aberglauben" gelten, berichten von einem seelischen Einfluss, von einem Zauber. So kann man noch heute an manchen Juwelierläden angegeben finden, für welche Monate die einzelnen Edelsteine gut seien.

Aber die Theosophie allein gibt auch hier den Schlüssel. Die Edelsteine sind sozusagen die materialisierten Augen der Engel. Es ist in der Tat etwas Engelhaftes und daher auch Glückbringendes in ihnen. Aber jeder muß die Sorte von Steinen kennen, die seinen Astralkörper günstig beeinflussen. Dann kann ein solcher Stein zu einem Talisman werden. Man hat ja auch bemerkt, daß manche Steine ihre Farbe verlieren resp. wechseln durch das Tragen. Hier beeinflusst also der Mensch durch seine Aura den Stein.

Da jedes Naturobjekt eine bestimmte „Aura" hat, so liegt es auf der Hand, daß es keineswegs gleichgiltig ist, mit welchem Gegen-

ständen aus dem Mineral- oder Pflanzenreich man sich umgibt. Ebenso wenig gleichgiltig ist es, in welcher Jahreszeit und von welcher Person eine Heilpflanze gepflückt wird. Die Inder haben dafür aus alten Zeiten her ganz genaue Vorschriften.

Professor Dr. Gustav Jäger hat in seinem monumentalen Werke „Die Entdeckung der Seele" ein reiches Material zusammengestellt, das anzeigt, von welcher Wichtigkeit die Aura (das „Od", „der Geruch") eines Gegenstandes ist. Es gibt kaum ein Werk, das geeigneter wäre, eine Einführung in das Studium der Theosophie vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus zu geben, als Jägers geniales Werk, das von der zünftigen Wissenschaft tot geschwiegen wird, das aber einen mächtigen Stein bedeutet in dem gewaltigen Bau der Naturphilosophie der Gegenwart und Zukunft.

Zu den merkwürdigsten Entdeckungen gehört bekanntlich die des „Od" (physiologischer polarer Energie, Animalmagnetismus, Nervenstrahlkraft, Metaorganismus bei Hellenbach, Archäus bei von Helmont) von Baron Reichenbach, eines Fluidums, das den Körper umgibt und unter vielen Namen bekannt ist, wie Elektroid nach Rychnowski, Somatoid nach Platon u. a.

„Freilich — bemerkt Friedrich Feerhow

in seiner lesenswerten kleinen Schrift „Der Einfluß der erdmagnetischen Zonen auf den Menschen", (Verlag von M. Altmann, Leipzig 1912) — wenn man einem heutigen Jünger der Physik vom Ode spricht, so bekommt man ziemlich regelmäßig die von überlegenem Achselzucken begleitete Antwort: „Reichenbach ist doch schon längst widerlegt und abgetan!" — Wer ihn widerlegt hat, weiß niemand zu sagen; nur daß er bisher immer durch Autoritätssuggestion von einem Katheder zum andern gewaltsam unterdrückt wurde, ist leider wahr. Wir glauben aber mit Reichenbach, daß dies, wenn auch für den Augenblick in Verbreitung, so doch den Wahrheiten der Tatsachen und den auf die Odlehre gebauten Schlüssen gar nichts schadet." Denn „das Od geduldet sich und kann schon warten, bis der alte Dummstolz heimgeht und die nachfolgende Generation ihm gerecht wird". („Der sensitive Mensch", § 2121.)

Ein dunkles Gebiet für die Psychologen ist auch die Theorie des Traumes, da sie innere Körper bis jetzt noch nicht annehmen. Die Theosophen haben aber Experimente gemacht, um Schlafende zu beeinflussen und haben als Hellseher die Wirkung konstatieren können. So will ich das Folgende mitteilen, das ich dem

interessanten Buche Leadbeaters „Träume“ (Leipzig, Verlag von Altmann. 2. Aufl. 1912. S. 50) entnehme.

„Der erste Versuch wurde mit einem Alltagsmenschen von wenig Erziehung und rohem Äußeren angestellt, einem Manne vom Typus des australischen Schäfers, dessen Astralkörper als fast formloser Nebelring über seinem Körper schwebte. Das Bewußtsein des Körpers, des dichteren wie auch des ätherischen, zeigte sich dumpf und schwerfällig. Das erstere antwortete bis zu einem gewissen Grade auf äußere Reize, z. B. erregte das Besprengen mit 2 bis 3 Tropfen Wasser (wenn auch etwas langsam) im Gehirn das Bild eines heftigen Regenschauers. Das ätherische Gehirn ließ dagegen wie gewöhnlich passiv einen endlosen Strom unzusammenhängender Gedanken durchpassieren, hin und wieder jedoch reagierte es auf einige der Schwingungen, aber wie es schien, in ziemlich träger Weise. Auf den schwebenden Astralkörper konnte ein bewußter Gedanke einer anderen Person jeder Zeit mit kaum glaublicher Leichtigkeit einwirken. Es wurde dann der Versuch gemacht, ihn auf einige Entfernung von dem Körper, der im Bette lag, fortzuziehen. Das Ergebnis war jedoch, daß bei einer Entfernung von mehr als einigen Metern sich in beiden Vehikeln ein deutliches

Unbehagen zeigte, man mußte daher den Versuch aufgeben, da augenscheinlich jedes weitere Fortziehen den Mann aufgeweckt haben würde, und zwar wahrscheinlich im Zustande großen Schreckens.

Ferner wurde eine tropische Landschaft gewählt — eine großartige, prächtige Aussicht von der Spitze eines Berges — und ein lebhaftes Bild von ihr wurde durch den Experimentator in das träumende Bewußtsein des Ego projiziert, welches er aufnahm und betrachtete, wenn auch in dumpfer, apathischer, gleichgültiger Art und Weise. Nachdem dies Bild ihm einige Zeit vor Augen gehalten worden war, wurde der Mann aufgeweckt, um zu sehen, ob er sich dessen als Traum erinnere. Sein Gedächtnis hatte nicht eine Spur von dem Bild behalten, und außer einigen komischen Regungen mehr tierischer Art hatte er aus dem Schlaf überhaupt keine Erinnerung mitgebracht."

Unsere heutige Universitätswissenschaft hält Alchymie und Astrologie für Aberglauben und Schwindel. Aber fortgeschrittenere Geister sehen in beiden ganz berechtigte Anschauungen, die später von Chemikern und Mathematikern geteilt werden werden. Namentlich die Engländer sind uns auf diesem Gebiete überlegen. Oberst

Jasper Gibson hat in der Zeitschrift „Modern Astrology" vor kurzem gezeigt, daß die kosmischen Kräfte die Zellen lebender Organismen beeinflussen können. Er betrachtet das Universum als eine Art Schlachtfeld, auf dem elektrische Wellen den Ausschlag geben. Der Mensch ist eine Art Magnet, der diesen Wellen ausgesetzt ist. Das Horoskop nun zeigt uns, wie der Magnet (die Aura, die inneren Körper) elektrisch geladen ist, und der Astrolog kann berechnen, wie er polarisiert wird — mit anderen Worten, er kann seinen Charakter und sein vermutliches Schicksal feststellen.

Alan Leo versucht in seinen Publikationen die Astrologie wissenschaftlich zu machen. Nach ihm enthält die Aura des Menschen die Resultate aller früheren Leben und die Möglichkeiten der Zukunft. Jede der menschlichen Tattvas ist um ein permanentes Atom konzentriert, in dem alle vibratorischen Möglichkeiten während vergangener Inkarnationen aufgespeichert sind. So wird der Mensch durch diesen Einfluß in die Bahn geleitet, die für ihn die des geringsten Widerstandes ist. Bedenkt man, daß jedes kosmische Tattva eine geistige Leitung im Jenseits hat, so leuchtet ein, wie die Vibrationen jedes Atoms seinem eigenen Planeten entsprechen und wie das Bewußtsein

des Menschen innen korrespondiert mit der Materie außer ihm.

Nach der Mazdaznanlehre steckt jede Möglichkeit und somit auch jeder Fortschritt im Blute, weil es alles enthält, was jemals auf Erden war. Somit können wir durch Auferwecken bisher latenter Kräfte in uns selbst nach und nach alles erreichen.

Das will ja auch die Alchymie. Es gibt in der Natur, sagten die Alchymisten, eine Art von Materie, die künstlich vervollkommt alle unvollkommenen Körper, die sie berührt, vollkommen macht. „Das Goldmachen — sagt Edison — ist nur eine Frage geeigneter Verbindungen und Behandlung der Materie. Alle Materie ist gleich. Der einzige Unterschied zwischen Gold und Silber ist, daß ihre Materie verschieden verbunden und verschieden behandelt ist. Eines Tags werden die Zeitungen die Entdeckung eines mächtigeren Elementes als Radium melden, das es fertig bringt ein billigeres Metall in ein teueres zu verwandeln."

Sollten nicht vielleicht bald noch mehr umstürzende Entdeckungen gemacht werden, die beweisen, daß unsere Seher mehr vom Weltgetriebe wissen als unsere „Verlehrten"? Der Philosoph du Prel hat einmal prophezeit, daß in unserm Jahrhundert „die Seherin von Prevorst"

zu den gelesensten Büchern gehören würde. Dann wird man auch andere Schriften lesen, die heute in Deutschland noch unbekannt sind, wie die des Sehers Lake Harris, der vor 90 Jahren geboren wurde und am 23. März 1906 starb, Verfasser von „The Wisdom of the Adepts, or Esoteric Science in Human History“ (1884).

Ohne Zuhilfenahme eines Ätherleibes ist es nicht möglich alles in der Anthropologie zu erklären. „Die moderne Wissenschaft läßt bis jetzt einen Ätherleib im Menschen nicht gelten. Durch die Forschungen über die Radioaktivität ist jedoch festgestellt, daß das physische Atom aus feinen Ätheratomen, den sogen. Elektronen, aufgebaut ist und zwar dergestalt, daß sich immer eine Anzahl von Ätheratomen zu einem physischen Atom zusammengeschlossen hat. In die Bildung des eigentlichen physischen Atoms trat aber immer nur eine kleine Anzahl der Ätheratome ein; aus diesen entstand eine Art Kern, und dieser wurde von den anderen Atomen dann nur in Gestalt einer Hülle umgeben. Jedes physische Atom trägt daher eine Ätherhülle wie die Erde eine Hülle von Luft. Infolgedessen ist nach den Berechnungen des Naturforschers Lenard selbst in einem Kubikmeter Platin nicht mehr wie ein Kubikmillimeter wahre Masse enthalten.

Die Wissenschaft hat bei den Forschungen über die Radioaktivität festgestellt, daß die Ätheratome oder, wie man sie deshalb nennt, die Elektronen die Träger der elektrischen Kräfte sind. Infolge ihrer elektrischen Natur sind diese daher zunächst imstande, die Verbindung zwischen den physischen Atomen herzustellen und den Geweben einen inneren Halt zu geben; denn es ist lediglich die gegenseitige elektrische Anziehung der Elektronen, worauf der innere Zusammenhalt und die Festigkeit der physischen Dinge beruht.

Diese Kräfte der Ätheratome sind ferner das, was im Körper hinter dem Vorgang steht, den wir den Stoffwechsel nennen; denn sie ziehen an und stoßen ab die verschiedenen Stoffe im Körper je nach der Verwandtschaft der Dinge. So scheiden sie ab in den einen Organen, und in den anderen scheiden sie aus durch ihre abstoßenden Kräfte; durch ihre anziehenden Kräfte aber versehen sie die verschiedenen Organe mit den nötigen Stoffen und ernähren sie den Körper, indem sie ihn neu mit Stoffen erfüllen, die durch ihren Zerfall in Elektronen ihm neue elektrische Spannkraft geben.

Und in den elektrischen Kräften vollzieht sich das, was wir die Nerventätigkeit nennen;

denn in ihnen fließen als elektrische Ströme die Sinneseindrücke von außen nach innen und die Willensantriebe von innen nach außen, während die Nerven nur die Bahnen sind, an denen entlang sich die elektrischen Ströme bewegen.

So steht der Ätherleib hinter jedem Vorgang im Körper; er ist also ebenso dessen unmittelbar belebendes, beseelendes Prinzip wie in der elektrisch betriebenen Maschine die Elektrizität, dadurch wird er zum — Lebensleib."

(Karl Wachtelborn. Hat der Mensch eine Seele? Leipzig, Vollrath 1912.)

Die Naturphilosophie war lange verachtet, weil ihre Vertreter sich zu sehr Phantasien hinzugeben schienen, da sie weder in dem Boden der Naturwissenschaft wurzelten noch auch früher die Grundwahrheiten der heutigen Theosophie ahnen konnten. Aber jetzt fängt wieder neues Leben an aus den Ruinen zu blühen.

Auch der Theosoph soll Naturwissenschaft treiben, um sich nicht zu frühe in die Lüfte zu erheben, aus denen ein Herniederfallen nicht angenehm ist. Ikarus wollte fliegen, aber er stürzte. Auch mancher kleine Ikarus unter den Theosophen sollte erst lernen auf dem Boden der Tatsachen zu stehen. Es gibt jetzt herrliche naturwissenschaftliche Werke, die jeder

mit Vergnügen und Nutzen lesen wird. Ich will hier auf drei hinweisen, die mir besonders geeignet zu sein scheinen eine reale Grundlage für das Studium der Naturphilosophie zu bilden.

Das erste führt den Titel: „Himmel und Erde, Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball", herausgegeben unter Mitwirkung von Fachgenossen von Prof. Dr. Plassmann, Prof. Dr. Pohle, P. Kreichgauer und Dr. Waagen. Jeder wird das interessante Buch liebgewinnen, der es liest, wenn er noch so wenig Interesse für Naturwissenschaft hat. Die Ausstattung kann als geradezu mustergültig bezeichnet werden. Die 2 Bände in Lexikonformat haben nicht weniger als 1215 Abbildungen im Text sowie 123 mehr- und einfarbige Tafelbilder und Beilagen.

Eine Fortsetzung dieses Werks bildet das im selben Verlage (Allgem. Verlags-Gesellschaft Berlin) erschienene Prachtwerk „Der Mensch aller Zeiten, Natur und Kultur der Völker der Erde". Das zeitgemässe, schöne, ebenfalls sehr reich illustrierte Werk gibt alles Wissenwerte über die Urgeschichte des Menschen, Anthropologie (z. B. sehr ausführlich über den menschlichen Körper) und Ethnographie nach dem neuesten Stande der Forschung und von den grössten Kapazitäten geschrieben.

Eine vorzügliche Ergänzung zu den eben genannten Standardwerken bildet das wundervolle dreibändige Prachtwerk „Die Wunder der Natur, Schilderungen der interessantesten Natur-Schöpfungen und Erscheinungen in Einzeldarstellungen“ (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong). Die ersten Männer der ganzen Gelehrtenwelt haben sich hier zusammengetan, um, auch für den Laien verständlich, auf allen Gebieten der Naturwissenschaften das Schönste zu zeigen. Es ist ein Buch der Freude geworden und wird sicher jedem grosse Freude bereiten, der es auch nur durchblättert, wie viel mehr studiert. Die bunten Bilder sind tadellos. Sie allein schon können die Freude an der Natur bei jedem erwecken, bei dem der Sinn für die Natur bisher geschlummert hat.

Welcher Künstler vermöchte wohl Wunderwerke zu schaffen wie die Kieselsäureskelette der Radiolarien, deren Formenreichtum uns erst Häckel kennen lehrte! Voll wie geheimnisvoller Wunder ist nicht das Farbenspiel der Pfauenfedern! Wie tausendfältig äussern sich die Wunder jener rätselhaften Kraft, die wir Elektrizität nennen! Welche Wunder enthüllt uns die Linse des Mikroskops und des Fernrohrs! Wenn die Natur das Kleid Gottes genannt werden kann, dann muss man von seinem

herrlichen Gewande auf seine Erhabenheit schliessen. Hat Kant einst gesagt, die Betrachtung des Sternenhimmels beweise ihm das Dasein einer höheren Macht, so kann man auch sagen, wer durch solche schöne Bücher dazu gebracht wird die ihn umgebende Umwelt mit den weitgeöffneten Augen der Bewunderung anzusehen, vielleicht ein besserer Christ genannt werden darf als mancher, der blind und sauertöpfig an den Wundern der Natur vorbeischleicht, um in der Kirche zu dem Gott zu beten, den er nicht kennt.

Wir lebten seither in einem Zeitalter metaphysischer Bedürfnislosigkeit und so konnte sich die Meinung ausbreiten, es gäbe eine „naturwissenschaftliche Weltanschauung". Aber in letzter Zeit mehren sich die Stimmen, daß eine Brücke geschlagen werden kann und muss zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen. Neuere Entdeckungen grosser Forscher bahnen den Weg. Gustave Le Bon in Paris, Verfasser von „L'Évolution des forces" und „l'Évolution de la matière") ist der Ansicht, dass Energie und Materie ein und dasselbe sind, die Materie sei nur Energie in Bewegung. Ist sie aus der Energie hervorgegangen, also nur umgesetzte Kraft, dann ist auf diese Weise der Weg zur Einheit hergestellt. In England haben Chemiker,

wie man hört (Sir William Ramsay u. a.) bereits fertig gebracht Materie zu erzeugen. Die neue Schule, die sich mit Psychoanalyse befasst, wird bald grosse Entdeckungen machen, die der Theosophie Wasser auf die Mühle treiben werden.

Bei den alten Ägyptern ward ein ganz gewöhnlicher schwarzer Mistkäfer als Symbol der Ewigkeit angesehen. Es ist der Skarabäus, den man überall, den Leib mit Hieroglyphen bedeckt, in Mumiensärgen und auf Bildsäulen abgebildet sieht. Dies kann uns ein Gleichnis sein für einen geistigen Vorgang. Ein Naturwesen wird vom ahnenden Volksgeist angesehen als ein Geisteswesen. „Wie oben, so unten", lautet der berühmte hermetische Spruch auf der Smaragdtafel. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament", singt der Psalmist. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", sagt Goethe. Unsere sichtbare Welt hat überall Entsprechungen zu Vorgängen in der jenseitigen. Es kommt alles auf Konzentration an. Wer sich auf irgend etwas mit aller Hingebung konzentriert, der gelangt allmählich hinter die Erscheinung: er erhält Intuition und Inspiration. Bloß Liebe ist erforderlich. Ist Gott die Liebe, so führt auch jede große Liebe zu seinem Reich.

Durch Deduktion wird uns das Obere sichtbar, durch Induktion müssen wir das Untere mit ihm verbinden. Deshalb müßte auch in den Schulen (wie ich schon in meiner Reformschrift „Der neue Kurs im Unterichtswesen“ gesagt habe) in den unteren Klassen wesentlich Naturwissenschaft, die Liebe zur Umwelt, getrieben werden, in den oberen hauptsächlich Geisteswissenschaft, die Liebe zu den Ideen, also Literatur, Geschichte und Philosophie. Die Welt ist eine Einheit und in dem Maße, als man dies erkennt, wird man selbst einheitlich. Christus hat seinen Jüngern aufgetragen das Evangelium aller Kreatur zu verkünden: das gilt nur für die Vorgeschritteneren; was aber jeder tun kann, das ist, die Herrlichkeit Gottes in seinen Werken aller Kreatur zu verkünden: das ist auch ein Evangelium, „das Evangelium der Natur“.

Alles ist gut, es gibt kein Übel.

Eine Betrachtung.

Vor einiger Zeit hörte ich eine Dame sagen, ihr wäre es einerlei, zu welcher religiösen Gemeinschaft sie gehören würde, wenn sie nur wissen könnte, warum so viel Unglück in der Welt sei, namentlich warum ihre Mutter so viel habe leiden müssen. Auch von der Theosophie schien sie in dieser Hinsicht nicht viel zu erwarten.

So wie es dieser Dame geht, geht es so vielen. Sie können nicht einsehen, daß es im Grunde kein Übel gibt. Und es ist allerdings auch schwer zu begreifen, wenn man nicht als Hellseher den ganzen Zusammenhang der Welt- und Menschenentwicklung übersehen kann.

Aber schon der Gottesgedanke allein müßte jeden nach einigem Nachdenken dazu führen die Unmöglichkeit eines wirklichen Übels anzunehmen. Denn wenn es einen Gott gibt,

so kann er doch seinem Wesen nach niemals etwas absolut Böses dulden; er kann auch keinen Menschen quälen oder lieblos behandeln.

Das werden gewiß auch alle theoretisch zugeben. Allein wenn sie es in die Praxis umsetzen wollen, lassen sie sich wieder von ihrem menschlichen Verstande unterjochen, der ihnen das Gegenteil predigt. Doppelt schmerzlich ist es, wenn man selbst angeblich unschuldig leidet und nicht weiß, wofür.

Hier hilft der Glaube viel. Jeder, der an pessimistischen Stimmungen leidet, sollte sich ein kleines Plakat anschaffen, das im Verlage von Baumann in Bad Schmiedeberg erschienen ist, und es in seinem Zimmer aufhängen, um es beständig als Trost vor Augen zu haben. Es enthält die paar Worte, die als Überschrift über diesem Artikel stehen.

Der ganze Begriff des Übels ist nur r e l a t i v: ein Übel ist etwas, das uns irgendwie am Aufsteigen hindert. Aber die Sache, das Verhältnis, die Person, die uns unangenehm ist, hat an und für sich in der Weltentwicklung eine berechtigte Stelle. Wir können unmöglich verlangen, daß Gott unsertwegen die Weltgesetze abschafft oder ändert.

Aber auch für uns hat das Unangenehme Berechtigung, weil es uns anspornt, etwas zu

tun, was zu unserem Fortschritt auf einem anderen Gebiete nützlich ist. Man darf nicht glauben, daß die Entwicklung nach unserem Ermessen und in gerader Linie vor sich geht. Vielmehr geht sie so, wie Gott d. h. unser Karma und Dharma will. Nur daß es oft schwer ist einzusehen, was für unsere Entwicklung das Beste ist.

Wir sollen doch das zu erlangen suchen, was uns fehlt. Also wer z. B. feurig ist und wünscht große Taten zu tun (was an und für sich gewiß lobenswert ist), dem zeigt das Schicksal durch gewisse Hemmungen, daß man von ihm verlangt, daß er vielmehr Geduld und Ausdauer lernen soll. Mit Hemmnissen ist es so, wie wenn ein Radfahrer fährt: er muß doch das Hemmnis der Erde haben; ohne diese Reibung kommt er nicht vorwärts. So muß auch ein Vorwärtsstrebender Hindernissen begegnen, die er überwinden lernen soll.

Es fragt sich nur im einzelnen Falle, wie man sich ein „Übel" als Wohltäter zurechtlegen soll. Das kann man auf verschiedene Weise. Man soll zunächst seinen Charakter studieren und herauszubringen suchen, welche Schwächen er hat und dann vom Standpunkte der Unterdrückung dieser das scheinbare Übel betrachten.

Zum Beispiel ein Mann ist ein Idealist und

will daher, daß das Gute überall zur Geltung kommt, ist unzufrieden und ärgerlich, wenn die Menschen, mit denen er zu tun hat, nicht den hohen Anforderungen entsprechen, die er an sie stellt. Der Mann hat in der Theorie ganz recht. Aber als Idealist hat er meist keinen Sinn für den „Realismus" des Lebens und für die einzelnen Persönlichkeiten. Er sieht alles zu abstrakt an. Wenn er also mit sehr unvollkommenen Menschen zu tun hat, so muß er sich bemühen, aus Liebe herabzusteigen und die Menschen zunächst einmal zu nehmen, wie sie sind und ihnen dann nicht mehr zuzumuten, als sie vorläufig leisten können. Für ihn ist also das Übel nur, weil er einseitig ist, in diesem Falle nämlich daß er zu abstrakt denkt.

Je harmonischer und liebevoller jemand ist, desto leichter wird er Übel überwinden. Der unbedeutende Mensch wird freilich leichter mit seinem Schicksal fertig werden. Der Philister leidet gewiß weniger als der feinfühlende Idealist. Aber deshalb sagt ja auch schon die Schrift: wen Gott lieb hat, den züchtigt er und schlägt die, die er an Kindesstatt annimmt. Je höher einer steigt, desto mehr Schwierigkeiten wird er haben; aber desto mehr geistigen Gewinn und Verdienst auch zugleich. Daher sollte sich jeder freuen, der es schwer auf der Welt hat.

Er sollte sich sagen: Ich bin offenbar ein besonderer Liebling Gottes, weil es mir so schwer gemacht wird.

Nun wird einer vielleicht sagen: man könne ja freilich mit allem Unangenehmen zur Not zufrieden sein, aber nicht mit dem Bösen, das an der eigenen Seele nagt. Ein Benediktinermönch, Prinz Radzivill hat mir einmal vor vielen Jahren gesagt: „Alles ist gut mit Ausnahme der Sünde". Aber auch die Sünde hat ihr Gutes. Sie zeigt uns unsere Schwäche. Jeder hat eine Achillesferse, die er sich in früheren Erdenleben zugezogen hat und die er nun allmählich verbessern soll.

Nicht auf den einzelnen Akt kommt es an, sondern auf die Gesinnung. Der Akt hängt ja nur von der Gelegenheit ab. Aber durch den Akt d. h. durch das Hervortreten der Schwäche im Charakter wird man auf die Krankheit in der Seele aufmerksam gemacht. Wenn man Schmerzen hat, hat man ein inneres Leiden. Das innere Leiden ist freilich ein relatives Übel, aber man kann es gewissermaßen als Sprungbrett benutzen, um höher hinauf zu steigen. Nach jedem Sündenfall steigt man höher, wenn man die Sündenkraft in Geistes- und Liebeskraft umwandelt.

Deshalb sagt auch die Bibel, daß Gott die

Lauen aus seinem Munde ausspeien werde, während er den Sündern Gnade gewährt. Man könnte daher als eigentliche Übel nur zwei anführen, das wäre die Lauigkeit, die Trägheit und die daraus folgende Unwissenheit (indisch avidya) und die verstockte Bosheit, die einen perversen Willen verrät. Alles andere kann man korrigieren und zum Besten benutzen.

Es liegt auf der Hand, daß namentlich Kranke murren und nicht einsehen wollen, daß ihre Krankheit gut für sie ist. Ihnen möchte ich die Worte niederschreiben, die ein evangelischer Pastor in Paris, Christian Wagner in seinem lesenswerten Buche „Männlich und stark“ (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, gebunden 4 Mark) sagt: „Meine Überzeugung, die ich in diesem irdischen Jammertale wie eine Hoffnungsblume am Rande des Abgrundes gefunden habe, ist also, daß in den Siechen eine Quelle moralischer Kraft ist. Wenn auch alle anderen Brunnen versiegen, dieser rinnt weiter ebensogut wie der Brunnen der Tränen. Ich möchte einigen Elenden, die von dem Anblick ihrer Ohnmacht niedergebeugt sind, sagen, daß sie eine Tat von größter Tragweite begehen, und daß ihre Schwäche eine Stärkung für die Starken ist. Das wird ihnen schon ein Trost sein.

Bemerken wir zuvörderst, daß der, den ein

ernstes Gebrechen von der gewöhnlichen sozialen Arbeit ausschließt, darum nicht von der Menschheit ausgeschlossen ist. Im Gegenteil, er wird besonders nachdrücklich auf die allen Menschen gemeinschaftliche Grundlage geführt; sein Leiden ist ein immerwährendes Erinnerungszeichen.

Das geschäftige Leben teilt die Menschen nach ihren Interessen, ihren Parteien, ihrer sozialen Stellung ein; das Gefühl der Zusammengehörigkeit stumpft sich bisweilen in ihnen ab. Nebensächliche Beschäftigungen werden zur Hauptsache. Bevor sie sich als Menschen fühlen, fühlen sie sich als Reiche oder Arme, Arbeitnehmer oder Arbeitgeber, Staatsmänner oder Männer der Kirche, Materialisten oder Spiritualisten. Eine große Prüfung, wie etwa unheilbare Krankheit, fegt alle solche Zufälligkeiten, die nur auf der Oberfläche liegen, fort und stellt gleiche Verhältnisse her. Die Gemeinschaft im Leiden ist die wirksamste Schule, um zu lernen, daß wir Brüder sind. Der Kränkliche, der sich mitten in seinen täglichen Leiden klar wird, daß sein moralisches Gefühl ihn versteinert hat und daß er von höherem Standpunkte als andere die tausend Nichtigkeiten beurteilt, die die Sterblichen beschweren, merkt bald, daß er ohne Arbeiter, Arzt, Rechtsanwalt oder Notar zu sein, doch seine Aufgabe zu er-

füllen hat: nämlich in seiner Umgebung das Gefühl der Menschlichkeit zu pflegen. Er bemerkt, daß er von einer Menge Lasten frei ist und daß die Kette, die ihn in gewisser Hinsicht hindert, ihm mehr als eine Freiheit gewährt.

Ich habe gesehen, daß der Schmerz Brücken über Abgründe geschlagen hat, die keine Baukunst, kein guter Wille jemals hätte überbrücken können. Unglückliche, die in gleichen Umständen von Schwächen und Abhängigkeit leben, fühlen sich unbezwinglich zu einander hingezogen, und welches auch immer ihre Stellung in der Welt sei — das, was sie vereint, das gemeinsame Leid, ist stärker als alles Trennende . . . . . .

Der Kranke hat eine besondere Aufgabe bei den Gesunden zu erfüllen, denn diese sind auf ihre Weise krank. Wirklich zeitigt die Gesundheit eine Krankheit besonderer Art, die auf die Dauer zur Unfähigkeit im Ertragen von Schmerzen führt. Die Ungeduld und Niedergeschlagenheit kräftiger Männer in Krankheitsfällen sind bekannt. Kann man sie dafür tadeln? Sie sind eben Neulinge; sie buchstabieren das A B C einer Sprache, welche die Traurigen kennen. Eine alte Anekdote, die die Blinden in vergnügten Stunden erzählen, besagt, daß in dem und dem Jahr der Nebel in Paris so dicht

gewesen sei, daß man die Insassen einer Blindenanstalt hätte holen müssen, die an die Finsternis gewöhnt waren, um die Leute auf der Straße zu führen.

Ich stehe nicht für diese Geschichte ein; aber wie viel lehrt sie uns! Der stärkste Mann braucht zuweilen einen Schwachen zu führen, weil der gewohnt ist im Irrgarten des Elends zu wandeln, wo die Glücklichen nicht aus noch ein wissen."

Nicht aus noch ein wissen auch viele, die in schmerzlichem Kummer das Weltgetriebe nicht verstehen und überall nur das Negative, das Böse sehen, richtige Pessimisten. Es ist das vielleicht das größte Leiden. Aber sie sollten sich sagen, daß dies ein Übergangszustand für sie ist. Ihr ursprüngliches naives Weltlustgefühl ist umgeschlagen in ein neues durch Reflektion entstandenes Gefühl des „Weltschmerzes", was ganz berechtigt ist.

Es ist aber sozusagen eine Kinderkrankheit, die dazu dient, um neue geistige Kräfte, nämlich die geistige Liebe zu entwickeln. Die Liebe entsteht, scheint es, immer aus dem Schmerz. Das ist ein Lebensgesetz auf unserem Planeten, wie der bekannte Philosoph und Bäckermeister Gustav Müller in Berlin in geistvollen Schriften zu zeigen versucht hat. Wer

aus unegoistischen Gründen geistig leidet, der hat das, was die Bibel nennt „die göttliche Traurigkeit". Diese ist ganz verschieden von „der Traurigkeit der Welt, die den Tod bringt". Der göttlich Traurige ist ebensogut ein Liebling Gottes wie der Gottestrunkene (wie die Mystiker sagen). Er soll getrost sein und ruhig warten, bis es besseres Wetter für ihn gibt.

Ohne Leiden geht die Menschheit nicht vorwärts. Wer leidet, der opfere seinen Schmerz Gott auf, wie der Katholik sagt. Dann trägt er dazu bei, daß die Welt vorangeht. Denn ihre Räder werden mit Schmerzen guter Menschen geschmiert. Aus dem Schmerz entsteht Sehnsucht, das Verlangen nach Gott, nach dem Ende des Zeitlichen und Weltlichen. Solche Abtötung bringt Gewinn.

Heute ist die Zeitströmung, daß man allgemein den Frohsinn predigt. Aber ich weiß nicht, ob es Gottes Wille ist, daß jeder immer froh ist. Mir hat immer die Lebensfreude gemein geschienen. Jedenfalls waren die großen Geister meist unglücklich. Man ist also in guter Gesellschaft, wenn man unglücklich ist. Aber man sollte nicht im Schmerze wühlen. Man sollte versuchen den Leiden so oder so ein Ende zu machen, aber wenn es nicht gelingt, nie den

Mut verlieren — so wenig wie der fromme Dulder Hiob.

In meinem Zimmer hängen noch zwei andere Plakate des gleichen Ursprungs wie das erste, das eine heisst: Ich bin gesund, heiter, furchtlos, stark; nichts kann meine innere Ruhe erschüttern; das andere: Stärker als das Schicksal ist mein Mut, der alles unerschüttert trägt.

Die beiden Sprüche bilden mit dem ersten eine gute Dreieinigkeit. Wer sie anwendet, der wird zuletzt siegen. Denn im Herzen eines jeden ist ein göttlicher Funke, der nur angefacht zu werden braucht. Der Wille ist stets da, wenn er auch noch so klein ist. Das Ich aber kann mit ihm und durch ihn die Wolken zerstreuen, die sich um es lagern. Das Übel ist nichts Wirkliches, nur etwas Eingebildetes. Denke: ich bin stärker als die ganze Welt! Denn die Welt ist nur Schein, Maya, Illusion. Aber in mir ist Gott. Der Christus kann wohl auf eine Weile zu verschwinden scheinen: aber am Ende kommt er wieder in der Glorie, öffnet die Türe und spricht: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Rundschau.

Otto Hauser, Geschichte der Weltliteratur. In zwei Bänden. Leipzig. Bibliographisches Institut.

An Literaturgeschichten ist kein Mangel, aber die vorliegende hat den Vorzug vor allen anderen, daß sie auf dem Rassenstandpunkte Gobineaus steht. Gobineau war ein französischer Gelehrter, der den Grundsatz aufstellt, daß die ganze Geschichte nichts weiter ist als ein Rassenkampf, in dem die edle arische Rasse anfangs siegt über die Urbevölkerung, daß aber dann durch Vermischung beider Rassen eine Verschlechterung der Völker eintritt. Hauser hat gründliche Studien auf diesem Gebiete gemacht. Er hat in zahlreichen Aufsätzen seine Untersuchungen über die Rassenherkunft aller bedeutenden Männer nach vorhandenen Darstellungen (Bildern usw.) veröffentlicht und zieht in diesem Monumentalwerke die Konsequenzen. Er zeigt, daß die großen Führer der Menschheit wesentlich Arier waren. Dies sollte man

im Schulunterricht auch offen verkündigen. Seine Darstellung wird durch Abbildungen ergänzt. Die Sprache Hausers ist schön, sein Geschmack gebildet. Auch hat er durch gute Übersetzungen sein Formtalent bewiesen. Namentlich auch die neueste Periode ist berücksichtigt, so daß man das schön ausgestattete Werk mit Nutzen zu Rate ziehen kann.

Über den heutigen Stand der Theosophischen Gesellschaft (Hauptquartier Adyar) gibt das Februarheft der vortrefflichen Monatsschrift „The Theosophist", herausgegeben von der Präsidentin Frau A. Besant die folgenden Angaben:

ANWACHSEN DER GESELLSCHAFT.
LISTE DER „CHARTER".

1878	1	1890	234	1902	704
1879	2	1891	271	1903	750
1880	11	1892	298	1904	800
1881	19	1893	344	1905	860
1882	42	1894	382	1906	900
1883	88	1895	401	1907	958
1884	99	1896	425	1908	1032
1885	117	1897	487	1909	1125
1886	128	1898	526	1910	1223
1887	156	1899	558	1911	1329
1888	169	1900	595	1912	1405
1889	199	1901	647		

No.	Name der Gesellschaft	Anzahl der Logen	Anzahl der Mitglieder	Zahl der im letzten Jahre aufgen. Mitglieder
1	T. G. in Amerika	129	3368	684
2	„ England u. Wales	67	2023	506
3	„ Indien	338 und 95 schlaf.	5170	416
4	„ Australien	20	1135	176
5	„ Skandinavien	36	1101	196
6	„ Neu Seeland	19	801	157
7	„ Niederlande	16	1198	200
8	„ Frankreich	37 und 2 ruhende	1232	204
9	„ Italien	23	354	46
10	„ Deutschland	55	2447	293
11	„ Cuba	41	722	140
12	„ Ungarn	10	133	54
13	„ Finnland	23	556	91
14	„ Rußland	11	225	30
15	„ Böhmen	7	152	31
16	„ Südafrika	8	214	51
17	„ Schottland	14	406	119
18	„ Schweiz	10	162	52
19	„ Belgien	11	203	26
20	„ Niederl.-Indien	10	516	89
21	„ Birma	8	126	33
22	„ Österreich	7	77	62
	In keiner Sektion	50	839	193
	Im Ganzen	950 und 97 schlafende	23140	3525

Briefkasten.

Den folgenden kleinen Nekrolog hatte ich der Redaktion der bekannten Leipziger Illustrierten Zeitung sofort nach dem Tode Hartmanns zum Abdruck eingesandt. Es ist bezeichnend für unsere heutige Zeit, daß man nicht nötig hielt davon Notiz zu nehmen.

Franz Hartmann.

In der Nacht vom 6. auf den 7. August 1912 ist ein Mann auf der Durchreise in Kempten gestorben, der große Verdienste um die Erforschung übersinnlicher Tatsachen sich erworben hat. Dr. Franz Hartmann war ursprünglich Apotheker und lebte dann lange Jahre als praktischer Arzt in Amerika. Dort lernte er den Spiritismus und die neuere Theosophie kennen. Er gab dann seinen Beruf auf und lebte von da an nur der Erforschung der Wahrheit und ihrer Verbreitung. Große Reisen brachten ihn mit dem Orient und seiner alten Gesittung in Verbindung. In Indien wurde er Buddhist. Enge verbunden mit den Stiftern der theosophischen Gesellschaft hat er nach seiner Heimat zurückgekehrt, für die alte Weisheitslehre gewirkt. Auf ihn geht eigentlich der erste Anstoß zum Zusammenschlusse fortgeschrittener Geistesmänner zurück, die in der Münchener, von Dr. Hübbe-Schleiden gegründeten „Sphinx“ ihren ersten Ausdruck fanden. Zahlreiche geist-

volle Schriften (zuerst in englischer Sprache) gaben Zeugnis von dem bedeutenden „okkulten" Wissen Hartmanns. Ich nenne als solche hier nur „Mysterien, Symbole und magisch wirkende Kräfte", „Schwarze und weiße Magie", „Paracelsus", Übersetzung der „Bhagavad-Gita" u. a. Seine Zeitschrift „Lotusblüten" enthält einen wahren Schatz bedeutender Perlen mystischer Aufsätze und religiös-philosophischer Erklärungen. Namentlich suchte er auch das Christentum durch Zuhilfenahme indischer Mystik zu erklären, Freimaurerei und Rosenkreuzertum fanden in ihm einen geistreichen Erklärer. Zuletzt lebte er ganz zurückgezogen in Algund bei Meran, nur zuweilen seine freiwillige Einsamkeit durch Vortragsreisen unterbrechend. Nun hat ihn der Tod seinem Wirkungskreise im 74. Jahre entrissen; aber sein Andenken wird leben, so lange es Menschen gibt, die metaphysische Bedürfnisse haben und nicht durch unsere heutige materialistische Wissenschaft befriedigt werden.

Es ist Aussicht vorhanden, daß seine zahlreichen Verehrer dem Entschlafenen bald ein seiner würdiges Monument errichten, das in sinniger Weise seinen und der Theosophischen Gesellschaft Wahlspruch zum Ausdruck bringt: „Keine Religion höher als die Wahrheit".

Dr. Grävell.

MDCCCXCIV
A P B SHELLEY
CUOR DI CUORI
NEL MDCCCXXII
ANNEGATO IN QUESTO MARE
ANSIO DI CUI VIDE E AMÒ
L'UMANO E L'IDEALE
INCITATA AL PROMETEO LIBERATO
UNA PAROLA POSTUMA
IN CHE DIAN GENERAZIONI
ATTENDE DI CANTO
LA LOTTA E LE LEGGENDE LA PACIFICAZIONE
NOVA

Die griechische Plastik.

Über die Kunst der alten Griechen ist viel geschrieben und viel gestritten worden. Man hat sie bewundert und verachtet. Aber man hat ihre Eigenart selten richtig einzuschätzen gewußt, weil man ihr nicht theosophisch beikommen konnte. Erst eine Betrachtung vom Standpunkte der Geisteswissenschaft kann ein Verständnis jener Kulturepoche anbahnen. Daher seien ein paar einleitende Worte zum Studium der Antike hier gesagt.

Wir sind mit unserer Kunst scheinbar auf einen „toten Punkt" gekommen. Der tote Punkt entsteht immer, wenn man nicht mehr weiter kann. Jede Aktion geht ursprünglich von dem Trieb, dem blinden Willen, der Lust aus; wenn die Lust, die anfangs ganz naiv war, sich ausgetobt hat, beginnt das Leid. Das Leid wirkt so vergeistigend, daß die Liebe erwacht. Die

Liebe beginnt dann einen neuen Kreislauf. Sie steht am Anfange einer neuen Spirale, so daß man sagen kann, die Entwicklung geht in immer höheren Spiralen vor sich, bis sie das Endziel erreicht hat.

Die Griechen standen noch auf dem ersten Standpunkte der naiven Lebensfreude. Dann kam das Christentum und heiligte den Schmerz. Die Kunst des Mittelalters war daher eine Offenbarung des Leides. Im Leben Christi ist das Weltenleid am deutlichsten dargestellt. Mit der Renaissance ging man wieder auf die Antike zurück.

Aber der tote Punkt ist jetzt eingetreten. Man müßte das Leben der Griechen geistig verbinden mit dem Christentum. Das konnte die Renaissance nicht, weil ihr die Naivität abging. Sie ging sozusagen auf Stelzen. Man sehe die Barockbauten oder Rokokokunstdenkmäler an, dann die Geschmacklosigkeiten unserer unästhetischen Zeit mit ihrem neuen Biedermeierstil und überhaupt ihrer Stillosigkeit, und man wird begreifen, daß man weder Griechentum noch Mittelalter verstehen kann.

Und doch handelt es sich wesentlich darum, Stellung zur griechischen Kunst zu gewinnen. Die Alten suchten das menschliche Ideal in ihrer Plastik zu verwirklichen, die „Individualität“,

nicht „die Persönlichkeit". Letztere kann besser durch die Malerei festgehalten werden, da die Monumentalität der Bildnerei besser eine Idealisierung wiedergeben kann. Daher scheinen uns die griechischen Statuen oft seelenlos. Sie haben den Schmerz scheinbar noch nicht kennen gelernt und wollen ihn nicht kennen.

Es ist klar, daß eine solche Auffassung geeignet ist, Götterbilder zu erzeugen. Es liegt in der Tat in vielen Originalen ein Hauch des Jenseitigen, den die Kopisten nicht leicht wiedergeben können. Wir dürfen uns daher aus den zahlreichen römischen Kopien keine richtige Vorstellung machen von den Statuen eines Phidias usw.

Der Apoll von Kassel, der Zeus von Boston, der Asklepios von London, die Aphrodite von Knidos werden jedem, der etwas Sinn dafür hat, als eine Höhensteigerung des Menschlichen ins Übermenschliche erscheinen, als eine Hinaufhebung der Individualität in ein höheres Gebiet, das wir ahnen können, aber nicht begreifen. Es ist eine Erhöhung der Form ins Geistige.

Der Mensch kann seine Verwandtschaft mit der Tierwelt nicht ganz verleugnen. Aber in ihm zeigt sich auch der Einfluß der Gestirne. Man kann nach den Gesichtern einteilen in Sonnen-

menschen, Mondmenschen, Marsmenschen usw. Durch den Astralgeist wird der Seele etwas vom himmlischen Astrallichte mitgeteilt. Je nachdem sich nun ein Gesicht von jedem Tierischen frei hält, wird es Gott ähnlicher. Je nachdem ein Gestirn seine Prägung einem Antlitz gibt, zeigt es einen anderen Charakter.

Man kann so die griechischen Göttergestalten daraufhin ansehen und begreifen, daß die damaligen Künstler, die noch hinter die Natur sehen konnten, besonders geeignet waren, die Verkörperungen großer kosmischer Kräfte anthropomorphisch wiederzugeben. Man kann das gewaltige Ewig-Männliche des Zeus nicht besser darstellen, als wenn man ihn oder ähnliche Götter wie eine ins Menschliche übersetzte Sonne hinstellt. Daher das Überwältigende in der Erscheinung des Olympischen Zeus von Phidias, der nach Furtwänglers Vermutung die Urform aller späteren Christusbilder gewesen ist. Der bärtige Christus der byzantinischen Zeit, der dem ursprünglich bartlosen schönen Jünglingstypus des Hermes, Dionysos und Orpheus folgte, ist bis auf die heutige Zeit eine Widerspiegelung des alten griechischen Gottesideals gewesen. Wenn man einem Kinde den Gott aus dem Kreise des Phidias zeigt, der in Dresden als Zeus oder Asklepios auf-

gestellt ist, und es fragt, wer es sei, so wird es gewiß sagen: es ist Christus. Dafür würde jedenfalls die große Milde sprechen, die dem Zeustypus sonst abgeht.

Das geistige Leben, das in den Zügen des Kasseler Apollon sich zeigt, spricht von Seelenhoheit, von Strenge und Geistesadel mit einem leisen Zuge des Leidens, das davon zu berichten scheint, wie schwer es gemacht wird, ein Gott zu werden. Wenn uns ein solcher Kopf „ohne Leben" erscheint, so müssen wir bedenken, daß die Statuen ursprünglich bemalt waren, also einen lebendigeren Eindruck machten. Man muß ferner beachten, daß durch die Hände des Künstlers etwas von der Seele des Schaffenden in den Marmor einging: die inneren „Körper" arbeiten ja mit beim Behauen des Steins. So wie Äther- und Astralkörper beschaffen ist, so wird die Statue. Wie von Geisterhänden geführt, geht das „Unbewußte" in das Kunstwerk ein. Daher auch das eigentümliche Leuchten, das manche Statuen haben: es ist das seelische Moment, das den spröden Stein bezwingt und lebendig macht. Ja, es ist nicht unmöglich, daß Naturgeister (Genien) solche schöne Statuen bewohnt haben — so gut wie es „lebendige Statuen" bei den Ägyptern gab, die von Dämonen beherrscht wurden.

Man muß auch bedenken, daß die Kultstatue nicht in einem hellen Museum stand, sondern in der Cella eines ziemlich dunklen Tempels, der durch Weihrauchwolken in eine mystische Stimmung versetzt wurde. Statt die schönen Standbilder der Götter und Göttinnen in einen profanen Raum zu stellen, sollten wir dafür eigene schöne Tempel bauen und sie in ursprünglicher Pracht bemalt und vergoldet den staunenden Augen der andächtig davor Stehenden zeigen.

Uns fehlt die Distanz. Die Alten kamen mit gläubiger Ehrfurcht und fanden das, was sie suchten: wir aber gehen mit dem roten Bädeker in ein mit Kunstwerken verschiedenster Art vollgepfropftes Haus und schreiten mechanisch von einer Statue zur anderen, gestört durch die Anwesenheit so vieler anderer meist schwatzender und kritisierender Menschen, die ebenfalls nicht die seelische Beziehung zu den Objekten finden können. Die Folge ist, daß wir ermüdet und abgespannt nach Hause kommen, während die Griechen gerade die Konzentration dort fanden, wo sie ihre Herzen und Hände zur Statue fromm erhoben.

Der Anblick eines Götterbildes sollte Andacht erwecken. Aber wie kann es heute sein, wenn wir nicht mehr glauben? Erst die

Theosophie erweckt langsam wieder den Sinn für kosmische Kräfte. Erst nach und nach werden wir wieder die richtige Distanz zur Antike bekommen, die uns zum Aufbau einer neuen Kunst so nötig ist.

Uns fehlt die Einfachheit. Wir sind analytisch geworden, wo die Alten synthetisch waren. Auch in der Kunst muß es heißen: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder! Ein oftmaliger Anblick von guten Statuen kann unseren Blick schärfen; aber nicht jeder hat die Gelegenheit. Gute Abbildungen, die die Statuen von verschiedener Seite zeigen, helfen viel, um das Verständnis zu bekommen. An guten Büchern und Abbildungen, billigen Photographien ist ja auch kein Mangel mehr.

Ein großes herrliches Werk aber möchte ich hier besonders empfehlen, das die beste Einführung in die antike Plastik geben kann. Es heißt „Der schöne Mensch im Altertum, eine Geschichte des Körperideals bei Ägyptern, Orientalen und Griechen, zweite ganz neubearbeitete und stark vermehrte Auflage" von Professor Dr. Heinrich Bulle (München, Hirths Verlag 1912). Nicht weniger als 320 Tafeln und 210 Abbildungen im Texte geben alle hervorragenden Statuen und Bilder in vortrefflicher Reproduktion wieder. Der Text von

Bulle ist vorzüglich, sorgfältig, gelehrt, geistreich und tief. Das Geheimnis des künstlerischen Erlebens wird einem durch die klassische Darstellung Bulles klar, und ich möchte wünschen, daß jeder (der sich nicht an den kleineren und billigeren Ausgaben klassischer Reproduktionen, wie dem schönen Werke, das für 1.80 Mk. in den „Blauen Büchern" erschienen ist, genügen lassen will) die verhältnismäßig geringe Ausgabe von 1.20 Mk. für jede der 20 Lieferungen nicht scheut, um in den Besitz eines monumentalen Werkes zu kommen, das eine Fülle von Anregungen zur Vertiefung in theosophischem Denken geben kann.

Ein schöner, echt theosophischer Stoff ist z. B. ein Relief an einem Altaraufsatze (um 470 v. Chr.) aus der Villa Ludovisi in Rom, das die Geburt der Aphrodite, der Göttin der Schönheit, aus dem Meere darstellt. In Wahrheit ist es die Geburt der menschlichen Seele, die stets als Weib gedacht wird — im Gegensatz zum Geist, der männlich dargestellt wird. Die Seele steigt langsam aus dem Wasser (der Urmaterie) empor zum Tageslicht. Zwei Schutzgeister, deren Köpfe leider nicht erhalten sind, ziehen sie an ihrem Mantel, der ihr Karma bedeutet (die aus früheren Leben mitgebrachten Anlagen) und sie bis zum Nabel, der Grenze

zwischen „bewußt“ und „unbewußt“ umhüllt, in die Höhe. Der Mantel fällt (für uns unsichtbar) tief nach unten und deutet so den Hinweis auf die Unendlichkeit, auf das Geisterreich an, die Seele aber wendet, vom Mentalkörper bekleidet, den Blick sehnsüchtig nach dem Lichte.

Auf beiden Seiten des Altares befindet sich je eine Frauengestalt, die eine ganz nackt, die andere bekleidet. Sie bilden einen ähnlichen Gegensatz wie die beiden Frauen auf dem bekannten Bilde Tizians, das man „die irdische und die himmlische Liebe“ zu nennen pflegt und sich ebenfalls in Rom und zwar in der Villa Borghese befindet. Die nackte Figur auf dem griechischen Altare bezeichnet die Natur, während die bekleidete die Gnade bedeuten soll. Die Flötenspielerin wird gewöhnlich als Hetäre, als Freudenmädchen, bezeichnet, während die andere die junge Braut ist, die Körner aus einer Schachtel nimmt und als Opfergabe ins heilige Feuer wirft, um den religiösen Gebräuchen genug zu tun.

Allein es soll hier offenbar das reine Naturleben wiedergegeben werden, das naive Hingeben an das Leben, an den Genuß, an das, was Schopenhauer „die Bejahung des Lebens“ genannt hat. Die junge Bürgersgattin hingegen vertritt schon die Kultur, die von festen Normen

durchzogen und sich doch ihrer Unzulänglichkeit bewußt ist, daher die Anlehnung an das Jenseits sucht.

Tizian in seinem berühmten Gemälde wollte augenscheinlich etwas Ähnliches zeigen. Er stellt eine junge Frau dar, die ganz eingehüllt ist in kostbare Gewänder, Handschuhe und sonstiges Behänge unserer modernen Kultur und in ihren Händen eine Guitarre hält. Ein nacktes Mädchen hält ihr die Fackel der Natur hin, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß eine Rückkehr zur Natur bei jeder Ehe nötig ist. Das junge Wesen, das offenbar ungerne heiratet, scheint zu sagen: „Wozu habt ihr mich mit all diesem Firlefanz behängt? was soll mir all dieser Tand, der meine Seele beschwert? bin ich jetzt glücklicher?“ sie scheint ganz befangen und gefangen von ihrem künstlichen Milieu und kann sich nicht entschließen; sie hängt zu sehr an konventionellem Klingklang, ein Opfer einer einseitigen, unnatürlichen, geschraubten Erziehung. Es ist die Tragödie des modernen Weibes. Das Weib sollte der Natur näher stehen als der Mann. Aber heute ist „die Dame“ in ihrem ganzen Wesen ein Produkt der Afterkultur. Sie muß zu natürlichen Anschauungen zurückkehren, wenn sie glücklich werden und glücklich machen will.

Der Altar der Aphrodite im Termenmuseum zu Rom zeigt den Weg. Zwischen der nackten Frau und der bekleideten ist eine Verständigung möglich. Die andere Längsseite des Altares (die in Boston erhalten ist) zeigt, wie eine beflügelte Gestalt, ein Genius, in einer Wage die menschliche Seele wägt. Zwei Gestalten schauen zu, die Freude und Traurigkeit ausdrücken. Jeder Mensch hat in seiner Hand, sich das Leben so zu gestalten, daß er aufsteigt. Und so ist auch der schöne Altar eine Mahnung an uns, die griechische Übernatur fester mit unserer altersschwachen modernen Überkultur zu verbinden, um so zur „Gnade" zu gelangen. Und wie die Aphrodite anadyomene aus den Fluten auftaucht, so soll uns der „Thron der Venus" zeigen, wie hellenisches Wesen noch einmal die Göttin der Schönheit, die Schönheit des Weibes, die Schönheit der Seele uns bringen kann.

Es ist wie das Wiederaufleben des griechischen Geistes, das in unserer Zeit vor sich ging. Man denke an Goethe oder gar an Wilhelm von Humboldt! Letzterer hat wie keiner die Antike innerlich erlebt. Als preussischer Gesandter in London verbrachte er die einzigen Stunden, auf die er Wert legte, vor den Elgin Marbles (dem Panathenäenzug).

„Ich kann es nicht anders beschreiben, als daß es mir eine wahre und die einzige, echte Heimat ist; alles, was in der Geschichte darauf folgt, ist mir gleichgültig, und die Gegenwart kommt mir nie anders als eine öde Wirklichkeit vor", schreibt er.

In der Tat könnte jedem, der die Erhabenheit der hellenischen Kunst einmal wirklich in sich aufgenommen hat, die ihn umgebende Welt des Alltags öde vorkommen. Und die Sehnsucht nach dem stillen Tale von Olympia, wo das erhabenste Werk des Altertums, der Zeus des Phidias thronte, ist ein berechtigtes Gefühl bei jedem Gebildeten. Den wirklichen Eindruck des Kunstwerkes wird man sich ja nie nach den dürftigen Überbleibseln ähnlicher Werke jemals vorstellen können. „Höchstens daß wir uns" — schreibt Bulle, — „noch gegenwärtig halten können, wie der Reisende nach langer Wanderung in das einsame Tal von Olympia kam, wo die Stille und Heiligkeit des Ortes seine Seele vorbereitete. Dann trat er aus der blendenden Helle des Tages in die enge, dämmerige, rings umsäulte Cella, an deren Rückwand der sitzende Gott bis zur Decke aufragte, erdrückend nahe und in eine berauschende Farbensymphonie getaucht. Der Thron aus schwarzem Ebenholz, aber reich geschmückt mit Reliefs und Bildern; der Unter-

körper des Gottes verhüllt mit goldenem Gewand, in das mit buntem Schmelz Lilien und Zierat eingestickt waren; darüber dann die Brust in dem matten Schimmer des Elfenbeins, und endlich der Kopf, umrahmt von goldenem Kranze. Daß dieser Anblick dem griechischen Wallfahrer den Atem versetzte und er, der so ganz in Anschauung lebte, eine göttliche Offenbarung zu sehen glaubte, können auch wir noch ein wenig nachfühlen."

Möchte der Tag nicht fern sein, an dem eine ähnliche Statue auch bei uns zu sehen sein wird und zwar von dem Nachfolger des Zeus, dem Sonnengotte und Welterlöser Christus, dem sichtbar gewordenen Logos, dem Gotte des Wortes und des Lichts. Auf der Grenzscheide der germanischen und romanischen Rasse, am schönen Ufer des Lago maggiore sollte sich ein Tempel erheben, der alles vereinigte, was die Menschen an göttlicher Erkenntnis bisher zu sehen bekommen haben.

Eine mächtige Sphinxallee führt zum Heiligtum, das von Kolossen nach Art der babylonischen Flügelstiere (der symbolischen Darstellung der Menschheit) bewacht wird. Engel und Löwen sieht man an den Wänden. Im Hintergrunde aber erhebt sich die erhabene Gestalt

des thronenden Christus als Ishvara „der Herr der Welt“. Dann würde jeder — wie damals in Hellas beim Anblick des olympischen Zeus — sagen können, wer Ihn einmal geschaut habe, der könne in seinem ganzen Leben nie wieder unglücklich werden.

Der entfesselte Prometheus.

Die Prometheussage hat von jeher die Dichter und Denker beschäftigt, weil das Problem eins der interessantesten ist, die der menschliche Geist finden kann. Ist es ja doch die uralte Erzählung vom Wohltäter der Menschheit, der dafür, daß er ein Opfer bringt, leiden muß, weil er nicht in allem im Einklang steht mit der herrschenden sittlichen Auffassung. Letztere ist wandelbar, sie ist in beständigem Aufwärtsstreben; wer aber seiner Zeit voraus ist, muß es teuer bezahlen. Wer auf der anderen Seite sich dem göttlichen Urquell der Liebe nähern will, der muß Opfer bringen. Also ist jeder vorauseilende Mensch eine Art Prometheus und jeder Mensch wird sich mehr oder weniger in dem Titanen wiederzuerkennen glauben.

Auch wenn man die Mythologien durchgeht, findet man genug solcher vorbildlicher Gestalten und wenn man die Geschichte befragt, begegnen einem genug prometheischer Titaniden. War nicht der große Napoleon ein solcher

Riese, der schliesslich an dem öden Felsen von St. Helena angeschmiedet wurde, litt Bismarck nicht unendliche Schmerzen, weil er am Ende seines Lebens zu unfreiwilliger Tatenlosigkeit verurteilt war? Hat nicht jedes Genie in der Regel etwas vom tragischen Geschick des verkannten und verlästerten Helden? Geht es nicht manchem Geisteswerk so, daß es mit Schmerzen geboren dem Verfertiger nur Kummer und Sorge bringt? wird nicht so mancher erst lange nach seinem Tode anerkannt, während man ihn zu seinen Lebzeiten für einen Narren hielt?

Was aber ist es, was die Befreiung herbeiführt? was ist es, das den Ausgleich, den Umschwung schließlich veranlaßt? Die Fesseln fallen ab, wenn ein neues Weltgesetz in Kraft tritt. Prometheus befreit sich selbst, dadurch daß er Erkenntnis, „das Wissen", die Wahrheit erlangt.

Jeder ist sein eigener Befreier, wie er sein eigener Henker ist. Jeder ist ein tragischer Held, weil jeder Charakter ein Mittleres ist zwischen zwei Gegensätzen, und das Gleichgewicht schwer durch das in der Mitte befindliche Ich gefunden wird. Oben ist das Überbewußte, unten das Unterbewußte: zwischen beiden ist Kampf.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.“ Will jemand ritterlich und großartig sein, so folgt er den erhabenen Einsprechungen seines besseren Ichs, aber dann kommt das niedere Ich mit entsprechenden Widerreden. Er will mit seinem Oberbewußtsein das Gute, das er sieht, aber das Unvollkommene, das er noch nicht überwunden hat, wehrt sich dagegen. So kommt es, daß er zwar ein Opfer bringt, aber dennoch durch sich selbst leidet. Dieser niedere Teil seines Ichs wird durch die stumpfsinnige Menge oder ihre Vertreter ausgedrückt. Man findet sich stets selbst in den anderen mit seinem niederen Ich, und man erkennt stets in den Großtaten der andern sein schlummerndes höheres Selbst. Deshalb ist die Tragödie so lehrreich, aneifernd und erschütternd zugleich und führt die sittliche Katharsis herbei. Das bemerkte schon Aristoteles.

Der Schmerz der Seele hält sich also im „mittleren Ich“ auf, d. h. in dem Ich, das zwischen dem oberen und unteren in der Mitte schwebt, wie der Mensch, der in den Brunnen gefallen ist in dem bekannten Gedicht von Rückert: „Es ging ein Mann im Syrerland“. Ein Titane ist noch kein Gott, wenn er auch kein gewöhnlicher Mensch mehr ist. Jede Seele hat etwas Titanenhaftes, die anfängt das Gute

um des Guten selbstwillen zu tun und auf jede Belobung zu verzichten.

Die Bitterkeit stellt sich dann nur zu bald oft genug ein. Man denke an die bitteren Stimmungen des alternden Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Grillparzer, Grabbe, Richard Wagner, Scheffel u. a.! Hat nicht Schopenhauer fast sein ganzes Leben, das er der Erforschung der Wahrheit widmete, in Trauer und Schmerz zugebracht, weil ihm die verdiente Anerkennung versagt blieb? Hatte aber auch er nicht eine richtige Ahnung seines kommenden Ruhms? Als man ihn fragte, wo er begraben sein wollte, sagte er: „Einerlei! Sie werden mich finden". Sie haben ihn gefunden und finden ihn immer mehr. Denn ein Prometheus stirbt nicht. Er wird sogar unter die Götter versetzt.

„Auf wolkigen Höhen wohnen die Götter, Lichtalben sind sie!" heißt es im „Ring des Nibelungen". Auch die Götter waren einst Menschen und Titanen, auch sie hingen am Baume, wie Odin. Aber sie haben sich emporgeschwungen zu lichten Höhen.

Ist nicht der große Dichter ein Gott, so lange er die innere Stimme hört und „dem göttlichen Wahnsinn" gehorcht? Fühlt sich der Künstler nicht unter die Götter versetzt, der

Schönheit bewundern kann? „Reut es dich so sehr, ein Gott zu sein?“ fragt Venus den Tannhäuser bei Wagner. „Ihr werdet sein wie Gott!“ sagte die Schlange zu Adam und Eva.

Ist das nicht immer so gewesen? Man zahlt dafür, daß man das Niedere aufgibt, einen hohen Preis. Die Alten nannten es den Neid der Götter. „Mir grauet vor der Götter Neide Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil“. „Doch sterblich, ach, bin ich geblieben, mich schreckt dein allzugroßes Lieben!“ spricht Tannhäuser die Göttin der Schönheit an.

So lange jemand noch „sterblich“ ist, ist er nie sicher vor dem Eingreifen einer Gewalt, die ihm entgegentritt, um ihn zu versuchen. Deshalb sprechen die okkulten Schriften (wie „Zanoni“ von Bulwer) von jener entsetzlichen Versucherin, die man „die Hüterin der Schwelle“ zu nennen pflegt. Es ist eine Symbolisierung der niederen Triebe. Sie sind es, die den Menschen (die Seele) anschmieden. Es ist der Geier, der stets mit immer neuer Gier den Unglücklichen zernagt.

Wie mancher möchte gern Anderen helfen; aber er kann sich selbst nicht helfen. Ist das kein Geier, die Schmerzen die er in ohnmächtiger

Wut fühlt? Wer ein Idealist sein will, der darf sich nicht wundern, wenn er leidet, falls er sich selbst nicht in die Gewalt gebracht hat. Der Idealist verlegt seinen Schwerpunkt nach außen, er will andere retten; aber sein Karma verlangt vielleicht, daß er mehr daran denkt, sein Ich zu fördern: er wird eine tragische Figur.

Jeder Idealist ist ein Prometheus im kleinen. Man könnte manchmal sagen, wenn man einen einfachen Menschen kennen lernt, der sich und seine eigenen Interessen in den Hintergrund treten läßt und dadurch zu Schaden kommt: „ein Prometheus in der Westentasche". Solche Dulder gibt es vielleicht mehr als man denkt. Sie bezahlen ihre innerliche Größe mit äußerer Kleinheit.

Die Größe hängt nicht eigentlich von den Umständen ab, vielmehr von der Tiefe der Auffassung der eigenen Seele. Was den Titanen groß erscheinen läßt, ist doch auch gewiß wesentlich das Milieu, die Berührung mit Zeus usw. — wie etwa ein Feldherr oder Staatsmann dadurch groß erscheint, daß er um große Dinge würfelt und daß es sich um erhabene Güter der Menschheit handelt. Aber derselbe „große" Mann wird vielleicht als schwache Frau wiedergeboren — und da ist alles anders. Er

muß seine Größe im kleinen zeigen. Der Mann soll ja im Großen groß und das Weib im Kleinen groß sein: man darf es ihnen nicht übel nehmen, wenn er als Idealist im Kleinen manchmal klein und sie als Realist im Großen, das an sie herantritt, klein ist. Der Unterschied besteht ja darin, daß der gute Realist ein Idealist im Kleinen und der Idealist ein Realist in großen Dingen ist. Wenn ein Heiliger wieder auf die Welt kommt, erscheint er vielleicht in ganz beschränkten Verhältnissen, die scheinbar seiner Größe unwürdig sind. Aber hierin zeigt sich gerade, ob er, wenn er über kleine Dinge gesetzt ist, ebenso treu ist wie vorher bei großen Sachen.

Die Sehnsucht erwacht bei jedem, wenn er Mangel fühlt und seine Lage verbessern will. Alles Große wird aus der Sehnsucht geboren. Den Prometheustyp macht die Sehnsucht, den Menschen Gutes um jeden Preis zu tun, obgleich mancher Wohltäter, wenn er lebensklüger wäre, es unterlassen würde. Er ist, man kann sagen, der aktive ritterliche Dulder — im Gegensatz zum weiblichen hingebenden Gretchentypus.

Und so kann man wieder sagen: der Begriff des Prometheus ist eher ein individueller. „Prometheus", — sagt Shelley in der Vorrede zu

seinem Drama, „ist, sozusagen, der Typus der höchsten Vollendung von Moral und geistiger Natur, angetrieben von den reinsten und den wahrsten Motiven zu den besten und edelsten Zwecken". Dies kann sich aber, wie gesagt, in beinahe jeder Situation zeigen, es ist Sache „der Gnade", wie die Theologen sagen würden, d. h. des göttlichen Einflusses.

Aber auf der anderen Seite zeigt sich das Titanische d. h. das Heroische bei vielen Menschen darin, daß sie nicht verstehen das den Menschen augenblicklich Nötige, die für sie einzig passende Wohltat zu erzeigen, vielmehr im Titanentrotze über das mögliche Ziel hinausschießen. Nicht umsonst werden die „dummen" Riesen von der Sage als unkluge Tölpel hingestellt, die zwar gutmütig sind, aber durch ihre Plumpheit Schaden anrichten. So kann man sagen, daß Prometheus den Übermann bezeichnet. Ihm fehlt das Überweibliche zur Vollkommenheit. Solchen Übermännern begegnet man manchmal im Leben, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen: es sind, wie Goethe sagt, „problematische" Naturen; ähnlich wie etwa „Auch Einer" in dem berühmten Roman von Theodor Vischer.

„Allzureich hast du die Menschheit beschenkt", so läßt Äschylus in seinem Drama den Hephästus sagen, als er den Titanen an

den Kaukasus schmiedet. Auch Äschylus sah in der Fesselung des Titanen nicht etwa eine mißgünstige Laune des allmächtigen Göttervaters, sondern er fand darin das tragische Schicksal der Zivilisation dargestellt, daß nämlich nach den ewigen Gesetzen des Lebens der sterbliche Mensch durch seine voraussehende Macht über die Elemente losgelöst wird von allem Opfersinn gegenüber den unsichtbaren Mächten des Lebens und darum schließlich erst recht an das Stoffliche geschmiedet wird.

Wenn das Titanische im Menschen tief genug hat leiden müssen durch seine eigene Grenzenlosigkeit, dann wird er sich selber zurücksehnen nach Erlösung vom trotzigen Selbstrecht, nach dem frommen Aufgehen in höhere Lebensmächte — nach der Unterordnung unter alle die Heiligtümer der Seele, die in dem Glauben an die Gottheit niedergelegt sind. (Förster, Lebensführung S. 307 Berlin, Reimer 1912).

Ein Prometheus will unter allen Umständen groß sein; er erkennt nicht, daß auch das Kleine seine Berechtigung hat, da vor Gott alles gleich ist. Ein moderner Prometheus ist Karl Moor in den „Räubern". Aber er erkennt zuletzt sein Unrecht, durch Greuel die Welt verschönern zu wollen. Eine ähnliche Figur ist Coriolan in Shakespeares gleich-

namigem Stücke. Auch der „Misanthrope“ bei Molière hat in seinem Charakter etwas von ihm. Jeder Mensch, der stets sagt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, der nur der Stimme seines Gewissens folgt und keine Konzessionen machen will, ist ein kleiner Prometheus.

Und so könnte man schließlich das Gesagte zusammenfassen in das Wort: Prometheus ist die Darstellung der Tragödie des Mannes — wie etwa Gretchen die des Weibes ist. Hoffentlich ist der Tag nicht mehr fern, wo man Gelegenheit finden wird auf einer Bühne (wie in Bayreuth) die Prometheussage mustergiltig aufgeführt zu sehen: an einem Tage das Drama des Griechen, dann später das lyrische, mehr opernhafte Drama des Engländers (Shelley) oder des Deutschjuden Lipiner.

Schließen aber will ich mit den herrlichen Worten, die Shelley dem Demogorgon als Schlußsentenz in den Mund legt:

To suffer woes which Hope thinks infinite;
To forgive wrongs darker than death or night;
To defy Power, which seems omnipotent;
To love and bear; to hope till Hope creates
From its own wreck the thing it contemplates;
Neither to change, nor falter nor repent;
This, like thy glory, Titan, is to be
Good, great and joyous, beautiful and free;
This is alone Life, Joy, Empire, and Victory.

Ruysbroeck.

Die Brahmanen sagen, daß es drei Wege zur Gottheit gebe, den Weg des Verstandes (Dyana-Marga), den der Werke (Karma-Marga) und den der Andacht (Bhakti-Marga). Letzterer wird von den Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft bis jetzt wenig beschritten. Aber es kann kaum ausbleiben, daß sich allmählich ein Umschwung vorbereitet, da wieder eine rückläufige Bewegung zur Mystik sich anzubahnen scheint.

Die moderne theosophische Bewegung krankt an einer Verkennung der Andacht. Sie glaubt insgemein, der Weg des Verstandes stehe höher. Allein jedem wird sich, wenn er eine gewisse Stufe erklommen hat, die Einsicht aufdrängen, daß er auch eine persönliche Stellung zu einer persönlich gedachten geistigen Kraft im Jenseits haben müsse. Diese Neigung führt zur Mystik. Kalte Naturen sind ihrer nicht fähig, weiblich angelegte neigen dazu. Unsere heutige Frauenwelt aber zeigt eine ausge-

sprochene Tendenz zu männlicher Auffassung, Ausbildung des Verstandes usw. Die Männer aber leiden meist an Irreligiosität.

Die Wissenschaft hat den Verstand einseitig ausgebildet und die Theosophie hat sich aus einer Geisteswissenschaft noch nicht zu einer eigentlichen Religion aufschwingen können. Die Religion aber steht höher als jede Wissenschaft, weil sie sich an den höchsten Teil des Menschen wendet.

Religion ist Mystik und Mystik ist Religion. Und wenn die Theosophische Gesellschaft auf ihre Fahne den Wahlspruch der Maharadscha von Benares geschrieben hat: „Keine Religion, ist höher als die Wahrheit", so könnte man vielleicht besser sagen: keine Wahrheit steht höher als die Mystik. Erst wenn man zu einer religionsvergleichenden Mystik gelangt, wird man sehen, daß dies richtig ist, weil die großen Mystiker aller Zeiten notwendigerweise zu den gleichen Resultaten gelangt sind, da ihre Erkenntnisse unabhängig von Zeit und Raum waren.

Schleiermacher sagt in seinen „Reden über die Religion": „Die Unsterblichkeit schon in diesem zeitlichen Leben unmittelbar zu haben, das ist die Aufgabe, in deren Lösung wir immerfort begriffen sind. Mitten in der

Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig sein in jedem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion."

Der große Jakob Böhme, der „philosophus teutonicus" pflegte seinen Freunden folgenden Vers ins Stammbuch zu schreiben:

Wem Zeit
Wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit
Wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Er hat damit den Standpunkt der mystischen Auffassung angegeben. Die Mystik hat es wesentlich mit der „Gnade" zu tun, die Wissenschaft mit der „Natur". Natur und Gnade bezeichnen den Zusammenklang zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, Unpersönlichem und Persönlichem, Leben und Geist.

Wo Geist ist, ist auch etwas Persönliches. Eine Andacht ist aber eigentlich nur denkbar zu etwas Persönlichem. Einen unpersönlichen Geist kann man sich nicht vorstellen. Wo Religion ist, da knüpft der Mensch an eine Persönlichkeit an, die er hinter gewissen Erscheinungen sich denkt. Tritt er in ein Verhältnis zu ihr, so bildet sich die Mystik. Sie beruht also auf der „unpersönlichen" Liebe eines

Menschen zu etwas Persönlichem — im Gegensatz zur „persönlichen“ Liebe zu einer lebenden Person oder „unpersönlichen“ Sache.

Man kann Liebe zu einem Edelstein, zu einer Statue oder einer Palme haben: aber niemand wird es „Mystik“ nennen. Wer aber einen heiligen Schauer in einem dunklen Tannenwalde verspürt, so daß ihm der Gedanke an Elfen oder Feen kommt, in dem erwacht ein Gefühl für Naturmystik.

Das Geheimnisvolle lenkt den Geist auf etwas hinter der Szene, das Sichtbare zieht ihn ab. Daher werden auch Menschen in einsamer Gebirgsgegend mehr zu mystischen Gefühlen, Zuständen, Ahnungen und Visionen neigen als Bewohner eines lieblichen Tales oder einer Großstadt.

Das ganze Mittelalter kann man als eine Zeit ansehen, die zu mystischer Auffassung neigen mußte. Es ist daher kein Zufall, daß wir die ganze Epoche durchtränkt sehen von mystischen Erscheinungen, besonders auch in der Kunst. Sieht man eine romanische oder gotische Kirche, so fühlt man sofort den mystischen Drang, der ihrer Symbolik zu Grunde lag. Kein Wunder, daß „Gottesfreunde“ damals in Masse sich vom Leben zurückzogen, um ein höheres Leben zu gewinnen — wie es am schönsten dar-

gestellt ist in der Erzählung von den Gralsrittern, die ausziehen, um den Gral zu suchen.

Ein geistiger Gralsritter, der ihn gefunden hat, war Ruysbroeck, der um 1293 in Belgien geboren war, lange als Weltpriester in Brüssel lebte und sich im sechzigsten Jahre nach dem Augustinerkloster Groenendal („Grüntal") zurückzog, wo er hochbetagt am 2. Dezember 1381 gestorben ist.

Er mag Ähnlichkeit mit dem bekannten Franz von Assisi gehabt haben, jedenfalls zeigte er eine Verbindung von größter Innerlichkeit, mystischer erhabener Schauung mit Anwendung körperlicher Arbeit, Milde, Demut und Selbstbeherrschung. Die Gnade Gottes leuchtete aus seinem Antlitz. Gnade ist die Liebe Gottes auf diese Welt projiziert. Sie kommt aus dem Reiche des Intelligiblen und Inkomensurablen und bringt den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Die wirkliche Gnade ist unabhängig von jedem Karma und zeigt, daß neben der pantheistischen Weltanschauung und in ihr auch die theistische einen Platz haben muß, will man das grundlose Wesen Gottes und seiner Liebe verstehen.

Johann von Ruysbroecks vlämisch geschriebene Schriften sind vor kurzem ins Hochdeutsche von Franz A. Lampert übersetzt worden und in

einer schönen Ausgabe bei Fernau (Grieben) in Leipzig erschienen. Es sind drei Aufsätze vereinigt: Die Zierde der geistlichen Hochzeit. Vom glänzenden Stein. Das Buch der höchsten Wahrheit.

Wer Neigung hat sich auf Adlersschwingen zu den höchsten Höhen emportragen zu lassen, dem sei dies Buch als Lektüre warm empfohlen. Mancher Theosoph wird durch christliche Mystik vielleicht wieder das gestörte Gleichgewicht zurückerlangen. „Mancher bedarf der Kindermilch — der starke Speisen noch nicht verdauen kann; unverdaulich zu sein für Kinder und Erwachsene ist aber das charakteristische Merkmal so vieler s. g. theosophischer Schriften, die gerade jetzt wie Pilze hervorschießen". —

„Das Mittelalter selber gewinnt aber erst unser Verständnis durch das, was es hervorgebracht, und reinen Geist vermag nur der zu verstehen, der den absolut mystischen Zug mittelalterlicher Kunst und Literatur erfaßt hat. Dort, im 14. Jahrhundert, lebte Ruysbroeck, und was er schrieb, steht in harmonischem Einklange mit dem, was die Besten seiner Zeit auf künstlerischem Gebiet hervorbrachten, und ergänzt sich mit diesem zu einem lebendig erfreulichen Bilde des Zeitalters, das man gedankenlos oder

böswillig, jedenfalls mit Unrecht ein dunkles nennt".

Mir aber sei es gestattet, als einen Beitrag zur „Finsternis" des germanischen Mittelalters das helle Licht unseres großen Landsmannes durch einige aus dem genannten Buche zusammengetragene Stellen für unsere Zeit wieder aufleuchten zu lassen.

„Wenn die Sonne ihre Strahlen und ihren Glanz in ein tiefes Tal sendet, zwischen zwei hohe Berge, und alsdann die Sonne so am hohen Firmament steht, daß sie den Grund und Boden des Tals bescheinen kann, so geschehen da drei Dinge: das Tal wird nämlich hell und reflektiert von den Bergen, und es wird stärker erwärmt, und es wird fruchtbarer als ebenes, flaches Land, so ähnlich ist es, wenn ein guter Mensch den Standpunkt seiner Kleinheit in der Tiefe seines Selbst einnimmt und erkennt, daß er nichts hat, nichts ist, nichts vermag aus sich, weder stehen bleiben noch fortschreiten, und wenn er sein öfteres Nachlassen in Tugenden und guten Werken ansieht, — da bekennt er seine Armut und Not und wird so ein Tal der Demut. Und wenn er so in Demut und Not ist und seine Dürftigkeit erkennt, so zeigt und klagt er seine Not der Güte und Barmherzigkeit Gottes. Er denkt an Gottes Höhe und die

eigene Niedrigkeit, und so ist er ein niederes Tal. Und Christus ist eine Sonne der Gerechtigkeit und auch der Barmherzigkeit, die am höchsten Firmament steht (das ist zur Rechten seines Vaters), und in den Grund des demütigen Herzens scheint; denn Christus wird allzeit gerührt von unsrer Not, wenn wir sie demütig klagen und vorstellen. Dann wachsen denn zwei Berge auf, d. i. zweierlei Verlangen: das eine, Gott zu dienen und ihn würdig zu loben, das andere, edele Tugend zu erlangen. Diese beiden Berge sind höher als der Himmel, denn solche Begierden rühren Gott unmittelbar und verlangen nach seiner milden Freigebigkeit. Dann kann sich die Mildtätigkeit nicht zurückhalten, sie muß sich ergießen, denn die Seele ist dann fähig und empfänglich weiterer Gaben." —

„Die erste und höchste Einheit des Menschen ist in Gott, denn alle Kreaturen haften mit ihrer Wesenheit, ihrem Leben und Erhaltung an dieser Einheit, und schieden sie mit derselben von Gott, so fielen sie in das Nichts und würden zu nichte.

Diese Einheit ist wesentlich in uns von Natur, seien wir gut oder bös, und sie macht uns ohne unser Zutun weder heilig noch selig. Wir besitzen diese Einheit in uns und doch über uns, als Anfang und Erhaltung unseres Wesens und unseres Lebens.

Die zweite Einheit oder Einigung ist gleichfalls von Natur in uns, nämlich die Einheit der obersten Kräfte, insofern sie von Natur tätigerweise aus der Einheit des Geistes oder der Gedanken entspringen. Eigentlich ist diese Einheit dasselbe wie jene erste, in Gott existierende Einheit, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort als Wesenheit, hier aber als Tätigkeit aufzufassen ist; doch ist der Geist in beiden Einheiten vollständig, hinsichtlich seiner ganzen Substanz. Diese zweite Einheit besitzen wir in uns oberhalb der Sinne, und aus ihr kommt Gedächtnis, Verstand, Wille und alle Macht der Geistestätigkeit. In dieser Einheit nennt man die Seele Geist.

Die dritte Einheit, die von Natur in uns ist, ist die Grundlage der körperlichen Kräfte im Zentrum des Herzens, der Beginn und Ursprung des leiblichen Lebens. Die Seele besitzt diese Einheit in dem Leibe und in der Lebendigkeit des Herzens, und hieraus fließen alle leiblichen Tätigkeiten und die fünf Sinne; und hiervon heißt die Seele „Seele", da sie eine Form des Leibes ist, und diesen Leichnam „beseelt", d. h. ihn lebendig macht und lebendig erhält.

Diese drei Einheiten bestehen im Menschen von Natur aus als ein Leben und als ein Reich. In der untersten ist man fühlend

und tierisch, in der mittleren vernünftig und geistig, in der obersten werden wir unserer Wesenheit nach erhalten. Und so ist es von Natur in allen Menschen.

Diese drei Einheiten werden wie ein Reich und ewige Wohnung auf übernatürliche Weise geziert und in Besitz genommen durch die sittlichen Tugenden, in der Liebe und im aktiven Leben. Besser noch werden sie geziert und vortrefflich ausgebildet durch die innere Übung in Verbindung mit einem geistlichen Leben. Am glorreichsten und seligsten aber werden sie durch ein übernatürliches, schauendes Leben geschmückt.

Die untere Einheit, die leiblich ist, wird auf übernatürliche Art geziert und ausgebildet durch äußere Übung in vollkommenen Sitten nach dem Beispiele Christi und seiner Heiligen, indem man das Kreuz mit Christus trägt und die Natur unterordnet den Geboten der heiligen Kirche und den Lehren der Heiligen, bescheidentlich je nach der Kraft unserer Natur.

Die mittlere Einheit, die im Geiste und durchaus geistig ist, wird geziert und übernatürlich gepflegt durch die drei göttlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, durch den Einfluß der Gnade und der Gaben Gottes und durch den guten Willen, in aller Tugend

dem Beispiele Christi und der heiligen Christenheit zu folgen.

Die dritte und höchste Einheit, steht über unseren Verstandsbegriffen und ist doch wesentlich in uns. Sie wird übernatürlicherweise von uns eingenommen, wenn wir in allen unsern Tugendwerken Gottes Lob und Ehre im Sinn haben und über allen Meinungen, über uns selbst und über allen Dingen, in ihm suchen. Es ist dies die Einheit, aus der wir kreatürlicher Weise ausgeflossen und in der wir unserer Wesenheit nach innewohnend geblieben sind.

Vermittelst der hier genannten Tugenden werden diese drei Einheiten im aktiven Leben geziert.

„Drei Dinge machen den Menschen sehend in der inneren Übung. Das erste ist ein Einleuchten der göttlichen Gnade. Die Gnade in der Seele gleicht einer Kerze in der Laterne oder in einem gläsernen Gefäß, denn sie erleuchtet, verklärt und durchscheint das Gefäß, d. i. den guten Menschen. Und sie offenbart sich dem Menschen, der sie inne hat, insofern dieser auf sich selbst acht hat. Und sie offenbart sich auch anderen Menschen durch ihn, in Tugenden und gutem Beispiel. Der Strom der göttlichen Gnade rührt und bewegt den Menschen schnell im Innern und von innen aus,

und diese schnelle Bewegung ist das erste, was uns sehend macht. Aus diesem schnellen Bewegen entsteht von seiten des Menschen aus das Zweite; das ist eine Sammlung aller Kräfte von innen und von außen, in der geistigen Einheit, im Bande der Sinne. Das dritte ist die Freiheit, die der Mensch erlangt, sich bildlos und ungehindert einzukehren, so oft er will und er seines Gottes gedenkt. Hierzu muß der Mensch gleichgültig sein gegen Liebe und Leid, Gewinn und Verlust, Erhöhung und Erniedrigung, gegen fremde Sorgen, gegen Freuden und Furcht, und er darf nicht eingenommen sein von irgend einer Kreatur.“ —

„Die erste Ankunft Christi in der Ankunft des Begehrens ist ein innerlicher fühlbarer Antrieb des heiligen Geistes, der uns zu allen Tugenden anfeuert und anspornt. Diese Ankunft ist zu vergleichen mit dem Glanz und der Kraft der Sonne, die in einem Augenblick, von dem Orte ihres Aufganges aus, die ganze Welt erleuchtet, bestrahlt und erwärmt; und ähnlich so strahlt und glänzt Christus, die ewige Sonne, die auf dem Gipfel des Geistes wohnt, und erleuchtet und entzündet den niederen Teil des Menschen, nämlich das leibliche Herz und die Gefühlskräfte. Das vollzieht sich schneller als in einem Augenblick, denn Gottes Werk ist

schnell; der Mensch aber, an dem dies geschehen soll, der muß innerlich mit verständigem Auge sehend sein.

Die Sonne scheint im Oberland in den mittleren Regionen auf das Gebirge hin; sie bringt da frühen Sommer, viele gute Früchte und starken Wein; und das Land ist voller Freude. Die gleiche Sonne gibt ihren Schein dem Niederlande, am Ende der Erde. Diese Landschaft ist kälter und die Kraft der Wärme geringer; dennoch bringt sie viel gute Früchte hervor, aber man findet da wenig Wein.

So ist es auch bei den Menschen, die in dem niederen Teil ihres Selbstes, bei dem äußerem Sinnen bleiben (obgleich mit guter Meinung, in sittlichen Tugenden, mit äußerlichen Übungen und in der Gnade Gottes). Sie bringen viele gute Früchte der Tugenden mannigfacher Art, aber von dem Wein der inneren Freuden und der geistlichen Tröstung verspüren sie wenig.

Der Mensch aber, der den Schein der ewigen Sonne, die Christus selbst ist, fühlen möchte, der soll sehend sein und soll auf dem Berge im Oberland wohnen mit Sammlung all seiner Kräfte. Er soll sein Herz hinauf zu Gott erheben, frei von Lieb und Leid und von allen Geschöpfen. Dort scheint Christus, die Sonne

der Gerechtigkeit, in die frei erhobenen Herzen, — und das sind die Berge, die ich meine". —

„Wenn der Sommer naht und die Sonne im Aufstieg ist, so zieht sie die Feuchtigkeit aus der Erde durch die Wurzeln und den Baumstamm in die Äste; und so entsteht Laub, Blume und Frucht.

Ähnlich ist es auch wenn Christus, die ewige Sonne, sich erhebt und aufgeht in unserem Herzen, sodaß es Sommer wird in der Zier unserer Tugenden. Er sendet sein Licht und seine Wärme in unsere Begierde, zieht das Herz von aller Mannigfaltigkeit der irdischen Dinge ab, bewirkt Einheit und Innerlichkeit, macht das Herz wachsen und grünen durch innnere Liebe, läßt es erblühen in liebender Andacht und Frucht bringen mit Lob und Dank. Und er macht, daß diese Frucht ewig ausdauert in dem demütigen Schmerz über unsere Mangelhaftigkeit." —

„Betrachtet die kluge Biene und tuet wie sie. Sie wohnt in der Einheit inmitten des Schwarmes von ihresgleichen; und nicht im Sturme, sondern wenn das Wetter still und heiter ist, fliegt sie aus zu allen Blumen, in denen Süssigkeit zu finden ist. Sie rastet auf keiner Blume, noch bei ihrer Schönheit und Süsse. Aber sie zieht Honig und Wachs daraus,

die Süssigkeit und Leuchtstoff und bringt beides zur Einheit ihres Schwarmes, damit es dort Frucht bringe und von großem Nutzen sei. —

Das sich entfaltende Herz wächst und blüht, wenn Christus, die ewige Sonne, hineinscheint; und er erfüllt es und alle inneren Kräfte mit Freude und Süssigkeit.

Der weise Mensch wird es machen wie die Biene, er wird mit Aufmerksamkeit, mit Vernunft und mit Unterscheidung zu allen Gaben und aller Süssigkeit fliegen, die er empfunden, und zu allem Guten, das ihm Gott getan, und er wird mit dem Lichte der Liebe und mit innerer Beobachtung die Menge des Trostes und des Guten prüfen, und er wird auf keiner Blume der Gaben rasten, aber beladen mit Dank und Lob zurückfliegen in die Einheit, wo er mit Gott ruhen und wohnen wird in Ewigkeit." —

„Der Geist unseres Herrn im Buche des Geheimnisses Gottes, das Sankt Johannes niederschrieb: „Dem Überwinder, sagt er (das ist demjenigen, der selbst alle Dinge überwindet), dem werde ich geben verborgenes Himmelsbrot (d. i. innerlichen verborgenen Geschmack und himmlische Freude), und ich will ihm geben einen glänzenden Stein und auf den Stein geschrieben den Namen, den niemand kennt, als der Empfänger" . . . .

Unter diesem glänzenden Steinlein verstehen wir unsern Herrn Jesus Christus, denn seiner Gottheit nach ist er ein Strahl des ewigen Lichtes und ein Schein der Glorie Gottes, und ein fleckenloser Spiegel, darin alle Dinge leben. Wer nun alle Dinge überwindet und übersteigt, dem wird dieser Stein gegeben und damit empfängt er Klarheit, Wahrheit und Leben. —

Seht, das ist der glänzende Stein, der dem Menschen gegeben wird, und auf diesen Stein ist ein neuer Name geschrieben, den niemand kennt, als der ihn empfängt. Ihr müßt wissen, daß alle Geister bei ihrer Umkehr zu Gott mit Namen genannt werden, ein jeder besonders, nach dem Wert seines Dienstes und nach der Höhe seiner Minne. Denn nur der erste Name der Unschuld, den wir in der Taufe empfangen, ist geziert mit dem Verdienste unseres Herrn Jesus Christus. Und wenn wir diesen Namen der Unschuld durch die Sünde verlieren, so werden wir zum zweiten Male getauft im Heiligen Geist. Und da empfangen wir einen neuen Namen, der uns ewiglich bleibt.“ —

Der Name Johann von Ruysbroeck wird auch ewiglich bleiben. Er kann gerade heute wieder eine Aufgabe zu erfüllen haben, nämlich seinem Namen „Rauschebach“ gemäß durch das sanfte Rauschen seiner hehren Worte

die moderne Geisteswüste zu befruchten, sodaß wieder grüne Bäume und schöne Blumen der geistlichen Minne gedeihen können.

Es läge vielleicht nahe, dem großen Manne, wie es heute üblich ist, ein Denkmal, etwa in Gestalt eines schönen Brunnens zu weihen. Aber mir schiene es angemessener, wenn sich in Vlamland eine Ruysbroeck-Gesellschaft bilden würde, die sich zur Aufgabe setzte, seine Werke, mit schönen Bildern geziert (ähnlich wie Führich's Illustrationen zur „Nachfolge Christi") billig dem Volke zu schenken.

Wer aber den Aufstieg zur Gralshöhe machen will, der nehme sich auf die Reise seine Werke mit! Eine tägliche Lesung und Durchdenkung mit entsprechenden Willensübungen wäre eine vorzügliche Art die Seele zu fördern. Besonders die immer mehr aufkommende falsche Selbstvergötterung, die Verwechslung des höheren Ich mit dem niedern, der falsche Quietismus („die natürliche Ledigkeit"), der geistliche Hochmut, und wie sie alle heißen, die modernen Erscheinungen — sie finden ihr Grab in den Wassern des durch die Ewigkeit dahinfließenden Rauschebachs.

Und wie damals Doktoren, Geistliche, Vornehme, Edle und Geringe nach dem stillen Kloster im Sonjenbosch bei Brüssel wanderten,

um die Weisheit des großen Lehrers zu vernehmen und befriedigt wieder zur Heimat zurückzukehren, erhöht und gereinigt, gestärkt und ergriffen — so kann auch noch heute jeder, der sich von ihm belehren läßt, auf sich das Wort anwenden, das der Biograph von Ruysbroeck sagt: in der Stille des Klosters verjüngte er sich wie ein Adler. Dieses „Kloster" trägt aber jeder in sich.

Einfachheit.

Eine Betrachtung.

Wir sind ungeheuer kompliziert geworden und unser Leben krankt an Luxus und Lüge. Man spricht von den „konventionellen Lügen der Kulturmenschheit“ und man prophezeit der ganzen auf dem Kopfe stehenden verlogenen Gesellschaft den Untergang durch große Katastrophen.

Aber auf der anderen Seite darf man nicht verkennen, daß die jetzt ablaufende Kulturperiode es mit sich brachte, daß der Mensch notwendigerweise ein raffiniertes Wesen wurde. Durch die Zivilisation ist manche Feinheit in uns hineingebracht worden, die bei einfachen Verhältnissen unmöglich sich hätte entwickeln können. Man denke an eine moderne „Weltdame“, richtiger „Gesellschaftsdame“ (wie der

Franzose, der den Ausdruck erfunden hat, unter „der Welt“ bekanntlich die höhere, feine Gesellschaft versteht): sie ist gewiß alles eher als eine Darstellung der Einfachheit, obgleich man doch eigentlich bei einem Weibe die Eigenschaft zuerst finden sollte. „Die Dame“ gibt aber bei uns den Ton an. Die Tätigkeit des Mannes ist entweder nach Außen (Krieg, Frieden, Politik) oder nach dem Innern (Wissenschaft, Philosophie) gerichtet. Die Frau der höheren Stände aber wirkt gesellschaftlich. Man betrachte z. B. wie in einer Frauenzeitschrift alles, was dazu dienen kann, das Ansehen, die Macht und Herrschaft des Weibes (durch Toilette etc.) zu erhöhen und zu befestigen als eine ernste Wissenschaft behandelt wird — und man kann sich nicht wundern, wie Luxus und Lüge steigen und das Leben vergiften. Der Mann nimmt alles seufzend, aber mit Resignation hin, er zahlt — vielleicht mit stillschweigendem Protest — extravagate Ausgaben, aber er zahlt. Das Beispiel wirkt ansteckend, und so kann es nicht wunder nehmen, daß die alte gute Einfachheit mit ihrem Gefolge von Frohsinn und Heiterkeit immer mehr abkommt.

Man wünscht sich einen Bußprediger wie Savonarola in Florenz war, der rücksichtslos die Wahrheit sagt und die Menge durch

seine flammende Beredtsamkeit mit sich fortreißt. Ich glaube, daß auch heute noch ein solcher Erfolg hätte — aber erst nach schweren Schicksalsschlägen, die nicht ausbleiben werden. Wer ein schönes Beispiel des Predigttones des strengen Asketen lesen will, der sei auf die Erzählung „Der heilige Sebastian" aus den „Florentiner Novellen" der Isolde Kurz hingewiesen. Dort wird geschildert, wie Savonarola alle Stände wegen ihrer Weltlichkeit geißelt und auf die kommende Sündflut hinweißt, d. h. die Züchtigungen, die Gott über Italien verhängen wird. Am Schlusse bricht der Redner in die ergreifenden Worte aus: „Ich sage euch, das große Gewässer ist nahe, helfet mir die Arche bauen!" Auch heute wieder wären diese Worte am Platze.

Was soll man tun? Der Theosoph muß vor allem darauf sehen, was sein geistiges Fortkommen fördert, nicht seine soziale Stellung in der Welt. Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen. Wer zu Gott kommen will, muß die Welt verlassen. Christus drückt sich hier ganz deutlich aus. Mangel an Einfachheit ist ein Mangel an geistiger Kraft, an Konzentrationsfähigkeit auf das Erhabene. Alle großen Geister tragen eine gewisse Einfachheit ihres ganzen Wesens Auftretens, Gebahrens, Sprechens zur Schau.

Man denke an Goethe! Wenn man seine Hauseinrichtung in Weimar ansieht, erstaunt man über ihre Einfachheit. Er selbst sagte, daß er nur auf einem harten Stuhle angenehm sitze, Polster wären ihm unangenehm. Wir aber verwöhnen uns heute systematisch. Wir essen zu viel und zu nahrhaft und wir trinken zu viel. Die Vergnügungssucht aber hat schon etwas Krampfhaftes angenommen. Die einfachen Dinge, die man zum Leben braucht, sind teuer, aber unnötige Luxusartikel erhält man beinahe geschenkt. Kein Wunder, daß die alte Biederkeit verloren geht!

Der Theosoph sollte nicht davor zurückschrecken, auch hier ein Ausnahmemensch zu werden. Er sollte sich sagen, daß alles, was für den physischen Körper gebraucht wird, dann aufhört eine Wohltat für das Ich zu sein, wenn seine höheren Aspirationen darunter leiden. Die heutige Gesellschaft ist, wie jede Gemeinschaft zu sein pflegt, tyrannisch und es ist schwer sich von ihrem Einflusse zu emanzipieren. Es gehört Mut dazu.

Der Mut wird aber gestählt durch Anwendung, resp. Versagung in den kleinen Dingen des täglichen Lebens. Man gewöhne sich darüber nachzudenken, in was man sich einschränken könnte! Auch in geistigen Dingen.

Es gibt eine Art von „Salontheosophen", die eine komische Figur machen. Es gibt Geistesprotzen unter ihnen, die durch ihr unnatürliches, hochmütiges, gespreiztes, überspanntes Wesen dem Ansehen der Bewegung schaden. Es gibt einen Personenkultus, der abstoßend wirkt. Viele scheinen beständig auf geistigen Stelzen zu gehen. Manche theosophischen Damen erinnern an die famosen „Précieuses ridicules" des Molièreschen Lustspiels. Sie erscheinen oft nicht gerade als eine Zierde ihres Geschlechtes, weil sie die schönen weiblichen Eigenschaften verleugnen und durch männische ersetzen, dabei aber doch die unberechtigten Ansprüche einer Salondame machen. Wo ich hinkomme, in jeder Stadt, pflegt man mir sogleich, wenn man auf die Theosophie zu sprechen kommt, zu sagen: „Ja, die Theosophie wäre schon ganz schön: wenn nur die Theosophinnen nicht wären!" Und manchem Theosophen möchte man zurufen: ehe man ein Theosoph wird, soll man sich erst bemühen ein anständiger Mensch zu sein.

Wenn ein Umschwung auf diesem Gebiete eintreten soll, dann muß Selbsterkenntnis stattfinden. Die einseitig geistige Richtung muß durch eine moralische ersetzt werden. Übertriebene Ausbildung des Verstandes bei Vernachlässigung des Herzens bewirkt Mangel an

Harmonie und dadurch Zerstörung der Einfachheit.

„Einfachheit ist das reine weiße Licht eines von innen herausgelebten Lebens, — sagt Jordan in der neuen Broschüre „Der Wille zur Macht — über sich selbst“ (Leipzig Lotus-Verlag). Sie wird durch jeden Versuch im Einklang mit der öffentlichen Meinung zu leben, vernichtet werden. Wer sein Leben seinen eigenen Idealen anzupassen weiß, der ist auf dem schönen Weg zur Einfachheit. Einfachheit bedeutet die ruhige Verachtung alles Unwesentlichen im Leben.

Das Geheimnis aller wahren Größe liegt in der Einfachheit. Wer diese Eigenschaft zur vorherrschenden im Leben macht, der wird Größe erlangen, möge sein Leben noch so bescheiden und sein Einfluß nur ein geringer sein.

Einfachheit ist die Sonne eines in sich selbst ruhenden reinen Lebens.“

Unsere Vorfahren sagten von einem Manne, der nach ihrem Geschmacke war, er sei „einhart“ und „einfalt“. Dazu sollten wir zurückkehren. Man lache die modernen Précieuses ridicules einfach aus und überlasse sie ihrem Schicksale! Man nehme sie nicht ernst!

Nur ein unabhängiger, edler Charakter, der von Religiosität und dadurch erzielter Demut erfüllt ist, kann die ideale Einfachheit und

heldenhafte Einfalt erlangen. Nur wer ein Mann gewesen ist, kann schließlich wieder „zum Kindlein“ werden. Und das ist denn doch der Weisheit letzter Schluß, daß man seine Seele so abstimmen soll, dass sie das Wesen Gottes widerspiegelt. In Gott ist Einheit und Reinheit: in uns soll Einfachheit, Klarheit, Einfalt, Unschuld und Wahrheit weilen.

Ich will deshalb für diejenigen, die Näheres über dies Thema nachlesen wollen, wieder zwei Bücher angeben, deren Lektüre von Nutzen sein kann. Das eine ist die neue, durch die schönen, gemütvollen Bilder Führichs illustrierte Handausgabe der Sailerschen Übersetzung der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, die zu dem gewiß billigen Preis von 1.80 Mk. gebunden bei Herder in Freiburg erschienen ist. Aus diesem bekannten Andachtsbuch, das Bischof Sailer einem seiner Schüler mit den Worten widmete: „So lange dir dieses Büchlein gefällt, gefällst du Gott“, kann jeder mindestens das lernen, daß er einfältig wird, da dort alles auf Gott orientiert ist.

„Je mehr ein Mensch eins mit sich und einfältig in seinem Innersten geworden ist, desto mehr und höhere Dinge lernt er ohne sonderliche Mühe verstehen; denn das Licht des Ver-

standes fällt alsdann bei ihm von oben ein.

Ein Geist, der rein, einfältig und feststehend in seinem Innersten geworden ist, wäre auch durch die mancherlei Geschäfte des Lebens nicht zerstreut; denn er tut außer sich alles zur Ehre seines Gottes und arbeitet in sich darauf hin, all den geheimen Wünschen der Eigenliebe auf immer Feierabend zu geben."

Das zweite Buch ist von dem evangelischen Pastor Christian Wagner zu Paris, dessen erzieherische Werke in französischer Sprache es zu vielen Auflagen gebracht haben. Eine deutsche Übersetzung von „La vie simple" ist unter dem Titel „Schlichtes Leben" bei Quelle & Meyer in Leipzig erschienen. Sie gibt Betrachtungen über den Geist der Einfachheit, die recht zeitgemäß sind. Sie sind diktiert von einem christlichem Gemüt, das mit Schrecken die modernen Abgründe erblickt. „Eine Zivilisation hat den Wert, den der Mensch hat, der in ihrer Mitte lebt. Wenn dieser Mensch keine moralische Richtung hat, so dient jeder Fortschritt nur dazu, das Übel zu verschlimmern und die sozialen Probleme zu verwirren."

„Der Geist der Einfachheit ist ein gewaltiger Zauberer. Er mildert die Härten, er baut Brücken über Spalten und Abgründe, er nähert Herzen und Hände. Die Gestalten, die er in der Welt annimmt, sind unendlich an Zahl. Aber nie erscheint er uns bewundernswerter, als wenn er die verhängnisvollen Schranken der verschiedenen Stellungen, Interessen, Vorurteile durchbricht, über die schlimmsten Hindernisse triumphiert und denen, die alles zu trennen scheint, erlaubt, sich zu verstehen, sich zu achten, sich zu lieben. Das ist der wahre soziale Kitt, und mit diesem Kitt baut sich ein Volk.“ —

Rundschau.

❁

Gottfried Traub. Ich suchte Dich, Gott! Andachten. Jena, Diederichs 1912. Gebunden M. 4.—.

Traub hat sich bekannt gemacht durch seine Verteidigung Jathos und deshalb erfolgte Absetzung. Die vorliegenden (in etwas geziertem Deutsch verfaßten) Aufsätze sind zuerst in der „Hilfe“ erschienen und jetzt in Buchform in dem trefflichen Verlage von Diederichs herausgekommen, dem wir so viele gute religiöse Bücher verdanken. Es ist nicht jedermanns Sache, die kleinen Predigten des gemütvollen Mannes als christliche anzuerkennen, aber jeder muß zugeben, daß sie modern sind. Alte Weisheit in zeitlichem Gewande. Wir wollen ein paar Sätze herausgreifen und hier

widergeben: „Heißes Begehren ist der Seele Kraft, die nie zufrieden ist mit sich selbst und nie mit den Verhältnissen". „Kein geistiges Leben ist denkbar ohne innerliche Unruhe steten Suchens. Das ist die Seligkeit des inwendigen Menschen, daß jede Antwort eine neue Frage bringt und jede Erkenntnis eine neue Aufgabe. Der Suchende ist nicht unglücklich. Er würde ja gar nicht mehr suchen, wenn er wüßte, daß er nie findet. Wer sich aber einmal ernstlich auf die suchende Wanderschaft begab, der entdeckte jeden Tag des Beglückenden eine fröhliche Last. Nicht Enttäuschung war's, die ihn dann und wann müde werden ließ, sondern nur die Gewißheit, daß dieser Körper mit seinen paar Jahrzehnten Lebenskraft beim besten Willen nicht alles Gold tragen kann, das die Menschengeschichte und das eigne Leben in sich bergen.

Inwendige Menschen sind die glücklichsten. Sie sind unabhängig."

Caillet, Traitement mental et Culture spirituelle. Paris, Vigot Frères 1912. 4 Fr.

Das vorliegende Werk wäre wert ins Deutsche übertragen zu werden. Es gibt eine sehr

klare Übersicht über den heutigen Stand der Mentalheilung nach den orientalischen Quellen, besonders nach dem Inder Ramacharaka und dem Kybalion der alten Ägypter. Die deutschen Quellen sind nur aus französischen Übersetzungen bekannt. Der Verfasser kennt Theosophie und Christian seience, sowie die neueren Franzosen gut genug, wenn ihm auch noch manches entgangen ist. Die Krankheit beruht nach ihm auf negativer Gedankenmasse, die von irgend einer Person stammt und sich jemand anderem als Parasit anschließt, — also etwa so, wie man sich früher die Krankheitsstoffe als böse Geister vorgestellt hat. Der Gedanke ist ganz logisch und für unsere Behandlung von großer Tragweite. Es handelt sich also darum, eine Krise herbeizuführen, indem man das Negative im Menschen durch das Positive ersetzt, daß man das Überbewußte durch das Bewußtsein gehen läßt und so das Unterbewußte beeinflußt. Eine Masse von Chita, verbunden mit Prana wird von einem Heiler (Psychiater) dem Kranken mitgeteilt und so gewissermaßen das erreicht, was man früher „ein Wunder“ nannte. In einem späteren Artikel: „Wie werden Krankheiten geheilt?“ will ich Näheres darüber anführen.

Margarethe Susmann. Vom Sinn der Liebe. Jena, Eugen Diederichs. 1912. Gebunden M. 3.50.

Es ist erfreulich, daß man seit einiger Zeit das ernste Problem der Liebe zu erklären versucht. Das neueste Buch ist von einer Frau, breitspurig, schwülstig und phrasenhaft geschrieben. Es trieft von Geist, aber es fehlt die nüchterne Durchdringung des Stoffes. An schönen, aber verstiegenen Schlagworten haben wir schon gerade genug gehört über die Liebe. Was wir brauchen, ist eine historisch-kritische Darstellung derselben. Nur so werden wir dem Problem näher kommen. Die Theosophie hat vorzügliche Erklärungen gegeben. Es wäre Sache der Wissenschaften sie sich zu eigen zu machen. Ohne Kenntnis theosophischer Werke ist heute jede Arbeit unvollständig, ja oberflächlich.

Mazdaznan-Liederbuch von Dr. O. Z. Hanisch, herausgegeben von D. Ammann. 3. verbesserte Auflage. Leipzig. Verlag von D. Amman. 1912.

Das Mazdaznan-Liederbuch möchte ich der Beachtung aller warm empfehlen, die geistige

Fortschritte machen wollen. Es zeigt allerdings ganz andere Wege, als wir seither gegangen sind. Wir glaubten durch Meditationen, durch stilles Gebet vorankommen zu können. Mazdaznan aber zeigt, daß lautes, gut intoniertes, bewußtes, konzentriertes Hersagen von „Manthrams“ (Zauberformeln) notwendig ist, um eine innere und damit bei fortgesetzter starker Konzentrierung äußere Wirkung zu erzielen. Mazdaznan hält den Erfolg auf der physischen Ebene für die Hauptsache im Leben — im Gegensatze zu den Anschauungen der Mystiker, wie Thomas von Kempen. Aber der Unterschied ist nur, daß wir heute in einer Periode stehen, wo man daran gehen muß, den Christusgeist endlich auf die Erde zu übertragen. Die Bestrebungen von Mazdaznan sind wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß man nicht bloß — wie Paulus sagt — das Wollen und Können, sondern auch das Vollbringen lernen soll. Die Anweisungen in den Mazdaznan-Büchern sind hierzu vortrefflich. (Auch das schon in 15. Auflage erschienene Kochbuch, das natürlich auf vegetarischer Grundlage ruht, kommt dabei in Betracht.)

Ammann gibt im Liederbuch eine sehr beachtenswerte „Pneumatologie“, „die Macht des Gebetes“. Ich hätte an seiner Stelle den ersten

Teil „Was ist der Zweck des Betens?“ weggelassen, weil seine Behauptungen anfechtbar, einseitig, oft platt und trivial, dazu materialistisch gedacht sind. Wenn die Bibel Gott=„Geist“ nennt, so meint sie etwas ganz Geistiges, aber nicht den Atem. Das, was Ammann „Ga-Llama“ nennt, ist „das Urfeuer“, d. h. die materielle Seite des Geistes; seine Wirkungen sind das, was der katholische Theologe „Gnade“ in ihren verschiedenen Arten und Gestaltungen nennt. Wenn Ammann recht hätte, würde ja ein in Gedanken betender Mensch (wie jeder Protestant) gar keinen Erfolg haben. Ammann denkt offenbar nur an Menschen, die etwas für sich erreichen wollen. Wenn aber eine fromme Mutter für ihren Sohn im Kriege betet, so ist die Wirkung offenbar dann effektiv, wenn ihr höheres Seelenvermögen voller Inbrunst sich zu Gott erhebt, auch wenn der Körper mit „Kohlensäure“ gefüllt ist. Die katholischen Theologen des Mittelalters sagten stets „distinguo“, „ich unterscheide“. Herr Ammann sollte auch mehr unterscheiden lernen.

Die Lieder sind nach Inhalt, Form und Melodie vortrefflich, desgleichen die Gebete. Sollten Theosophen sich zu einem gemeinsamen Gottesdienste aufschwingen können, so sollten sie dieses Gesangbuch zu Grunde legen.

K. Brandler-Pracht, Lehrbuch zur Entwicklung der okkulten Kräfte im Menschen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Altmann 1912. 256 Seiten 8°.

Der Verfasser, der in der Vorrede von sich selbst bemerkt, daß er „seit Jahren einer weisen, von ihm hochverehrten Führung untersteht, durch deren Einflußnahme dieses Buch entstanden ist", gibt sehr viel, und niemand wird sein, der nicht Großes durch ihn lernen könnte. Er schreibt mit sittlichem Ernst und warnt vor Charlatanerie, wie sie so oft von gewissenlosen amerikanischen Autoren angewandt wird, die schwarze Magie betreiben. Die zweite Auflage ist verbessert, wäre aber auch noch zu verbessern. Was er z. B. (S. 8) über Sonnenbäder sagt, ist sehr allgemein. Ich glaube, daß jeder die Sonnenbäder mehr oder weniger individuell anwenden muß, je nach den speziellen Sonnenstrahlen, die er von den 49 vorhandenen braucht. In der Sonne ist alles enthalten; die Kunst besteht aber darin, sie richtig zu benutzen. Auch sollte bei Ausbildung der okkulten Kräfte auf Schulung durch Persönlichkeiten, wie Christus gesehen werden. Eine Kombination beider Einflüsse, der sachlichen und persönlichen, müßte Hand in Hand gehen — wie bei den Alten,

die wirklich an einen Sonnengott glaubten und ihn als solchen auch verehrten. Man könnte vielleicht sagen, daß durch den nur sachlichen Einfluß die menschliche „Persönlichkeit", durch den persönlichen aber „die Individualität" mehr gefördert wird.

K. Brandler-Pracht, Mathematisch-instruktives Lehrbuch der Astrologie. Zweite Auflage. Leipzig, M. Altmann 1912. 294 Seiten 8^0.

Die Astrologie wird wieder modern. Besonders den Bemühungen des Verfassers ist es zu verdanken, daß sie in weiteren Kreisen mehr geachtet wird. Die erste Auflage seines Lehrbuches war im Jahre 1905 erschienen, 1912 erfolgte schon eine zweite, verbesserte, vermehrte und mit guten Zeichnungen versehene; bald werden wohl weitere folgen.

Wer Zeit und Lust hat sich diesen Studien hinzugeben, dem sei das Buch empfohlen. Warnen möchte ich nur vor einer leicht begreiflichen fatalistischen Auffassung. Der Engländer Leo hat als Ergänzung neuerdings bemerkenswerte Anschauungen über Astrologie vom esoterischen Standpunkte aus vorgetragen, die auch in Deutschland ein Echo finden sollten.

Manche Astrologen fassen ihre Aufgabe etwas zu banausisch auf und könnten unter Umständen dadurch sowohl dem wachsenden Einfluß der edlen Kunst wie auch den Menschen, die sich vertrauensvoll an sie wenden, schaden.

Riedlin und Spark, Grundursachen der Krankheiten. Freiburg i. B. Fr. Funke 1912. 226 Seiten 8°. 5 Mark.

Zwei Kenner haben sich hier verbunden und ein vorzügliches Werk geliefert, das viel alten Medizinaberglauben vertreiben kann und daher in jeder Familie, wo man über Krankheitsursachen und ihre Heilung nachdenkt, vorhanden sein sollte. Der erste Teil behandelt die Heilmittel im allgemeinen, der zweite beschäftigt sich speziell mit Nervenbehandlung. Der Stil ist gut und philosophisch vertieft, die neuere Literatur ist gut benutzt. Das System deckt sich beinahe mit „Mazdaznan", das merkwürdiger Weise gar nicht genannt wird, aber die Hauptsache, das bewußte Einatmen von Lebensod wird nicht erwähnt. Bei Angaben über elektrische Behandlung hätte auf den Galvanisator Dr. Einharts (in Kreuzlingen-Constanz) hingewiesen werden können, der einen mäßigen galvanischen Strom in den Kranken

leitet und dadurch die Fehler der allzu starken Dosen vermeidet, die früher die Ärzte anzuwenden pflegten. Das „Od" wird mit Recht viel genannt, auch „der Duft" spielt, veranlaßt durch Jäger eine große Rolle im Buch. Der Duft der Speisen ernährt — kurz gesagt — die Nerven und wirkt so auf den „Astralkörper", das Od aber belebt den „Ätherkörper". Die Hömoopathie beruht auch darauf, daß ihre Mittel auf das menschliche Od (den Astralkörper) direkt wirken, während die allopathischen Medizinen den physischen Körper behandeln. Eine neue Auflage sollte überhaupt mehr auf die theosophisch-okkulten Lehren Rücksicht nehmen. Schön ist, was (S. 181) über den „Priesterarzt" der Zukunft gesagt wird. „Der Priester soll auch Arzt, der Arzt zugleich Priester sein". Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo dieses Ideal verwirklicht wird und man wieder zu den alten Zeiten der Therapeuten zurückkehrt, eines Zarathustra und Pythagoras, eines Hermes Trismegistos und Moses!

Uhlig, Mitleid. Leipzig, W. Barth 1912. 224 Seiten 8^0.

Der theosophische Roman trägt das Motto aus „Licht auf den Weg": „Laß jede brennende Menschenträne auf dein Herz fallen und wische

sie nicht ab, bis der Schmerz, der sie ausgepreßt hat, gestillt ist". Dies bezeichnet gut den Inhalt. Der Held ist ein in einem theosophischen Kloster erzogener jüngerer Mann, der in die Welt geschickt wird, um sich geistig auszubilden. Seine Schicksale mit den Kindern der Welt werden geschildert und gezeigt, wie „das große Gesetz" waltet. Der neue Parsival findet am Ende durch Betätigung des Mitleids für sich und andere den Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Briefkasten.

Wir bringen das Monument, das man in Viareggio dem Dichter des entfesselten Prometheus gesetzt hat, dem jungen Shelley, der allzu frühe durch seinen Tod in den Wellen der Welt entrissen wurde, für die er, wie man von ihm sagte, zu gut gewesen ist.

Der Okkultismus spielte in sein Leben hinein. Denn unmittelbar vor seinem tragischen Ende sah er täglich ein Kind aus dem Meere auftauchen und ihm winken. Einmal kam in dem Schlosse, wo er wohnte, ein schwarzgekleideter Mann, dessen Gesicht verhüllt war, zu ihm, ohne ein Wort zu sprechen. Shelley folgte ihm durch das ganze Haus: schließlich entschleierte er sich und der Dichter erkannte mit Entsetzen seine eigenen Züge. Der unheimliche Mann sagte ihm dann noch auf italienisch: siete sodisfatto? „sind sie zufriedengestellt?" und verschwand.

Am andern Tage machte Shelley seine unglückliche Ausfahrt, von der er nicht mehr zurückkehrte. Sein Herz, das dem Feuer widerstand (ähnlich wie früher bei der Jungfrau von Orleans), wurde auf dem protestantischen Friedhofe zu Rom bei der Pyramide des Cestius beigesetzt.

Wo sein Leichnam verbrannt wurde, erhebt sich jetzt das bescheidene Denkmal, das die folgende In-

schrift (auf der Vorderseite in italienischer Sprache, hier in Übersetzung) trägt:

1894.
Dem P. B. SHELLEY
Herz der Herzen
ertrunken im Jahre 1822 in diesem Meer,
verbrannt auf diesem Strand, längs welchem
er für den befreiten Prometheus eine aller-
letzte Seite träumte, auf welcher jedes Ge-
schlecht seinen Kampf, seine Tränen und
seine Erlösung gezeichnet hätte.

Ich habe veranlaßt, daß man auf die Rückseite die schönen Verse setzt, die den Schluß des „Prometheus" bilden und die ich in unserer Zeitschrift veröffentlicht habe. Auf die beiden Nebenseiten sollte man einen gefesselten Prometheus in Relief setzen und einen entfesselten. Sie sollen das Schicksal der menschlichen Seele bezeichnen, die durch ihre Unvollkommenheiten gebunden und durch die Gnade („höheres Ich" Herakles—Christus) gerettet wird.

Im Hintergrunde erhebt sich eine Palme: sie deutet an, daß die Bibel recht hat, wenn sie sagt: justus ut palma florebit, „der Gerechte wird blühen wie eine Palme". Shelley gehörte zu jenen seltenen Menschen, die Herzensgüte verbinden mit Idealismus; er lebte vegetarisch und dachte theosophisch. Sein Andenken, das lange verdunkelt war, soll blühen wie die Palme am Strande des Meeres, solange es Menschen gibt, die offenen Sinn haben für Natur, Liebe und Freiheit.

H.P. BLAVATSKY
FOUNDER OF T.S.

Katholizismus und Okkultismus.

Über den sogenannten Okkultismus hört man oft so falsche, von gänzlicher Unkenntnis zeugende Urteile, daß es angebracht erscheint, ihn einmal etwas unter die Lupe zu nehnen, namentlich um herauszubringen, ob er in einem unüberbrückbaren Gegensatz zum Katholizismus steht, wie gewöhnlich behauptet wird. Wenn der Katholizismus auf Wahrheit gegründet ist, wie seine Anhänger behaupten, dann kann offenbar nichts in Widerspruch sich zu ihm befinden, was als wahr d. h. mit den Tatsachen und der Logik übereinstimmend sich erwiesen hat.

Unter Okkultismus versteht man die Wissenschaft von unerforschten, also dem Durchschnittsmenschen unbekannten und oft unbegreiflichen Dingen. Natürlich ist der Begriff ein durchaus relativer und flüssiger. Denn sobald ein neues Natur- oder Geistesgesetz erkannt ist, hört er auf „okkult" d. h. verborgen zu sein — für den,

der es erkannt hat. So würde beispielsweise die Photographie, Telegraphie, Telepathie u. a. von den Menschen des Mittelalters oder von Wilden für unfaßbares Teufelswerk gehalten und die Ausübenden vielleicht als Hexen und Zauberer verbrannt werden.

Es ist also kein Wunder, wenn heute „Männer der Wissenschaft" von Okkultismus nichts wissen wollen. Denn die Wissenschaft ist im Laufe der Entwicklung immer materialistischer geworden. Sie entstand ursprünglich aus der Geisteswissenschaft, d. h. der Religion, dem Okkultismus, der Beschäftigung mit übersinnlichen Dingen — wie noch heute bei wilden Völkern, wo der Schamane der Mann der Wissenschaft ist.

Die heutige Universitätswissenschaft aber übt — wenigstens in Deutschland — einen überwältigenden Einfluß auf das Bildungsleben der Nation aus, dem sich keiner gut entziehen kann. Die ganze Schule hängt von ihr ab, selbst die katholische Geistlichkeit läßt sich von ihr imponieren. Beweis sind die schiefen Urteile, die man durchweg in theologischen Büchern über okkultistische Gegenstände liest.*) Beweis

*) Ich will hier nur ein Beispiel anführen. Das Öl der heiligen Walburg (in Eichstätt) wird von den Theologen (sogar an Ort und Stelle) als atmosphärischer Niederschlag angesehen, somit für wertlos gehalten.

ist die Tatsache, daß sich — im Gegensatz zu anderen Ländern, wo die „Universität“ nicht wie ein Bleigewicht auf der Bildung der Nation liegt — kein „Gebildeter“ bei uns die Blöße geben will sich aktiv an der okkulten Forschung zu beteiligen oder gar ihre angeblichen Ergebnisse für wahr zu halten. Große Gelehrte und Philosophen — wie Eduard von Hartmann und Wundt — lehnen sie ab und machen ihre Vertreter lächerlich.

Meist läßt man sich vom Namen „Okkultismus“ schon abschrecken — namentlich wenn man sehr positiv und ungläubig, zweiflerisch, skeptisch, nüchtern oder widerspruchslustig angelegt ist. Je niedriger ein Mensch steht, desto weniger läßt er sich vom Übernatürlichen bestimmen.

Ich verweise auf die letzte Lieferung des sonst so vortrefflichen Kirchenlexikons, das in der Allgemeinen Verlagsanstalt in Berlin erscheint. Aber ich habe ein Fläschchen mit dem Öl von dem Hellseher Dr. Rudolf Steiner untersuchen lassen und er hat sofort erklärt, daß er die Aura der Heiligkeit in ihm sehe. Die Person, der es angehört habe, müsse außerordentlich hoch stehen („Pflanzenaura“). Ich verweise auf meinen Aufsatz „Das Öl der heiligen Walburg“ im „Zentralblatt für Okkultismus“, wo sich auch noch andere okkultistische Artikel von meiner Hand befinden, ebenso wie in „Isis“, „Neue metaphysische Rundschau“, „Theosophie“ u. a.

„Selig sind die, die nicht sehen und doch glauben", sagte Jesus. Aber als „abergläubisch" mag heute keiner gelten. Da müßte man ja für Hexenprozesse und Teufelsspuk wieder eintreten — und da wäre man ja „ungebildet". Die moralische Feigheit ist der letzte Grund, warum man sich vor der Beschäftigung mit dem Okkultismus fürchtet, wie das Kind vor den Brennesseln. Aber wie man Brennesseln ruhig angreifen kann, ohne daß sie Schaden bringen, wenn man fest zugreift, so bringt auch ein festes Zugreifen beim Okkultismus Beruhigung. Da ich ihn seit 25 Jahren kenne, so sei es mir gestattet so kurz und bündig als möglich das Resultat meiner Untersuchungen mitzuteilen. Eine ausführliche wissenschaftliche Darstellung würde natürlich die mir gezogenen Grenzen weit übersteigen.

Der Okkultismus ist so alt wie die Welt, ja man kann sagen: je weiter man zurückgeht, desto mehr trifft man ihn an. Die Menschen waren in alten Zeiten anders organisiert wie jetzt. Bei ihnen war das sympathische Nervensystem noch mehr ausgebildet als das zerebro — spinale, wie es heute noch bei den Frauen zu sein pflegt. Daher waren sie auch Einflüssen aus dem Jenseits leichter zugänglich. Deshalb wird so viel „Spuk" in früheren Zeiten berichtet.

Leider ist es — aus den oben angeführten Gründen — auf unseren Schulen üblich über alle diese von antiken Schriftstellern berichteten wunderbaren Vorkommnisse hinwegzugehen, als ob die Griechen und Römer, die man doch sonst als so klug und verständig hinstellt, Narren gewesen wären, die törichten Kindervorstellungen auf die naivste Weise gehuldigt hätten. Allein man braucht nur neuere Werke wie „Psyche" von Professor Rhode oder „La Cité Antique" von Foustel de Coulange zu lesen, um sich an den Kopf zu greifen und zu fragen: wie ist es denn möglich, daß man bei uns die Geschichte fälscht und die klarsten Tatsachen ableugnet?

Das ganze Leben der Antike war durchtränkt von okkulten Vorstellungen; man stand, sozusagen, noch mit einem Fuße im Jenseits. Ohne diese Annahme kann man gar nicht ihre Religion, Politik, Zeremonien, Gebräuche, Opfer, Orakel, Ahnenkultus usw. verstehen. Wenn die Alten — ebenso die Germanen — nicht geheimnisvolle Ereignisse erlebt hätten, könnte man ihren Glauben, ihre Mythen, ja ihr ganzes Leben gar nicht begreifen. Sie waren eigentlich viel religiöser wie wir: nur stand ihre Religion d. h. ihre Beschäftigung mit dem Jenseits auf einer niederen Stufe, eben auf der des

Okkultismus, insofern Okkultismus der erste Grad der Religion ist, gewissermaßen Naturreligion.*)

Während des ganzen Mittelalters stößt man auf übersinnliche Phänomene, wie namentlich die Hexenprozesse beweisen. Alles, was die heutigen Gelehrten darüber zu sagen pflegen, ist der bare Unsinn. Die katholische Kirche hat damals ganz richtig gehandelt, womit ich natür-

---

*) Man kann den Okkultismus allerdings als Naturmystik bezeichnen, wie schon Görres tut, dessen „Mystik" noch immer lesbar ist, trotzdem er natürlich nicht die Kenntnisse haben konnte, die wir haben. Wie es kam, daß wir allmählich den Glauben an die niederen Sphären des Jenseits (Astralgebiet) verloren haben, wird schön gezeigt in dem klassischen Werke von de Mirville „des Esprits", 5 starke Bände in Lexikonformat, einem der großartigsten Werke, die je geschrieben worden sind, das aber leider noch nicht ins Deutsche übersetzt worden ist. Einiges daraus findet man in den Werken Gaume's, z. B. über den heiligen Geist (Manz in Regensburg). Ich empfehle auch namentlich die neueren Werke über den Okkultismus bei den Orientalen, Babyloniern und Assyrern usw. und das Buch des auf diesem Gebiete ursprünglich ungläubigen Grafen d' Assier L'Humanité Posthume (am besten in seiner englischen Übersetzung von Olcott, weil hier viele Belege aus Indien aus der Gegenwart angeführt sind). Auch Olcotts Old Diary Leaves (Alte Tagebuchblätter) sind sehr brauchbar.

lich nicht sagen will, daß alle ihre Diener auf der Höhe waren. Ich bitte jeden, dem es um die Aufhellung dieser dunklen Zeit zu tun ist, meine drei Aufsätze über Hexenprozesse zu lesen, die in der „Isis", der „Übersinnlichen Welt" und dem „Zentralblatt für Okkultismus" erschienen sind. Ich bitte jeden, der die Wahrheit kennen lernen will, das phänomenale Werk des großen Görres „Christliche Mystik" 5 Bände (Regensburg, Manz) zu lesen. Hier findet er alles zusammengetragen, was er über den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits zu wissen nötig hat mit einer erdrückenden Anzahl von Fällen, selbst aus dem 19. Jahrhundert (wie z. B. dem gespenstigen Steinwerfen in Graz).

Wenn man auf dem Lande Nachforschungen hält, wird man auch heute noch eine Masse von Fällen konstatieren können, die ein Vorhandensein von magischen Kräften bei einzelnen Menschen beweisen, wie ich z. B. im Hochgebirge in Steiermark einen Fall von Regenmachen im Zimmer durch einen einfachen Mann konstatieren konnte. Tausende von bewiesenen Fällen könnte man sammeln, aus denen hervorgeht, daß das Diesseits beständig vom Jenseits kontrolliert wird. Man braucht nur die Fachzeitschriften nachzulesen, wie die „Sphinx" u. a.

Man pflegt dann wohl zu sagen, Gott tue doch ohne gewichtige Gründe keine Wunder! Aber was ist denn ein Wunder? Ist es nicht ein geheimnisvoller Vorgang, den wir nicht erklären können? Für die Wilden ist ein Telephon oder ein Kinematograph oder ein Blitzableiter auch etwas, was über ihren Verstand hinausgeht. Bloß weil wir uns Jahrhunderte lang nicht mehr um diese Dinge bekümmert haben und sie für „Aberglauben" erklären, kommt uns alles dies so unwahrscheinlich vor, was bei richtiger Erkenntnis ganz natürlich ist.

Durch den sogen. Spiritismus sind wir daran gewöhnt worden von „Medien" zu sprechen. Aber solche Personen gibt es massenhaft, ohne daß man es weiß und oft, ohne daß sie es selbst wissen. Nur durch einen Zufall merkt man manchmal, daß man ein Medium um sich hat. Statt auf den „Teufel" zu raten, sollte man einfach einmal okkultistische Werke studieren — und man wird begreifen, daß es noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich „unsere Schulweisheit nichts träumen läßt".*)

*) Es ist geradezu kläglich wie sich die deutsche Wissenschaft zum Spiritismus verhält. Wer auf diesem Gebiete Erfahrung hat, der kann nur über den kindischen Starrsinn der Gelehrten lächeln, die etwas ableugnen,

Ohne ein Medium d. h. eine Person, deren Körper so beschaffen ist, daß sie mit der jenseitigen Welt in Verbindung treten kann, kommt nicht leicht ein okkultes Phänomen zu stande. Noch im Mittelalter waren 50 Prozent der Menschen so beschaffen, z. B. hellsehend. Daher die vielen merkwürdigen Berichte über Vorkommnisse bei den Heiligen, Legenden usw. Wer hellsehend ist, verfügt natürlich über ein anderes Wissen als der „normale" Mensch, er ist eben ein praktischer Okkultist. Ebenso der „Magier" d. h. der Mensch, der sich so trainiert hat ,daß er mit seinem Willen okkulte Phänomene hervorbringen kann — wie heute noch die Fakire in Indien.

Die okkulte Wissenschaft hat herausgebracht, daß in unserem physischen Körper noch feinere

---

was ihnen nicht in ihren Kram paßt. Die Häckelianer, die „Freidenker" u. a. haben sich alles so schön zurecht gelegt, daß sie jedem zurufen: „Zertritt mir meine Kreise nicht!" wenn ihnen die Wahrheit nahen will. Ich bitte jeden Gelehrten zu erklären, wie es kommt, daß ich in Wien im engsten Kreise von ernsten Männern, die unter sich befreundet waren, folgendes Phänomen erlebt habe. Wir bildeten einen Zirkel und fragten den Tisch, welches Wort auf einer bestimmten Seite eines Buches, das geschlossen auf dem Tisch lag, als erstes stände. Der Tisch buchstabierte es ganz richtig. Sapienti sat.

Körper stecken und sich gegenseitig durchdringen. Das haben auch die katholischen Theologen der ersten Jahrhunderte angenommen und die Kirche ist aus pädagogischen Gründen später (als sich die ersten Hexenphänomene zeigten) davon abgegangen, offenbar, um die Gemüter zu beruhigen — wie der Arzt etwa ein fieberkrankes Kind beruhigt. Es ist kein Grund vorhanden an der Existenz solcher geheimer Vehikel der Seele zu zweifeln, da sie weder gegen den Glauben der Kirche noch gegen die gesunde Vernunft verstoßen.

Zunächst steckt im physischen Leibe der sogenannte Ätherkörper und in ihm der sogenannte Astralkörper (der Sitz der Leidenschaften). Beide bleiben nach dem Tode bestehen und können sich mit der diesseitigen Welt in Verbindung setzen, wenn sie ein Medium finden, das seinen Ätherkörper dazu hergibt. Wenn eine sogenannte Hexe ihren Körper mit einer bestimmten Salbe bestrich, so lähmte sie, resp. hob auf die Wirkung des physischen Körpers, so das der Ätherkörper frei wurde. Der Ätherkörper konnte dann leicht — wenn die Person im Starrkrampf dalag — den physischen Leib verlassen und zu den Regionen eilen, wo es sie hinzog. Auf die Weise erklärt sich die übereinstimmende Erzählung vom Hexentanzplatz,

dem Blocksberge usw. Da das Gedächtnis seinen Sitz im Ätherkörper hat, ist es begreiflich, daß die Hexe, wenn sie wieder in ihren Leib zurückschlüpfte, ihre Erlebnisse dem physischen Gehirn einprägen konnte. In jeder Nacht verläßt jede Seele den Körper und geht ins Jenseits nach okkulter Forschung.

Ohne Annahme innerer Körper kommt man nicht aus. Auch als bloße Hypothese zur Erklärung merkwürdiger Vorkommnisse (wie Erscheinung abgestorbener Personen) ist sie gerechtfertigt. Man muß doch für alles in der Wissenschaft einen zureichenden Grund ausfindig machen. Aber auch der Gedanke ist eine physische Macht. Sobald er aus dem Gehirn ausgetreten ist, wird er dem Hellseher sichtbar und man kann ihn photographieren. Ich verweise auf die merkwürdigen Bücher des Doktors Baraduc in Paris und auf die mit Bildern versehenen Werke des hellsehenden ehemaligen englischen Geistlichen Leadbeater (deutsch im Verlag von Dr. Vollrath in Leipzig). Am besten läßt man sich das Werk von Leadbeater „Der sichtbare und der unsichtbare Mensch“ kommen, auch „On the other Side of Death“, das auch deutsch erschienen ist und die interessantesten Mitteilungen über das Leben nach dem Tode gibt. Dadurch wird einem erst so vieles klar, was man ohne das

gar nicht verstehen könnte. Auch des Bischofs Schneiders Buch über das Jenseits ist gut brauchbar, weil es eine Fülle von Beobachtungen aus dem Leben der Wilden bringt, die nicht daran zweifeln lassen, daß sie es infolge ihrer Mediumität besser fertig bringen Diesseits und Jenseits zusammen zu bringen.

Man versteht dann auch leicht alles, was man mit dem Worte „Zauberei" zusammenfaßt. „Das böse Auge" z. B. besteht darin, daß jemand mit seinem bösen Willen auf einen anderen direkt mit seinem Magnetismus einwirkt. Man kann den Körper eines anderen auf diese Weise schädigen, daß man die dem Willen zur Verfügung stehenden geheimen Kräfte absichtlich auf ihn richtet oder auf einen Gegenstand, z. B. die Feldfrucht, das Vieh usw. Daher war es schon in den Zwölftafelgesetzen den gewiß nüchternen Römern unter Strafe verboten, Früchte von einem fremden Felde hinwegzuzaubern. Man lese namentlich zur Erklärung solcher Phänomene das zweibändige Werk von du Prel über **Magie**.

Es ist einleuchtend, daß der Okkultismus nicht in einen Gegensatz zum **Christentum** gebracht werden kann. Das Christentum beruht sogar, wie jede Religion, auf dem Okkultismus. Es verhält sich zu einer tiefstehenden „heid-

nischen“ Religion wie „weiße Magie“ zur „schwarzen.“ Man kann sagen, der Okkultismus ist die Vorstufe der Mystik und alle echte Religion ist Mystik, d. h. die Ankettung an die Gottheit, während der Okkultismus beim übersinnlichen Phänomen stehen bleibt.

Das Christentum sucht sich direkt mit Gott in Verbindung zu setzen. Aber da dies für den Durchschnittsmenschen zu schwer ist, hat es Zeremonien eingeführt, resp. aus den früheren Religionen herübergenommen, aber verbessert. Alle Zeremonien der katholischen Kirche sind Okkultismus und wer dies leugnet, zeigt, daß er nicht klar denken kann.

Worin besteht denn die magische Kraft irgend einer Zeremonie? Doch natürlich darin, daß durch gewisse Gedanken, Worte, Gefühle und Handlungen, Schwingungen im Äther entstehen, die in höhere Regionen dringen und da eine Wirkung hervorrufen, die wieder durch die Schwingungen, die von oben kommen, günstig auf die Menschen wirkt. Es ist also eine Wechselwirkung und je andächtiger die Menschen sind, die der Zeremonie beiwohnen, desto stärker wird die Wirkung.

Alles, was von eingeweihten Personen angeordnet worden ist, hat Bedeutung und wirkt magisch: Weihrauch, Weihwasser, Kleidung,

Farbe, Gesang, Musik, die einzelnen Töne und Worte, ja selbst die Laute. Daher ist es nicht gleichgültig, in welcher Sprache die Messe z. B. gesungen wird. Auf den Buchstaben kommt es an. Nichts ist von ungefähr, alles ist genau berechnet. Jeder einzelne Ton hat eine bestimmte Wirkung und die Zusammensetzung von Tönen übt durch die dadurch erzeugten Ätherbilder (die man als Hellseher deutlich wahrnehmen kann) eine ganz bestimmte Wirkung.

Als ich im Jahre 1895 in London war, zeigte ein Erfinder, daß die Töne eines Klaviers sich direkt in Lichtphänomene umsetzten. Man konnte so bei einer Symphonie von Beethoven die wundervollsten Figuren in den herrlichsten Lichteffekten sehen. Also ist doch damit bewiesen, daß Töne nicht bloß Töne sind, sondern zugleich Lichtschwingungen hervorrufen.

„Wie hör' ich das Licht?" sagt Tristan in Wagners Musikdrama. Weshalb soll also nicht das majestätisch in der richtigen Intention vorgetragene mystische Wort eines geweihten Priesters eine mächtige Wirkung durch Fesselung der Äthermasse hervorrufen können? Man hat konstatiert, daß manche geistig fortgeschrittene Geistlichen (z. B. bei Beschwörungen, Exorzismen usw.) mehr Macht entfalten als andere.

„Der katholische Priester ist der wahre

Magier", sagt Sar Peladan in seinem Buche „L' occulte Catholique". Annie Besant hat in London in den Kirchen das Weihwasser untersucht und gefunden, daß es in jeder Kirche je nach der Stärke des Geistlichen verschiedene Wirkung hatte. Man kann ruhig vieles in der Kirche auf eine Wirkung ex opere operato schreiben; aber der einzelne weihende Priester gibt noch etwas von seiner eigenen magischen Kraft hinzu. Aber selbst wenn er ex opere operato schöpft, beruht alles auf Okkultismus. Denn die im Jenseits aufgespeicherte magische Kraft wirkt genau so natürlich, wie jeder Segen oder Fluch, der Jahrhunderte lang andauern kann.*)

Die katholische Kirche selbst erkennt das Äthergebiet an, wenn sie bei Segnungen von

---

*) Wir haben den Fehler gemacht, daß wir glaubten, das Physische unmittelbar mit dem Geistigen verbinden zu können. Aber zwischen der physischen Ebene und dem Absoluten sind noch viele Ebenen, so daß ein allmählicher Übergang stattfindet. Man kann auch nicht etwa sagen, daß man alles materialisieren wolle, wie man manchmal zu hören bekommt. Bei einer gewissen Ebene beginnt das Geistige. Je reiner und vergeistigter jemand ist, desto mehr kann er sich direkt mit höheren Ebenen in Verbindung setzen und umgekehrt. Aber es wäre töricht von einem tiefstehenden Menschen zu verlangen, daß er seine ihm verständlichen Praktiken ohne

dem Element des Steines, Wassers usw. spricht. Damit ist doch klar ausgesprochen, daß jedes Ding auf der physischen Ebene noch ein ätherisches Element in sich hat, das von gewissen Ätherschwingungen beeinflußt werden kann. Wenn ein Priester eine Medaille weiht, so heftet sich der Segen an den ätherischen Teil derselben. Darauf beruht ja auch die Wirkung des Lourdeswassers und die günstige Atmosphäre, die in Wallfahrtsorten zu sein pflegt. Durch die vielen Gebete ist die ganze Gegend geschwängert und die fromme „Aura" bleibt an allen Gegenständen haften. Wenn die Inder durch Baden im Ganges Sündentilgung erwarten, so kommt es daher, daß der Fluß seit Tausenden von Jahren mit Gebeten magisch geladen ist. Jeder „hellfühlende" Mensch kann sofort, wenn

---

weiteres aufgibt. Besser man läßt sie ihm, als man verbietet sie ihm und nimmt ihm dadurch alles. Alles das ist Sache der Entwickelung. Man kann nichts überstürzen und überspringen. Man kann wohl für einen Durchschnittsmenschen Gesetze machen, aber im einzelnen Falle ist doch wieder manches anders. Daher ist vieles von dem, was man gemeiniglich für Aberglauben erklärt (Astrologie usw.) ganz berechtigt. Unberechtigt ist nur das Böse, der Egoismus, die Sünde. Alles was nicht an sich schlecht ist, ist erlaubt, aber oft natürlich gefährlich. Daher warnt die Kirche mit Recht davor.

er in ein Haus kommt, sagen, von welchem Geiste die Insassen sind oder waren. An jedem Ring kann man den Charakter des Trägers ablesen, ja ich kenne Personen, die wenn sie über einen Friedhof gehen, bei jedem Grabe den jetzigen Zustand des Verstorbenen sehen.*)

Es ist daher gar kein Grund vorhanden den Okkultismus zu verachten. Im Gegenteil. Da die Hellsehenden und Hellfühlenden jetzt rapid zunehmen, so ist es Pflicht eines jeden Gebildeten sich mit dieser Materie vertraut zu machen.

---

*) Es liegt auf der flachen Hand, daß eine eigene Ausbildung notwendig ist, wenn man übersinnliche Fähigkeiten erwerben will. Vor allem soll man sich des Fleisches und des Alkohols gänzlich enthalten — wie schon alle Heilige instinktiv zu tun pflegten. Da es bedenklich ist ohne einen Führer sich selbst magisch auszubilden, ist es gut sich nach einem solchen umzusehen. Jeder indische Chela hat seinen Guru. Am besten erscheint mir die Ausbildung durch das Mazdaznan-System, namentlich auch seine Harmonie-Übungen, die auf uralte persische Anweisungen zurück gehen. Auch im „Neu-Gedanken“ sind viele Winke niedergelegt. Ich verweise auf die „Talisman-Bibliothek“. Eine dem praktischen Bedürfnis dienende Monatsschrift ist „Prana“, die von Brandler-Pracht in Leipzig geleitet wird (Verlag von Vollrath). Es gibt auch praktische Anleitungen, z. B. durch Zillmann in Großlichterfelde durch seine „Waldloge“ oder Braun in Amerika („Die Beherrschung des Schicksals“, Baumann in Bitterfeld).

Doppelte Pflicht besteht für den Klerus sich damit bekannt zu machen, ja sogar sich okkultistisch ausbilden zu lassen. Seine Zukunft wird wesentlich davon abhängen, daß er dies bei Zeiten erkennt. Tut er es nicht, dann werden sich viele von ihm abwenden, weil sie bemerken, daß sie magisches Können bei anderen finden.

Es kommt alles darauf an, daß der Priester der Zukunft magische Fähigkeiten erwirbt, wie sie die Heiligen besaßen. Man weist doch sonst so gerne auf diese hin. Aber freilich, wenn es sich um Askese, um Opfer handelt, dann dünkt einem die Nachfolge zu schwer. Und doch geht es nicht anders. Die Welt wird von unerbittlichen Naturgesetzen beherrscht.

Auch Wunder können sie nicht aufheben. Das Wunder besteht darin, daß eine geistige Macht im Jenseits eine Wirkung auf Erden erzeugen will. Wenn sie diesen Entschluß gefaßt hat und den Willen auf die leichterregbare Astralmaterie richtet, wirkt diese von selbst nach ihren immanenten Gesetzen und diese Schwingungen teilen sich der Äthermaterie mit, die wiederum auf die physische Ebene einwirkt, deshalb kann man ein Wunder nicht durch die unserer Wissenschaft bekannten Gesetze erklären, sondern muß die Gesetze zu Hilfe

nehmen, die in der jenseitigen Welt herrschen.

Dies ist aber Sache der okkulten Wissenschaft, die da anfängt, wo die Profanwissenschaft ihren Bankerott erklären muß. Es war zu allen Zeiten Aufgabe der Priesterschaft diese okkulten Gesetze aufzufinden. Sie wurden überall in den „Mysterien" gelehrt, und es war Pflicht der Priester durch ihre okkulte Ausbildung magisch auf die Welt einzuwirken. Wenn heute noch die katholischen Geistlichen das Vieh oder die Felder segnen oder die Schiffe oder Kreuze oder was immer, so ist es Magie. Es wäre kindisch dies abzuleugnen, weil uns das Wort heute fremd geworden ist. Es wird eine neue Wissenschaft geben, die von übersinnlichen Dingen, und wer sich mit ihr vertraut macht, dem wird notwendigerweise die Zukunft gehören. Mögen alle, die es angeht, bei Zeiten die furchtbare Gefahr erkennen jeden Einfluß zu verlieren — durch Unfähigkeit! Nicht umsonst hat unser Herr gesagt: Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen! Wer sich zum Salz der Erde rechnet, der muß in Zukunft Okkultismus studieren und sich magische Fähigkeiten mit der Gnade Gottes zu erwerben suchen.

Eine schöne Seele.

Am Ende des 18. Jahrhunderts bezeichnete man das Ideal eines Weibes als „schöne Seele.“ Es war das feinfühlige, gutherzige, hilfsbereite, gefühlvolle, hingebende Geschöpf, wie es in den Romanen der sentimentalen Geistesepoche dargestellt ist. Als eine schöne Blüte des Bestrebens sich menschlich näher zu treten, entstand damals ein Seelenbund zwischen jungen Männern und jungen Frauen, der „der Sehnsucht nach einer romantischen Oase mitten in der rationalistischen Wüste“ Ausdruck geben, der den Bedürfnissen des Herzens Rechnung tragen, eine ideale Freundschaft ohne jeden sexuellen Hintergedanken kultivieren sollte. Dieser auf edler Schwärmerei beruhende Bund hieß „Tugendbund“. Er zählte eine Reihe der geistvollsten Männer und begabtesten Frauen in Berlin zu seinen Mitgliedern. Gegenseitige geistige und sittliche Erziehung war der Zweck, alle redeten sich mit „Du“ an.

Wie viel schöner war diese menschlich freie Zeit, die sich von aller Konvenienz und Steifheit frei machen wollte, als unsere mit ihrer Heuchelei, Unnatur und gesellschaftlichen Pedanterie! Wenn man es für möglich halten sollte, theosophisch-christliche Gesellschaftsideale auf die Wirklichkeit zu übertragen, so war damals der Ton, der herrschend war, im Grunde viel theosophischer als heute, wo sich die Mitglieder der „Theosophischen Gesellschaften" offiziell als „Brüder" und „Schwestern" ansehen wollen, aber manchmal wie „Hund und Katze" zu einander stehen.

Man braucht nur einen Blick in den schönen Briefwechsel zu werfen, wie er damals üblich war und für den man allerdings auch mehr Zeit übrig hatte. Schönere, wärmere, gefühlvollere Korrespondenz hat niemals stattgefunden. Ich habe mit Entzücken den herrlichen Briefwechsel gelesen, den die junge Braut (dann die Frau) Wilhelms von Humboldt, Caroline von Dacheröden mit ihrem Verlobten geführt hat und der jetzt in 6 starken Bänden (herausgegeben von Anna von Sydow, Berlin, Mittler & Sohn, 1910/13) vorliegt.

Wer seine Seele erweitern will, der studiere ihn! Hier findet man eine Darstellung der Liebe, wie sie sonst schwer zu finden ist. Caro-

line ging ganz in ihrem Manne auf und das denkbar idealste und ungetrübteste Verhältnis bestand zwischen beiden herrlichen Menschen bis zu ihrem Tode (am 26. März 1829). Sie ist in einem guten Buche, das den 16. Band des bei Velhagen & Klasing in Bielefeld erscheinenden „Frauenlebens" bildet, von Alfred Wien (1912) behandelt worden. Es bietet in einer nach den Quellen gegebenen Charakterisierung der edlen Frau, die als der Typus „der schönen Seele" gelten kann, so viel Schönes, daß jeder das Buch gewiß mit Nutzen lesen wird, der nicht in der Lage ist, sich das große Werk des Briefwechsels anzuschaffen. Wir aber wollen als Proben der Gesinnung der Frau, die ebensowohl hochgebildet war und die griechischen Denker und Dichter (z. B. den Prometheus des Äschylus) in der Ursprache lesen konnte, wie liebenswürdig, eine gute Hausfrau und eine Patriotin, eine Künstlernatur und vorzügliche Mutter Einiges mitteilen.

Man kann von einem gewissen hohen Standpunkte aus die Geschlechtsliebe schelten und als etwas Kleines und Niedriges hinstellen, aber man darf auf der anderen Seite nicht verkennen, daß in ihr, wenn sie rein ist, auch etwas Hohes liegt, ja, daß unter Umständen dies die richtige Art und Weise ist, wie jemand zur gött-

lichen sich aufschwingen kann. Ich will einige charakteristische Stellen der jungen Braut an ihren Bräutigam zitieren:

„Es gibt einen Grad des Glückes, dessen Dasein die Seele nur in Momenten wie die, die ich Dir danke, ahndet, und zu dessen Hoffnung sie sich nur in ihrem kühnsten Flug aufschwingt. — Wilhelm, und dieses seltene, kaum erträumte Glück ist für mich einzig allein in Deinen Armen, in dem Gefühl Deines glücklichen Daseins durch meine Liebe — o vergib, wenn Deiner Caroline vor dieser Höhe schwindelt, Deine Liebe wird die Zaghafte heben und halten." (27. Jan. 1790.)

„. . . . . Unter tausend schmerzlichen Gefühlen sprosst mir in der Seele die liebliche Blüte der Hoffnung — vorahnend sagt mir eine leise Stimme, sie wird sich entfalten. — Mein Licht ist heruntergebrannt, ich muß aufhören, ach, gäbe Dir dieses Blatt einen Moment Freude — nicht ihre lichten Blicke können wir auffassen — laß uns menschlich sein, Bill, zufrieden mit der sanften Dämmerung. — Ich kann nicht mehr, o lebe tausend mal wohl, teures, unaussprechliches Wesen." (14. Sept. 1790, nachts $^1/_2$ 4 Uhr.)

„Die Abende sind wieder so schön, daß ich sie erst lange genießen kann, wenn Papa in

seiner Stube ist. Ich bin kaum aus der Allee zurück gekommen, welche Stille, welches Schweigen da herrschte, in welche Erinnerungen war meine Seele aufgelöst. Schmerzlich und wonnevoll und mein innerstes Leben ergreifend treibt es sie auf und ab in meinem Busen, wirft mich hin und her, bald hinaus auf ein stürmisches Meer, wo ich mit den Wogen kämpfe, den Untergang ahnend voraussehe — bald wiegts mich in Ruhe am Gestade, schöne, leicht hinschwebende Gestalten bewegen sich vor dem neu erschlossenen Sinn — ich vernehme eine entzückende Melodie — fühle mich hingezogen zu allem — fühle mich verschwistert und verbunden mit allem — aber es reißen die Fäden und in dem Moment, wo ich alles Äußere in mir aufzunehmen, mich ganz hinzugeben strebte, bin ich zurück geworfen, bin allein — was ist das, frag ich dann, wohin wird es mich leiten? wo knüpf ich die zerrissenen Fäden wieder an? Weh, und ich vernehme keine Antwort — kein Laut begegnet der sehnenden Seele — traurig sink ich in mich selbst zurück, wünsche alles und wünsche nichts und fasse keinen hellen Gedanken und vermag mich an nichts anzuhalten. — Ach ich fühl es, dann ist der gute Genius meines Lebens von mir gewichen, dann erstirbt jede rege Kraft und im Er-

schließen welkt jede Blüte.“ (17. September 1790.)

„Bill, ewig möchte ich vor Dir liegen, auf Deinem Schoße sitzen, an Deiner Seite, und Dich ansehen — es liegt mir etwas Unbeschreibliches in dem Ansehen, ach, es ist mir, als übertrüge ich da meine Seele am wahrsten und glühendsten in Dich über . . . . .

Ach, Bill, mein Bill, dürftest Du in meinen Armen ruhen, an dem Busen, den oft Todesangst füllte und der nur Dir so glühlich entgegenwallt — ach der Schlaf wäre dann meinem Bill noch wohltätiger, Augen würden schneller gut werden, arme Li, warum darf ich das nicht, warum nicht über Dich neigen, mit all den Gefühlen der sorgsamen Liebe! — O, wenn ich erst bei Dir bin, mußt Du mich nicht von Dir trennen. Volle Ruhe — ach, ist nur da, wo Du bist.“ (3. April 1791.)

Wenn Herder recht hat, daß eine schöne Menschseele finden, Gewinn ist, dann hat Wilhelm von Humboldt einen guten Treffer in der Lotterie gemacht, als er Caroline heimführte. Er erkennt dies auch an. „Was ich immer nur zerstreut fand in allen anderen“, schreibt er an die Geliebte, „ist vereint in Dir. In allen guten Seelen ist Freude an moralischer Vollkommenheit, in allen feineren Sinn für Schönheit

und Grazie, in allen genießenden Wesen Sehnen nach Fülle und Glück. In Dir wird jede Ansicht der Vollkommenheit Anblick der Schönheit, jedes Sehnen nach Genuß Sehnen nach dieser entzückenden begeisternden Erscheinung . . . Mit bewunderungswürdiger Erschlossenheit des Sinnes siehst Du überall jene Gestalten, welche Schleier sie auch umhüllen mögen. Das ist Deine Freude an der Schöpfung der Natur, das an den Nachbildungen der Kunst. Und im Menschen. Wie Du da die Urschönheit des Wesens in den einfachsten, abgerissensten Äusserungen wieder erkennst, wie Du Dich hineinversetzest in fremde Ideen und Empfindungsgang, dafür hat die Sprache keinen Namen".

Bei aller gegenseitigen glühenden Liebe und Verehrung war die Achtung vor der Individualität des andern doch so stark, daß sie sich gegenseitig alle denkbare Freiheit ließen — während doch sonst meist ein moralischer Zwang ausgeübt zu werden pflegt. „Dem individuellen Leben eines jeden muß jede, auch die nächste, innigste Verbindung untergeordnet sein". Nichts ist so heilig im Zusammenleben, als die Individualität eines jeden Charakters. „Wo Aufopferung unserer individuellen Empfindungen nötig ist, muß man auch auf das schönste, vollste Leben der Seele Verzicht tun."

„Die höchste Liebe ist immer auch mit der höchsten Freiheit gegattet".

Viele Jahre später, kurz nach ihrem schmerzlichen Hinscheiden, schreibt Wilhelm an die Tochter Gabriele von Bülow: „Das Geheimnis des höheren ehelichen Glücks, so wie es die Mutter und ich von unserer Hochzeit bis zu ihrem Sterbetage gefühlt haben, beruht darauf, daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüts zu erhalten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer enger an einander anschließt".

Wunderbar tief drückt sich der mystisch-ahnungsvolle Sinn des Weibes, von dem schon Tacitus sagt, daß er etwas Prophetisches in der Germanin habe, aus in den folgenden Worten, die einem Briefe der zum Weibe herangereiften Jungfrau kurz vor ihrer Heimführung entlehnt und in der Nacht vom 1. Juni 1791 an den Geliebten gerichtet sind.

„Ach, was ist das eine Nacht, mein Wilhelm! Mit Zauberphantasie füllte sie meine Seele und löste den Geist aus irdischen Banden. Hinüber strebt mein Wesen, es ging mir auf ein anderes Dasein, ein reineres Licht, eine glühendere Liebe! — Gestalten unaussprechlicher Schönheit umwallten meinen helleren Blick, und ich versank in der Fülle der Harmonien, die um mich tönten.

Nur du, einzig nur du, nicht mehr deine äußere holde Gestalt, dein inneres heiliges Wesen umgab mich allein, und ich floß in dich über mit höheren Kräften, mit jedem Gefühl, das ich je ewig und unzerstörbar in mir ahnte — ich empfing dich anbetend von der ganzen Natur. — O, mein Wilhelm, die Weihe der heiligsten Liebe goß diese Stunde über mich aus — laß deine Gegenwart bald sie vollenden — laß mich dann dich umarmen in der Feier einer solchen Nacht . . . Nie faß' ich das Bild, verschleiert umschwebt es ewig die Seele. Ach, den Moment, der auf immer den Schleier hinwegzieht, der unsere Seelen in dem Strom des reinsten Lichtes baden und unsere Wesen vereinen wird auf ewig, bald bring ihn im umwandelbaren Laufe die Zeit . . .

Wir werden einer dem anderen gewesen sein, so innig, als dieses Dasein es erlaubt, uns angehört haben . . . . Laß mich zu dir reden im Wehen dieser heiligen Nacht, empfange meine Seele im Glanze der flimmernden Gestirne . . . Die Verklärung meiner Seele in ihrem Leben vor dir wird sich ausgießen über meine äußere Gestalt . . . .".

Nur eine Seele, die unbewußt eine Theosophin ist, bringt es fertig solche tiefe Blicke in das Mysterium der Ehe zu werfen. Jede Braut

sollte solche Stellen andachtsvoll in sich aufnehmen, um an ihnen sich zu vertiefen und emporzuwachsen in die mystische Vereinigung von Mann und Weib.

Wie köstlich sie versteht ihren Mann geistig zu erfassen, zeigen folgende Worte, die sie im ersten Monat ihrer Ehe an ihre Freundin Charlotte, die Gattin Schillers, schreibt: „Wilhelm ist sehr beschäftigt, und es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor allem lieben. Dabei ist er so still und in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart er ist in allem, wie so leicht zu behandeln und immer schön in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens, mag ich nicht sagen, aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendlich stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnt kaum ihren erhabenen Flug".

Aber auch ihr bleiben Schmerzen nicht erspart. Sie beginnt später einen fein gebildeten märkischen Edelmann, Wilhelm von Burgsdorff, zu lieben und es wurde ihr schwer zu entsagen. Der Friede kehrt wieder in ihr ein. „O, wie

bin ich so ruhig . . . Aber ich bin darum nicht ärmer geworden. In meinem Herzen bewahre ich die Flamme, die vom Himmel stammt, und ihre Glut macht mich zu einem höheren Wesen". Klarheit über alles, besonders über sich zu bekommen, hält sie für notwendig. „Nicht ohne die tiefsten Schmerzen, nicht ohne den bittersten Verlust ist mein Herz zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt mußte es doch sein", schreibt sie in einem Briefe an Rahel Levin. In ihm habe ich einen Reichtum, eine Fülle der Kraft gesammelt, die ein Leben ausreichen würde; sie sei frei, ruhig in sich selbst; der Genuß des Lebens sei ihr errungene Kraft, Sinn für alles Menschliche und alles Göttliche im Menschen: „Der Punkt des inneren Zusammenhalts bleibt ewig die Liebe".

Beinahe in jedem Weibe kommt einmal „das gefährliche Alter". Da zeigt sich, ob die echte Treue und Selbsterziehung den Sieg gewinnen kann. „Die meisten Menschen wissen nicht — schreibt sie auf der Höhe des inneren Kampfes an ihren Gatten — wie sie zu den Dingen kommen, wie sie in diese und jene Lage geworfen werden; aber wem die höchste Klarheit über sich selbst zum Bedürfnis des Lebens gehört, der erkennt, welcher Widerspruch, welcher Abgrund in dem Busen des edelsten menschlichen Wesens verborgen liegt."

Und Humboldt antwortet darauf, indem er zugibt, daß er selbst oft zu Schritten gedrängt worden sei, von denen er sich himmelweit entfernt geglaubt hätte. „Es hat mir eine Milde gegeben, die mich gewiß nie verurteilen, nie auch nur anklagen läßt. Gerade die besten, die gefühlvollsten Menschen sehen sich am ersten auf diese Weise verstrickt".

Der Gatte wird als preußischer Gesandter an den päbstlichen Hof versetzt und Caroline hat in Rom reichlich Gelegenheit, Kunst und Künstler kennen zu lernen. Letztere unterstützt sie freigebig. Schön ist folgender Ausspruch von ihr (an ihre Tochter Gabriele 1828): „Wie der Baum nicht bloß von den Wurzeln aufgenährt wird und gedeiht, sein Wipfel wiegt sich in den Lüften, und so hoch er es vermochte, hat er hinaufgestrebt und den gröberen Sinnen unerkannte Nahrungsstoffe hat er dort eingesogen — so kommt mir der Künstler, jeder wahrhafte Künstler vor. Mit den Füßen fußt er freilich auf der Erde und muß es, und wäre es nicht, hätte nichts in Poesie, Dichtung und Musik die Wirklichkeit, die es haben muß; es ist der Körper des Kunstwerkes, aber das Begeisterte und Begeisternde in dem, was er hervorbringt, das schöpft er aus seinem Leben der Poesie .... Was überhaupt wäre das

menschliche Leben, wenn dieses Leben der Poesie nicht wäre".

Auch dies ist echt theosophisch aufgefaßt.

Der unerbittliche Tod raubt ihr ein geliebtes Kind. Nach schmerzlichem Kummer raffen sich die Eltern auf. „Die Tiefe und Unendlichkeit des Lebens hat sich vor mir aufgetan, und das Großmenschliche erblüht ... gewiß und einzig nur da, wo das Individuum sich weder im Genuß des Glückes noch des Schmerzes schont", worauf Wilhelm die herrlichen Worte findet: „Ich habe so viel Welt, als ich konnte, erfaßt und in meine Menschheit verwandelt". „Wenn sich nur eine Pforte erst öffnet, durch die das eindringt, was mehr als irdisch ist, so fängt der Mensch an, geborgen zu sein".

Dieses „Großmenschliche", dieses beständige Siegen über „die Welt" war der charakteristischeste Zug im vorbildlichen Leben beider — die eine ähnlich ideale Ehe führten wie das englische Dichterehepaar Browning.

Man muß lernen allein zu stehen. „Kein Mensch hilft einem anderen; wenn man nicht aus der eignen Brust die Kraft des Lebens nimmt, so gibt wahrlich nichts sie einem von außen". Die Frauen vertiefen sich so schön in das „einsame Sein". „Treu sein heißt, die Zeit mit reinem Herzen und Gemüt erfüllen und

befruchten, und darin liegt eine Unendlichkeit verborgen". „Daß ja doch keiner richten wolle über den andern! Jede Hilfe leisten, jede Freude spenden, mit der man von Herzen zu Herzen dringt, jede Träne ehren, jedes Gemüt, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere". „Es ist keine Freude auf Erden, keine, der nicht die tiefste Wehmut beigemischt wäre. Das muß auch so sein, das ist das Band, woran der Himmel uns hält und leise uns zu sich zieht . . .".

Es ist seltsam, wie vor 100 Jahren die Frauenwelt so viel inniger gewesen zu sein scheint als heute. Das Herz wurde offenbar mehr ausgebildet und die Frauen hatten in mancher Hinsicht augenscheinlich eine freiere soziale Stellung. Man sehe, wie man in Weimar, um Goethe, lebte. Es war eine unendliche Grazie in den Verhältnissen zwischen beiden Geschlechtern, die sich allmählich im Verkehre durch den Einfluß des „Ancien Régime" entwickelt hatte. Es wäre zu wünschen, das unsere Frauenwelt wieder mehr zu diesen alten guten Traditionen hinneigte. Nicht die Modedame, die dem Manne überlegen sein will, sondern die echte deutsche Hausfrau und Mutter sollte geehrt werden. Das Mütterliche aber als Quintessenz des Weibes setzt Ritterlichkeit

beim Manne voraus. Beide Eigenschaften sind das Erbe unserer christlich-germanischen Vorzeit und echt arisch.

Auf die Aufregungen der Befreiungskriege folgte für die Humboldts eine ungetrübt sonnige Zeit, in der die Kinder heranwuchsen und sich verheirateten. Sie wohnen nun im Schlößchen Tegel bei Berlin, mit Studien beschäftigt. Namentlich das Sanskrit fesselte Caroline. Alles laufe darin auf Erhöhung der Sinne und Erhebung des Geistes, auf Entsagen und Erringen der inneren Freiheit vom Fleische hinaus. Durch Alexander von Humboldt, den großen Bruder Wilhelms, den Reisenden, wird sie mehr für das Studium der Erdkunde gewonnen und widmet der Astronomie viele Nächte. Sie empfindet sich eins mit dem All, „ein Atom des unendlichen Quells allen Lebens". „Ich bin wie berauscht gewesen von dem Anblick — ich meine, ich hätte nie einen prächtigeren Anblick gesehen, und habe eine Empfindung dabei gehabt, wie noch nie in meinem Leben. Mir war oft, oft in den halbdurchwachten Nächten, denn die Sterne lassen mir keine Ruhe, als zöge eine äußere Gewalt an meinem innersten Dasein". — „Getrost — das Leben schreitet zum ewigen Leben hin". — —

„Es ist ein Mensch fertig" .... Nicht kürzer

und treffender (schreibt Wien) hätte Caroline den Zusammenhang ihrer inneren Entwicklung zur Fülle der Harmonie und zur Höhe der Menschlichkeit charakterisieren können. Ihr Leben ist ein einziges Steigen empor aus der Tiefe zum Licht, aus dem Dunkel zu immer reinerer Klarheit. Die treibende Macht aber, die zentrale Kraft, um die alle anderen Fähigkeiten sich sammeln in freiem Spiel, in die sie immer wieder zurück-, aus der sie heraustrahlen wie aus einem Brennpunkte, der allen Glanz in sich trinkt und in sich vereinigt, ist die Liebe. Und schon in frühester Jugend war es ihre innigste Überzeugung: alles auf Erden sinke zurück, nachdem es einen gewissen Grad erreicht habe, nur nicht das einzige Empfinden der Liebe. Sie allein nehme nur immer zu auf eine unbegreifliche Weise. Daran hat Caroline festgehalten all ihr Leben lang. Dreißig Jahre später gibt sie in einem ihrer Briefe demselben Gedanken Ausdruck, nur dem Maße des Werdens und der Reife entsprechend, in noch bestimmterer Form: „Wenn mir doch manchmal unaussprechlich weh wird und sich meine Augen und mein Herz mit Tränen füllen, so denke ich dann, daß es ja alles vorwärts, entgegenströmend geht jenem großen Ozean des Lebens und der Liebe, aus dem alle Gestalten hervorgehen und in den sie

wieder versinken, und es wird still und klar in meiner Seele".

Es wird auch still und klar in unserer Seele, wenn wir die Niederschriften von Caroline von Humboldt lesen. Sie zeigen uns, wie das Ideal einer modernen Frau beschaffen sein sollte, die nicht ihre Genüge finden kann in unwürdigem Getändel, Salonschwatz und Teetassenpolitik, in Bildungswut und Theatermoral, die vielmehr wirklich gebildet, nicht verbildet ist, und zwar durch die zwei großen Fundgruben echten Geisteslebens, die Griechen und die Inder. Möchte bald ein populäres Werk erscheinen, das die beiden großen Gestalten, denen nichts Menschliches fremd war, in ihrem Leben und ihren Schriften dem deutschen Volke vor Auge führte, das einen Hausschatz abgäbe, ein Erbauungs- und Erziehungsbuch, ein Werk, das noch späten Zeiten berichtete von deutschem Idealismus und theosophischer Vertiefung!

Was der Mensch denkt und will, das wird er.

Eine Betrachtung.

Wir sind im Zeitalter der Autosuggestion. Früher wurden die Menschen mehr von andern suggeriert, heute nehmen sie mehr durch Lektüre auf und suggerieren sich bestimmte Gedanken oder Willensrichtungen, die dann Einfluß auf sie gewinnen. Alles, was der Mensch denkt, wirkt suggestiv auf ihn. Jeder Hellseher kann die Gedankenformen sehen, die die geistige Atmosphäre eines Menschen bilden und natürlich auch unwillkürlich auf die andern Menschen wirken. Darauf beruht ja wesentlich Sympathie und Antipathie und das Bestimmende des ersten Eindrucks.

Man hat daher neuerdings gewisse Methoden vorgeschlagen und viele Bücher darüber geschrieben, auf welche Weise jemand durch Selbstsuggestion sich und seine Lage verbessern könne. Namentlich die Leute vom „New Thought" sind darin groß. Ich brauche bloß auf die

Bücher von Trine, Marden, Mulford, Brandler-Pracht u. a. hinzuweisen, die ja jetzt massenhaft in Deutschland gekauft werden.

In meinem Zimmer hängt eine Tafel, auf der die oben stehenden Worte gedruckt sind. Sie bildet eine von denen, welche im Verlage von Baumann in Bad Schmiedeberg (bei Halle), das Stück für 10 Pf., erschienen und darauf berechnet sind, günstige Gedanken hervorzurufen. Sie können manchem nützlich sein und ist es empfehlenswert, solche Inschriften auf sich wirken zu lassen.

Freilich sind manche etwas zweifelhafter Natur, z. B. die eine, welche lautet: Ich bin eins mit dem Allgeist und daher unüberwindlich. Oder: Mit Hilfe meiner Willenskraft kann ich mein Leben beliebig verlängern (ich würde dafür sagen: „angenehm gestalten"). Deshalb weil man denkt, man wäre eins mit etwas, ist man es doch eigentlich noch nicht. Bescheidener wäre zu sagen: Ich will eins werden, wie es vom heiligen Thomas von Aquin berichtet wird, daß er von frühester Jugend an sich selbst zu sagen pflegte: Ich will heilig werden. Letzterer Spruch scheint mir vernünftiger zu sein. Denn man soll beachten, auf welcher Stufe der Entwickelung man steht.

Der Franzose hat ein Sprichwort, welches heißt: Qui trop embrasse mal étreint. Das gilt auch vom geistigen Gebiet. Es wäre besser, wenn man aufhören würde, stets mit allzu hohen Gedanken, Worten, Wünschen und Redensarten um sich zu werfen, wie „Gott", „Allgeist" und ähnlichen. Wir sind zunächst von unseren eigenen Gedanken abhängig. Aber Wörter wie „Gott" sind für uns nur Suggestivwörter Anderer, mit denen wir noch keine klare Idee verbinden können. Daher pflegt sich auch beinahe jeder den Gotteswillen anders vorzustellen und zwar meist so, wie sein eigener Charakter ist.

Viel besser wäre es schon, wenn man sich begnügen wollte, den nächst höheren Schritt (indisch Dharma) zu überlegen und so Schritt für Schritt langsam weiter zu kommen. Es scheint mir ein großer pädagogischer Fehler des bei uns üblichen „christlichen" Erziehungswesens zu sein, daß man beständig mit zu hohen Worten und Gedanken operiert und so das Kind oder den Erwachsenen glauben macht, er sei schon reif mit Gott sozusagen auf Du und Du zu stehen, während er in Wahrheit noch nicht einmal einen Schiller und Goethe verstehen kann. „Die Alten" waren da mit ihren „Göttern" vielleicht besser daran, da sie ihnen näher standen, und wenn man glaubt,

daß man von großen kosmischen Gewalten umgeben ist, die man gebrauchen kann, so ist es am Ende vorzuziehen, wenn man sich vorläufig begnügt, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Wenn ein Nachtwächter etwas haben will, geht er doch nicht zum König, auch nicht zum Minister oder Oberpräsidenten.

Es ist freilich richtig, daß der Gottesgeist alles durchdringt: aber wer kann sagen, daß er ihn jemals erfaßt habe? Viele gute Christen sind unglücklich, weil sie glauben zu Gott kommen zu sollen, wo sie noch nicht die Naturgesetze erfaßt und begriffen haben, und mancher verläßt sich vielleicht auf ein Wunder, das nicht kommt, und vernachlässigt jede nötige Vorsicht, die jeder Atheist anwenden würde.

Jeder hat den Gott, den er verdient. Der indolente Träumer verlangt von seinem Gott etwas, was gegen Karma und Dharma ist: er erhält dafür statt der Wahrheit nur Träume und Schäume. Wer die Welt nicht versteht, wird naturgemäß Pessimist und hält sich an das Wort: „La vida es sueño", „das Leben ein Traum." Aber der Theosoph soll nicht den törichten „Christen" gleichen, die noch im „alten Testament" leben. Er soll auch nicht die Flinte ins Korn werfen, wie der Schopenhaurianer, vielmehr kämpfen bis zum Sieg.

Aber er muß gewisse Etappen innehalten. Wer gleich zu hoch hinaus will, wird leicht entmutigt. Wer sich gewöhnt, stets mit unbekannten Größen zu rechnen, bleibt mit sich selbst und seiner Umwelt unbekannt. Das scheint mir der Fehler so vieler Theosophen zu sein Sie wollen fliegen, wo sie noch nicht gehen können. Ehe sie auf den hohen Kothurn des tragischen Helden steigen, sollten sie erst lernen auf eigenen Füßen zu stehen.

Der Mensch denkt und will in seinen verschiedenen Lebensepochen Verschiedenes. Zuerst entwickelt er das, was man in der Theosophie „die Persönlichkeit" nennt, das niedere Ich. Solange er in diesem befangen ist, hat er niedere Ideale. Er will sein kleines Ich durchsetzen und strebt nach einem Leben, wo es sich, so wie es ist oder ihm zu sein scheint, gedeihlich entfalten kann. Das Ideal seines früheren Lebens, das sich in seinem Astralkörper abgelagert hat, beherrscht ihn. Es wäre auch in den meisten Fällen unnütz, es ihm austreiben zu wollen. Er soll sich erst „ausleben", d. h. seine unvollkommenen Eigenschaften groß ziehen.

Ist er so und so oft widergerannt und weiser geworden, dann geht ihm allmählich ein inneres Licht auf: er erkennt, daß hinter dem kleinen

Ich etwas Größeres schlummert, das ihm zur „Individualität“ verhilft. Damit wechseln auch seine Ideale. War er vorerst egoistisch, eitel und hochmütig, so bemüht er sich, jetzt demütig zu werden und sein kleineres Ich zu „verleugnen“, d. h. seinen schlimmen Gedanken, Wünschen und Gewohnheiten nicht länger nachzugeben.

Christus wandte sich zunächst an die Persönlichkeit, die sterben muß, damit das Ich durch die „Wiedergeburt“ umgewandelt wird. Durch dieses „Stirb und werde!“ wird erreicht, daß der Mensch befähigt wird auf die inneren Stimmen zu achten, die seither übertönt worden sind.

Sterben und Gebären sind aber mit Schmerzen verbunden. Da der Mensch sein höheres Ich selbst gebiert, so geht es ihm, wie dem Vogel Phönix nach der Sage, der sich selbst verbrennt. Was er verbrennt, ist „die Welt“ in sich d. h. die Unzulänglichkeiten früherer Kulturperioden. Jeder schleppt seine eigene Welt mit sich, d. h. alles, was er in früheren Leben sich erworben hat. Wer aber vollkommen werden will, der muß alles im Stiche lassen, resp. es umändern durch den „Christusgeist“.

„Daß Er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde,
Und lebest Ihm, nur dieses ja
Ist Betlehem und Golgatha."

singt Rückert in einem bekannten Gedicht.

Die Entwicklung geht in Spiralen vor sich. Man könnte sie in drei Stufen sich vorstellen: Lust, Leid und Liebe. Jede Etappe wird durch eine Periode des Schmerzes eingeleitet. Die Menschen sagen dann, man wäre „negativ". Allein diese Negativität ist notwendig und der Vorbote geistiger Gesundung.

Die Liebe muß man erringen. Wie Christus leiden mußte, so müssen seine Jünger leiden, ehe sie befähigt werden in die Herrlichkeit einzugehen. Daß Lust in Leid umschlägt, weiß schon jeder aus dem Nibelungenlied. Wenn die „Natur" durch die „Gnade" verändert wird, geht es nicht ohne Schmerzen ab. Die Entwicklung ist also so: zuerst „Natur" (erste 30 Jahre, „Persönlichkeit") dann Umwandlung durch die „Gnade" (zweite Generation, bis 60, „Individualität"). Dann Anbahnung einer noch höheren Auffassung zum Eingehen in das „Nirvana" („Nichts" im Vergleiche zur „Welt", „Alles" im Vergleiche zum „Kote" dieser Welt wie Paulus sagt.

Das „Nirvana“ möchte mancher erstreben, der sich unglücklich fühlt. Aber nicht darum handelt es sich, bei der „Verneinung“ stehen zu bleiben, vielmehr positiv zu werden. Dies ist nur möglich durch positives tatkräftiges Handeln, durch den „Christusgeist“, die „Christuskraft“, die „Christusliebe“, den „Christuswillen“ oder, wenn man es mit einem einzigen Worte gut ausdrücken will, durch „Christusrittertum“.

In dem Worte „Christusrittertum“ liegt alles, was man braucht. Unsere Zeit hat vieles aus früheren Kulturepochen herübergenommen: Römertum, Griechentum, Ägyptertum, Indertum u. a. haben dazu beigetragen uns zu modernen Kulturmenschen zu machen. Aber wir sind gegen das Mittelalter ungerecht gewesen. Wir sollten auch von ihm mehr lernen, statt es zu verachten.

Den Gedanken des Rittertums sollten wir wieder aufgreifen und in einem höheren Sinne zu verwirklichen trachten. Treue, Gehorsam, Tapferkeit, ideales Streben, Hingebung, Aufopferungfsähigkeit, Zuverlässigkeit, Mut, Ausdauer, Glaube, Demut, Tatkraft: das sind schöne Eigenschaften, die wir unserem Krämerzeitalter aufs neue wünschen möchten.

Nicht mit dem Schwerte, sondern dem

Geiste soll man heute fechten. Ein Zeitalter des Geistes ist angebrochen, aber es fehlt an Männern. Die Ernte ist voll, aber es fehlt an Schnittern. Der Weinberg des Herr wartet. Gott wartet auch. Patiens quia eternus: er ist geduldig, weil ewig.

Wer aber auf Erden schon höher blickt, der fängt an sub specie aeterni zu sehen. Diese Redensart wird viel mißbraucht. Mann kann nicht alles im Hinblick auf die Ewigkeit ansehen, ja im Grunde überhaupt nichts. Denn wir leben nicht in der Ewigkeit, sondern in der Zeit. Wir können auch Gott nicht in die Karten sehen und wissen, was er will. Es genügt, daß man sich ein Ideal bildet, das — wie jedes Ideal — aus dem Jenseits kommt, aber zeitlich und räumlich verwirklicht werden kann. Das wäre das Liebesrittertum, das Sonnenrittertum, da Christus der Gott der Sonne oder der göttlichen Liebe ist.

Das kann aber auch der einfachste Mann, die bescheidenste Frau leisten. Wenn, sagen wir, ein Käsehändler in der „natürlichen", ersten Periode seines Lebens z. B. seinen Käse betrügerischerweise zu schlecht abgewogen hat, um Geld zu gewinnen, so wird er in der zweiten, übernatürlich beeinflußten gerecht abwiegen — auf der dritten und letzten aber eher noch

etwas dazu geben, wenn er es für gut hält. Denn geben ist seliger als nehmen und die Liebe kennt keinen Grund. Sie findet alle Daseinsberechtigung in sich selbst, wie Gott.

„Was der Mensch will und denkt, das wird er". Sage sich jeder jeden Tag: Ich will ein Christusritter werden. Ich stelle mir das Ideal eines Christusjüngers vor, wie er heute — in dieser heutigen Kulturperiode — etwa sein würde. Das will ich zu verwirklichen suchen. Mögen die andern mich auslachen, mich schmähen, schelten oder schädigen, ich will unverrückt dem hohen Ziele zustreben, das mir vor Augen schwebt. Ich werde siegen über meine in mir einst selbst geschaffenen Feinde; ich werde früher oder später geistig reich sein. Denn „was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle".

Rundschau.

❁

E. Peters, Geschlechtsleben u. Nervenkraft. Verlag „Kraft und Schönheit", Berlin-Steglitz.

„Das Charakteristikum unserer Kultur ist eine krankhaft gesteigerte Sinnlichkeit und die heute lebenden Menschen weisen eine Erregung und übergroße Reizbarkeit im mittleren Teile des Rückenmarks, dem Fundament der geschlechtlichen Tätigkeit auf."

Das gut geschriebene Büchlein beruht auf dem Studium von Dr. Damm, der das Verdienst hat, nachträglich auf die großen Gefahren der unnatürlichen Befriedigung hingewiesen zu haben. Leider hat Peters nicht die guten Beobachtungen theosophisch vertieft. Er hätte durch Studium der Theorien über die inneren Körper, die Chakras usw. so viel mehr dazu beitragen können, daß dieses jetzt so viel behandelte Gebiet auch zugleich wirkliche Heilungsversuche zu Tage fördert. Wir verweisen den Verfasser auch auf Standenmaiers Magie als experimentelle Naturwissenschaft und auf Dr. Hanishs „Wiedergeburt", sowie „Sexuelle Aufklärung" (kostenlos zu beziehen vom Mazdaznanbund Leipzig).

Dr. Karl Busse, Geschichte der Weltliteratur. Zwei Bände. Velhagen & Klassing. Bielefeld 1913.

Die neue vortreffliche Weltliteraturgeschichte ist des bekannten Verlages würdig ausgestattet, namentlich mit vielen und guten Porträts versehen. Sie ist auf der Höhe der neueren Forschung und zeigt von eindringenden Studien. Während die Hauser'sche Literaturgeschichte den Schwerpunkt auf die Rasse legt, findet Busse in der Betrachtung der Kultur seine Stärke. Auf eine religiös-theosophische Warte kann sich ein Historiker heute noch nicht gut stellen: er müßte jedenfalls andere Meisterwerke hervorheben, die in unseren landläufigen Literaturgeschichten durch ihre Abwesenheit glänzen. So wird man es später schwer verstehen, daß bei Busse z. B. eine der tiefsten, wenn nicht die tiefste Figur in der englischen literarischen Welt übergangen worden ist. Ich meine damit Mabel Collins, die gewiß verdient, wenigstens den unsterblichen altägyptischen Roman „The Idyll of the white Lotus" in nächster Auflage aufgenommen zu sehen. Dieser Roman hat schon deshalb hohes psychologisches Interesse weil er auf Schreibmediumschaft beruht. Er entstand in Folge von Visionen, die die Ver-

fasserin bei Errichtung eines aus dem Lande der Pharaonen nach London gebrachten Obeliskes hatte und wurde automatisch in kurzer Zeit infolge innerer Schauung niedergeschrieben. Die neueren Portugiesen habe ich nicht entdecken können; und doch wäre der pessimistische Dichter Quental (1842—91) vielleicht erwähnenswert gewesen.

Meditationen. Ein theosophisches Andachtsbuch nebst Anleitung zur Meditation von H. Rudolph. Leipzig, Verlag der Theosophischen Kultur. 97 S. 8°.

Das vorliegende Werkchen ist allen zu empfehlen, die geistige Fortschritte machen wollen und nicht den gewöhnlichen Andachtsweg („bhakti") der christlichen Kirche gehen. Neben dem Studium und der Erfüllung der täglichen Pflichten gibt es nichts Wichtigeres als die Ausübung der Meditation, ohne welche der Mensch den Zweck seines Daseins und das Ziel seiner Entwicklung nicht erreichen kann," sagt der Verfasser im Vorwort. — Mit diesem Handbüchlein hat jeder Theosoph die Möglichkeit sein niederes Ich zu erheben zu den höchsten Höhen der Beschauung, wenn er die Übungen, die angegeben sind, jeden Tag gewissenhaft macht.

Hoffentlich kommt bald eine verbesserte neue Auflage heraus. Es sollten in Anmerkungen mehr Erläuterungen gegeben werden, da manches schwer zu verstehen ist, manches ist auch anfechtbar. In der täglichen Gewissensprüfung klingt manches recht rigoros; z. B. 20. Hast du dich zerstreuenden Vergnügungen hingegeben? (Soll denn eine Entspannung nicht mehr erlaubt sein? Sollen wir alle leben wie die Einsiedler in der Wüste Thebais?) Frage 23 ist nicht recht verständlich. Wenn man mir mein Zimmer nicht genug geheizt hat, wie soll ich dieses „äußere Übel" durch Worte und Handlungen überwinden? Wenn Rudolph meint, ich solle etwa etwas Entsprechendes denken, daß meine Seele nicht vor Ärger aufwallt, dann müßte er wenigstens „Gedanken" hinzusetzen. 32 ist unklar. 33 lächerlich (darf ich nicht mit einem Freunde über mich sprechen?) 35 komisch (soll man nicht an andere Personen in Liebe denken dürfen?) 36 unmöglich. 42 für die meisten Personen ebenfalls. 47 unklar. 55 ebenfalls. 59 ebenfalls. 60 ebenfalls. Es sollten noch fünf wichtige Fragen hinzugefügt werden, damit es 70 im ganzen sind; z. B. über Trägheit, Ungeduld, Fürsorge für den Körper, Ritterlichkeit, Demut.

Pachinger, Glaube und Aberglaube im Steinreiche. München, H. Weiffenbach 1912. 96 Seiten 8°.

Das Büchlein gibt das Wissenswerteste über den alten Glauben des Volkes von den Edelsteinen und Amuletten. Alle Steine werden der Reihe nach vorgenommen und durchgesprochen. Leider besitzt der Verfasser keine okkulten Kenntnisse: er hätte sonst nachprüfen können, wie viel von den für „Aberglauben" gehaltenen Anschauungen auf Wahrheit beruhen. Er gibt an einer Stelle auch eine Liste der Edelsteine nach den Monaten geordnet, für die sie gut sein sollen (so daß man also am besten 12 Steine nach einander tragen würde) und eine der Geburtssteine, d. h. nach dem Geburtsmonat. Aber die magische Kraft der Steine wirkt besonders individuell nach den Haupteigenschaften, die man hat und die ein Seher feststellen muß, der den Astralkörper deutlich vor sich erblickt.

Bengt Berg, Genezareth. Albert Bonnier, Stockholm und Leipzig 1912.

Dieser Roman gehört zu den merkwürdigsten Büchern, die geschrieben worden sind. Der Held ist ein armer, beinahe blödsinniger Lappe,

der von seinen Landsleuten für den kommenden „Meister" d. h. Christus gehalten wird, der aber schließlich nur am Schlusse ein Weib heiratet. Das Milieu und die halbtierischen Menschen sind meisterhaft geschildert, der religiöse Einschlag, der an das finstere Mittelalter erinnert und der theosophisch okkulte sind gut wiedergegeben. Besessenheit spielt eine große Rolle bei diesen halben Heiden. Man kann aus der Erzählung lernen, wie weit der sonst so oft gepriesene Naturmensch von der Vollkommenheit entfernt zu sein pflegt.

Aber symbolisch steckt — wie in jedem Kunstwerke — etwas mehr noch darin, das ein Theosoph verwerten könnte. Geht es nicht manchem unbedeutenden Menschen so, daß er von Unwissenden aufgehimmelt wird, weil sie etwas Besonderes in ihm sehen, was er gar nicht hat? Und ist es nicht das Schicksal manches Menschen, ehe er daran denken kann, zu Gott zu kommen, erst einmal die Mitmenschen verstehen und lieben zu lernen — wie beim armen Lappen. Am Schlusse heißt es, als er das Weib, das er liebt, erblickt: „Erst als er gegessen, sah er auf. Es war als gewahrte er dann das Weib — als ob etwas erwache und reich in ihm wurde — als ob er fand — das wunderbare Licht, das die Sehnsucht seines

Lebens und seiner Sinne war. Vielleicht war es nur ein Widerschein der Sonne, aber es leuchtete über seinem Antlitz, als er das Weib in seine Arme nahm. Und sie, die verstand, daß er nicht mehr zögerte, gab sich in Demut und dachte zurück an Jiskos Worte. — Nicht vom Brote allein lebt der Mensch".

Dr. Staudenmaier, Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft. Leipzig, Akadem. Verlagsgesellschaft 1912. 184 S. 8°.

Der Verfasser dieses wichtigen Werkes ist zugleich katholischer Theologe und Professor der Experimentalchemie am kgl. Lyzeum in Freising. Er gibt seine hoch interessanten persönlichen Erfahrungen auf okkultem Gebiete, die er mehr als 11 Jahre lang hat beobachten können. Nach ihm ist Magie eine abnorme Leitung der uns innewohnenden Nervenkraft entweder in unbewußter oder bewußter Weise. „Wenn Energie von einem Nervengebiet in ein anderes übergeht, wandelt sie sich in die für das überstrahlte Gebiet charakteristische Energieform um". Beim magischen Denken und Sichvorstellen handelt es sich um eine psychische Tätigkeit unter gleichzeitiger planmässiger Herbeiziehung des Körpers, namentlich der Muskulatur.

„Bei allen Magiern der Vorzeit spielt das Gesetz der Umwandlung der Nervenenergie eine außerordentlich wichtige Rolle". (Der Magier kann den in ihm aufgespeicherten Äther dazu benutzen sich mit anderen Personen oder Dingen in Verbindung zu setzen; er wirkt so magisch auf alles, was er will.) Bei günstig veranlagten, die Einsamkeit liebenden Naturen, z. B. den großen Magiern der Vorzeit, ferner bei einseitig pathologisch entwickelten Menschen oder auch infolge planmäßiger Übung können einzelne „Vorstellungen" zu förmlichen „Personifikationen", beziehungsweise, wenn es sich etwa um die Vorstellungen von Tieren oder Pflanzen handelt, zu „Individualisationen" entwickeln. „Bei manchen „Personifikationen" [Geistern] kann ich deutlich wahrnehmen, daß sie auf gewisse Organe einen auffallend großen Einfluß ausüben. So liegen, zum Teil nach eigenen Mitteilungen der Personifikationen, die peripheren, spezifischen Endnerven für die hoheitlichen und vornehmen Gefühle in der Pylorusgegend, diejenigen für die religiösen und erhabenen in der oberen Dünndarmgegend (Plexus coeliacus), für die teuflischen, gemeinen und minderwertigen Gefühle und Triebe zum Teil im Dickdarm (Bocksgestalten) und Enddarmgebiet (Pferdefuß). Letzteres macht begreiflich,

daß das Stinken der Teufel in der Magie eine Rolle spielt. Bei zu weit gehender Ausbildung derartiger Personifikationen entstehen darum auch leicht im Magendarmkanal an entsprechenden Stellen unnatürliche Verengerungen (Stenosen) und Hemmungen für den Durchgang des Darminhaltes." „Der Sitz des magischen (anschaulichen Detail-) Gedächtnisses und magischen Vorstellungsvermögens ist im ganzen Körper [-Ätherkörper], nicht bloß in der Hirnrunde". Am Schlusse sagt er: „Aus dem Mitgeteilten folgt zweifellos die Berechtigung, die Magie als eine besondere Wissenschaft von der experimentellen Psychologie, der Psychophysik und der Physiologie zu trennen". Ja er träumt bereits von Professuren der Magie an den Universitäten! Sein sehnlichster Wunsch ist Schüler und Anhänger zu gewinnen, die die Magie praktisch erlernen und ausüben wollen; denn über kurz oder lang wird die Magie als letzte der uralten Künste dem Aberglauben einerseits und der Verachtung andererseits entrissen und als regelrechte Kunst und Wissenschaft anerkannt werden. — Wir schließen uns diesen frommen Wünschen gerne an, glauben aber, daß der Verfasser sich mehr mit den theosophischen Lehren vertraut machen muß. Er lebt zu sehr im Subjektiven, müßte aber die Gesetze

auch kennen, die auf anderen Ebenen, die mit der physischen in Verbindung stehen, in Anwendung kommen. Immerhin ist dieser erste Versuch sehr beachtenswert und das Werk verdient schon um des Mutes willen, mit dem ein Gelehrter wagt der öffentlichen Meinung zu trotzen, die größte Verbreitung. Dann werden auch allmählich die Schüler kommen.

Elliot O'Donnell The Sorcery Club. London W. Rider 1912. 6 shill. 342 S.

Der interessante Roman handelt davon, wie drei Freunde in Amerika, die verarmt sind, mit der alten schwarzen Magie von Atlantis bekannt werden, die ihnen durch ein altes Buch das einer beim Trödler findet, erschlossen wird. Sie gehen nach London und gründen dort eine Zauberei-Gesellschaft, die viel Geld macht dadurch, daß man alle möglichen geheimen Künste zeigt und anwendet. Die Tricks (z. B. Unsichtbarmachen, Fliegen, Verwunden durch Durchbohren von Wachsfiguren, Anwendung von menschlichen „Mumien", Hervorbringen von Insekten) werden nach den alten Überlieferungen beschrieben. Ob es klug ist, sie einem größeren Leserkreise vorzuführen, könnte man füglich bezweifeln. In Deutschland frei-

lich würde es doch nicht viel schaden, weil die Universitätswissenschaft schon dafür gesorgt hat, daß man an solchen „Aberglauben“ nicht glaubt. Okkulte Wissenschaften Studierende können aber manches aus einzelnen Angaben lernen, die auf die atlantische Praxis zurückgehen sollen. Sonst sollte man lieber Schluß machen mit der jetzt modern werdenden Hochflut solcher okkulter Romane. Mindestens sollte man ein Gegengewicht schaffen; denn das böse Ende, das natürlich nicht verfehlt am Schlusse des Romans einzutreten (wo sie „der Teufel holt“) wirkt kaum hinreichend abschreckend. Besser wäre es die noch zahlreich (namentlich bei Antiquaren) vorhandenen Zauberbücher kritisch für Kenner herauszugeben.

Karl Spitteler, Prometheus und Epimetheus, ein Gleichnis. Dritte Auflage 1911. Jena, Eugen Diederichs. 337 Seiten 8°.

Die Prometheussage ist schon oft Gegenstand dichterischer Behandlung gewesen. Der allmählich bekannt werdende Schweizer hat in der zweiten Auflage sein Erstlingswerk genau so wieder gegeben, wie es einst vor einem Vierteljahrhundert erschien, als es in Deutschland keiner Besprechung gewürdigt wurde. Es ist in schöner

rythmischer Prosa abgefaßt, die man vielleicht leichter liest als Verse. Wer es fertig bringt, den starken Band bis zu Ende zu lesen — was heutzutage in unserer nervös-unruhigen Zeit eine Aufgabe ist — der wird durch viele schöne Einfälle des phanthasievollen Dichters belohnt werden.

Ich will als Probe den Anfang hersetzen: „Es war in seiner Jugendzeit — Gesundheit rötete sein Blut und täglich wuchsen seine Kräfte. — Da sprach Prometheus Übermutes voll zu Epimetheus, seinem Freund und Bruder: „Auf! laß uns anders werden, als die Vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen! Denn so wir nach gemeinen Beispiel richten unsern Brauch, so werden wir gemeinen Lohnes sein und werden nimmer spüren adeliges Glück und seelenvolle Schmerzen!“ Und in dem Andern zündet das Wort“.

Wer Theosoph ist, wird von Hause aus Sympathie empfinden müssen mit einem ungewöhnlichen Menschen, der kein Philister zu sein wünscht und wird daher die Abenteuer, die Spitteler zum Besten gibt, mit geistigem Nutzen lesen. Ist er ja doch selber in der Regel ein kleiner Prometheus und spürt „seelenvolle Schmerzen und adliges Glück“. Die Dichtkunst aber befreit den leidenden Geist und verklärt

Schmerzen zu sanfter Melancholie, die als Läuterung dienen kann der ringenden und aufwärtsstrebenden Seele.

Joseph Neuwirth, Illustrierte Kunstgeschichte. 2 Bände. 1072 Seiten Lexikonformat (mit gutem Index). Berlin, Allgem. Verlagsgesellschaft 1912.

An Kunstgeschichten ist heute kein Mangel mehr. Die vorliegende hält eine gute Mitte zwischen den einbändigen und mehrbändigen und trifft dadurch für einen Durchschnittsmenschen wohl das Richtige. Der gelehrte Verfasser beherrscht seinen Stoff und sucht allen Erscheinungen gerecht zu werden. Die Darstellung (die im ganzen vielleicht etwas zu trocken und zu sehr mit Einzelheiten überladen ist) geht auf möglichste Geschlossenheit der Bilder, sowohl jener der Epochen und Schulen als auch der einzelnen Meister aus, in deren Lebensgang hauptsächlich vorangestellt wird, was sie an treibenden Gedanken ihrer Zeit gaben, worin ihre Gestaltungs- und Darstellungsweise einen Fortschritt der Zeit bedeutete und sich von Vorgängern und Nachfolgern unterschied. Auch das Kunstgewerbe ist berücksichtigt. Die Illustrationen (die oft zu klein sind) sind

in überreicher Auswahl (auch bunt) vorhanden. Leider setzt Neuwirth oft zu viel technische Vorkenntnisse voraus: er hätte in einem Anhang (den er noch immer schreiben und den man in das Buch einlegen könnte) die hauptsächlichsten Gegenstände der Kunst-Technik erklären sollen. Der Ausdruck „vorgeschichtliche Zeit" hätte vermieden werden sollen. Je mehr wir die Urzeit kennen lernen, desto mehr sehen wir, daß die damaligen Menschen schon Kunstverständnis besaßen, das allerdings aus der Magie hervorgegangen war. Wer eine gute Übersicht über die Entwickelung unseres gesamten Kunstschaffens haben will, der lasse sich das verhältnismäßig billige Werk von Neuwirth kommen.

Allerseelentage, Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Stuttgart, Adolf Bonz 1912. Mk. 4.80.

Der bekannte Freiburger Stadtpfarrer, wohl der beste heute lebende katholische Schriftsteller in Deutschland, hat in diesem Buche eine Reise nach seiner eigenen Grabstätte beschrieben, die er sich in seiner Jugend-Heimat hat herstellen lassen und wo er möglichst bald die ersehnte Ruhe zu finden hofft. Die Erinnerungen an die

glückliche Jugendzeit („den Kinderhimmel") würzt er durch philosophische Betrachtungen, die durchgängig von Schopenhauerischem Pessimismus durchtränkt sind. Es ist das eigentlich bei einem katholischen Geistlichen seltsam, dessen Glaube doch Frieden, Trost und Glück bringen sollte. Aber er sagt geradezu an vielen Stellen, daß man unglücklich sei, weil man sich als Gebildeter vergeblich darüber den Kopf zerbreche, was Wahrheit sei, während die einfachen Leute auf dem Lande, Handwerksburschen usw. sowenig unglücklich seien wie kleine Kinder. Er zeigt aber dadurch nur, daß der heutige Katholizismus verstandesmäßig nicht mehr befriedigen kann, weil er auf so viele Fragen des Lebens keine Antwort weiß. Hätte sich Hansjakob mit Theosophie intensiv beschäftigt und sie in sich aufgenommen, dann wäre ihm die Wahrheit über so vieles aufgegangen, was er jetzt nicht weiß und hätte ihn getröstet und mit allem ausgesöhnt. Ich selbst habe ihm einmal vor Jahren, um ihn für die neue Lehre zu gewinnen, das wunderbare Buch von unserem Franz Hartmann mitgebracht: „Mysterien, Symbole und magisch wirkende Kräfte". Aber er gab es mir mit den Worten zurück, er könne es nicht lesen, es sei zu langweilig. Er hätte ein Vermittler werden können zwischen dem

Katholizismus und der Theosophie, wie ich ihm oft gesagt habe. Allein man muß die Aussöhnung zwischen beiden mächtigen Strömungen jetzt einer jüngeren Kraft überlassen.

Schön ist seine Auffassung der Notwendigkeit des Mystischen im Glauben: er sagt darüber (auf S. 212) das Folgende: „Nichts ist hienieden ohne Geheimnis — keine Wissenschaft — nicht einmal die Mathematik — und am wenigsten die Religion. Diese ist ja das Verhältnis des Menschen zu Gott, und Gott ist das höchste Geheimnis und der Urgrund aller Geheimnisse. Eine Religion ohne Geheimnisse — ist eine Schale ohne Inhalt und aus der Religion alle Geheimnisse auf dem Wege der Vernunft entfernen wollen, heißt ihr die Seele nehmen.

Warum hat die katholische Kirche heute noch trotz allem und allem die getreuesten Anhänger? Antwort: weil sie die meisten und die tiefsten Geheimnisse hat. In diesen liegt ihre Macht über die Menschen.

Geheimnis heißt mit einem griechischen Worte — Mysterium. Darum nannten sich im Mittelalter jene Christen, die den Schwerpunkt ihres Lebens in Gott verlegten und in ihm lebten und wirkten — Mystiker. Unsere Zeit verlegt den Schwerpunkt des Lebens ins diesseits, und drum gibt es keine Mystiker mehr, wie sie die

ersten christlichen Jahrhunderte und das Mittelalter hatten.“ Würde Hansjakob die Theosophen kennen, so würde er unter ihnen viele „Mystiker“ kennen lernen. Der Verlagshandlung aber möchte ich nahe legen, alle philosophischen Stellen aus sämtlichen Werken des trefflichen Mannes zusammenzustellen und zu einem „Hansjakob Brevier“ zu vereinigen. Das Werk werden viele mit Vergnügen lesen.

Briefkasten.

◆◆◆◆

Ich kann den Lesern der „Lotusblüten“ die erfreuliche Mitteilung machen, daß es mir gelungen ist das schönste Porträt der Blavatzky, der berühmten Gründerin der theosopischen Gesellschaft, photographieren zu lassen. Es ist von der Meisterhand der Malerin Tedesio in Neapel gemalt und zeigt wundervoll vor allem die Herzensgüte der einzigen Frau.

Der Verlag hat das Bild vervielfältigen lassen und überreicht jedem Abonnenten in der Anlage ein Exemplar.

Die Musik als Magie.

Über das Wesen der Musik ist man bisher noch nicht einig geworden. Aber alle Kenner stimmen darin überein, daß sie, wie Beethoven sagt, eine höhere Weisheit ist als Philosophie und Theosophie. Das Werk des Komponisten, sagt Richard Wagner, ist in der Tat ein Werk der Magie. Die Musik ist nach dem Philosophen Krause eine unbewußte Nachahmung der ewigen Weltgesetze, reflektiert in der menschlichen Seele. Die Musik ist die Kunst der Innerlichkeit, sagt H. Schilling. „Die Formen der Musik sind die Formen der ewigen Dinge, d. h. der Ideen, meint Schilling; sie ist der Rythmus und die Harmonie des Universums". Sie ist, nach Hegel, gemacht aus der ganzen Substanz des inneren Lebens.*)

*) Wer ein höchst bedeutendes Werk zu studieren Lust hat, den mache ich auf „La Musique et la Magie

Von der geistig-physischen Ursubstanz gehen jedenfalls Schwingungen aus, die das Weltall durchziehen und uns als Ton erscheinen. Wer sich in das Dewachan, die Himmelswelt, aufschwingen kann, hört die Töne, die den Sachen zu Grunde liegen. Man empfindet dort in Tönen und Farben. Daher kann ein Komponist, seinem niederen Ich unbewußt, Ewigkeitswerte in seine Kompositionen gießen, wenn auch für andere oft schwer ist, herauszubringen, was damit vielleicht gemeint sein kann. Man muß berücksichtigen, daß das, was wir „Ideen" nennen könnten, hoch über unsere gewöhnlichen irdischen Vorstellungen geht.

Die primitiven Völker, die dem Jenseits noch näher standen, haben denn auch mehr als wir reflektierenden Menschen der Gegenwart die Musik als Magie, als Zauber empfunden und

---

étude sur les origines populaires de l'art musical, son influence, et sa fonction dans les sociétés par Jules Combarien (Paris, A. Picard 1909) aufmerksam. Der gelehrte Verfasser bringt eine Fülle von Tatsachen zusammen, die (ohne Kenntnis der Theosopie) unsere Ansichten zu stützen geeignet sind. Alle fortgeschrittene Wissenschaft trägt dazu bei, die theosophischen Lehren zu befestigen. Das schöne Buch Combarien's ist eine der besten Stützen. Hoffen wir, daß der Verfasser in einer späteren Auflage unsere Theorien auch noch verwertet!

angewandt. Die Urlaute menschlicher Sprache waren offenbar Töne, welche die Menschen ausstießen, um ihren Empfindungen den entsprechenden Ausdruck zu geben. Da sie aber ganz von Jenseitsvorstellungen erfüllt waren, so wurden sie auch von jenseitigen Schwingungen geleitet. Denken wir uns, daß jeder Stern im großen Weltkonzert einen eigenen Laut, einen Vokal, vertritt, je nach seiner hauptsächlichen geistigen Eigenschaft, so ist es erklärlich, daß Menschen, die den Einfluß der Planeten usw. noch deutlich empfanden, diese Sternentöne in sich aufnahmen und als Ausdrucksmittel ihrer entsprechenden Stimmungen von sich gaben. Auf solche Weise entstand die Tonleiter und die Vokalisation.

Wollte man nun die jenseitigen Schwingungen benutzen, um etwas zu erreichen, so stieß man die Töne und Vokale aus, die man brauchte. Man zog auf diese Weise die Kräfte jenseitiger Mächte herab. Dies ist Magie. Die Magie ist der Ursprung aller Kunst, aller Religion, aller Wissenschaft.

Die Musik ist die älteste, die Mutterkunst, ja man kann sagen, die geistige Urkraft, die allem Höheren bei uns zu Grunde liegt, weshalb man auch Schopenhauer nicht Unrecht geben

kann, wenn er sagt, sie sei die Darstellung des „Dings an sich" d. h. der jenseitigen Welt.

Es ist seltsam, wie Naturtöne oft einen solchen Eindruck machen können, wie z. B. das Plätschern eines kleinen Wasserfalles, oder das Rauschen des Waldes. Wer lange zuhört, der fällt leicht in eine Art Trance, da seine inneren Sinne aufgehen. Selbst ganz primitive Veranstaltungen von Menschenhand können förmlich verzaubern. Ich entsinne mich, daß ich einmal beim Aufgang zur Schmittenhöhe in Österreich, in einem Bache eine von jenen hölzeren kleinen Mühlen habe arbeiten sehen, wo geschnitzte Männchen lustig hämmerten. Mir hat selten etwas einen solchen angenehmen Eindruck gemacht. Es war wie ein plötzliches Zurückkehren in die Kinderzeit, vielleicht Rückerinnerung an eine Existenz in grauer Vorzeit.

Wenn man die alten Quellen der Geschichte und Literatur durchgeht, sieht man deutlich, daß die Musik von allen Völkern als eine Art Zaubermittel aufgefaßt worden ist. Wenn man ferner die Musik der Wilden betrachtet, erkennt man, daß sie noch heute bei ihnen die Rolle der Zauberkunst spielt, mit der sie das Jenseits zwingen wollen, günstig zu sein.

Auch die (später entstandene) Zeichenkunst geht ja auf dieselbe Vorstellung zurück. Man

hat vor kurzem schöne Reliefdarstellungen von Auerochsen in einer Höhle in Frankreich entdeckt, wie ja überhaupt Darstellungen von Jagdtieren häufig gefunden werden. Offenbar wollte der Künstler der Urzeit auf das Gruppen-Ich des betreffenden Jagdtieres magisch (wohl unter Ausstoßen von Zaubersprüchen) einwirken, damit er Glück bei der Jagd habe. Bekanntlich sind unsere ältesten deutschen Sprachdenkmäler uralte Zaubersprüche, die in gehobener Sprache und in bestimmter Betonung hergesagt, einen gewissen Effekt auf dem Astralgebiet machen mußten. Alle religiösen Zeremonien haben ja von den ältesten Zeiten her denselben Zweck.

Auch die Alliteration kann man durch solche Auffassung ebenso gut erklären wie die Assonanz, den Reim und den Refrain, den Vers und die Melodie. Wenn die Konsonanten ursprünglich einen geistig magischen Wert hatten, wie man doch annehmen muß, so ist es einleuchtend, daß der Zauberer diejenigen Konsonanten öfter aussprechen mußte, die, wie die Pfeiler einer Brücke die Bogen (hier die Vokale) tragen sollten. Auf den Alliterationslauten (die ja auch Vokale sein könnten) lag dann der Hochton. Durch Anwendung von Hochton und Tiefton enstand dann eine Art Melodie.

Man nehme ein paar solcher alter hoch-

deutscher Verse und probiere so lange, bis man eine Melodie herausgebracht hat. Dies war der Ursprung unserer Volkspoesie. Es gab offenbar uralte arische Weisen, die, in feierlicher Art vorgetragen, die Macht höherer Kräfte anrufen sollten, und die aller unserer Poesie zu Grunde liegen. Vor den Ariern gab es noch ältere Gesänge, die in den Zaubergesängen der Finnen und anderer Volksstämme erhalten und manchmal auch auf unsere Volkskreise übergegangen sind. In einer abgelegenen Gegend Lothringens, wo noch eine Bevölkerung von schwarzhaarigen Menschen wohnt, die ihren Ursprung in der Urrasse hat, kann man zu gewissen Zeiten des Jahres, an Festtagen, in der Nacht von Jünglingen und Jungfrauen wunderbare Gesänge hören, die in einer unbekannten Sprache gesungen, heimlich sich trotz des Widerstandes der katholischen Geistlichkeit erhalten haben und zum wunderbarsten gehören, was je auf musikalischen Gebiete geschaffen worden ist.

Da die Indianer noch die Gebräuche der wilden Wurzelrasse aufzeigen, ist es gut, daß man versucht hat, ihre Gesänge zu erforschen. Eine Amerikanerin — Fräulein Fletscher — hat sich mehrere Jahre lang bei Indianern aufgehalten und hat ihre Melodien in phonographischen Cylindern aufgefangen und uns zugänglich gemacht.

Sie resumiert ihre Eindrücke folgendermaßen: „Bei den Indianern hüllt die Musik wie eine Atmosphäre jede religiöse, soziale und Stammeszermonie ein und auch jede individuelle Existenz. Es gibt keine Phase des Lebens, die nicht ihren Ausdruck in einem Lied findet. Der Gesang enthält das religiöse Rituell; es drückt die Dankbarkeit des Menschen für das Wachsen des Getreides aus, für den Besitz der eßbaren Haustiere, für die Macht der Luft und der Winde, für die befruchtende Sonne. Von Generation zu Generation werden die Formeln überliefert, welche dem Krieger Mut geben, die diejenigen trösten, die leiden, und die Musik ist wie das Medium, mittelst dessen der Mensch mit den unsichtbaren Geistern in Verbindung tritt, die sein Leben beherrschen. (A Study of Ohama indian music, by Alice C. Fletscher (in „Archaeological and ethnological papers" du Peabody Museum, Harvard Universität Cambridge, März 1893).

Diese Stelle könnte man ruhig auf alle anderen Völker in der Vorzeit anwenden. Alle versuchten z. B. durch Zaubergesänge Regen zu erhalten — wie es heute noch die Indianer tun. Ein amerikanischer Künstler hat einen solchen Regengesang aufgeschrieben. Zuerst beginnen die Trommeln zu wirbeln, dann

ruft als Gesang „der Regenmeister“ die jungen Mädchen, um den Tanz zu eröffnen; dann Schweigen; man schlägt Bretter zusammen, um das Geräusch des Donners nachzuahmen; Gesang der Jungfrauen und Anbetung des Regengottes; Dankgesang, wenn der Regen fällt. Natürlich sind die Melodien onomathopoetisch, d. h. sie ahmen möglichst das Naturereignis nach. Man erkennt daraus, wie ursprünglich die Melodie dadurch entstanden ist, daß man nachahmte. Herabsteigende oder heraufsteigende Töne verändern die Stimmung. Die Krieger malen sich oft das Gesicht vorher schwarz, wahrscheinlich um das Gewitter zu kennzeichnen.

Noch heute gebraucht die katholische Kirche die alten Formeln, um Regen zu erhalten (ad petendam pluviam) oder gutes Wetter (ad petendam serenitatem). Man braucht nur eine Bittprozession in einer gut katholischen Gegend sich anzuhören, um zu sehen, wie die uralten Gebräuche sich erhalten haben. Das beständig wiederholte „Bitt für uns!“ ist das Zauberwort, das die Heiligen, die an Stelle alter Naturkräfte getreten sind, zwingen soll, eine Wohltat zu erzeigen. Auch begreift man, daß die Menschen früher alle möglichen Opfer vorher bringen, um durch Askese den Himmel

zu erweichen, sodaß man Kinder schlachtete oder wenigstens sich das Gesicht selbst ritzte und ähnliches Opfer macht den Himmel gangbar und besänftigt den Zorn der Götter, d. h. wenn die Menschen zu stark gesündigt haben, so daß deshalb ungünstige Naturereignisse als Folgeerscheinung eintreten, müssen die Anderen durch Buße wieder das Gleichgewicht herstellen.

Was jedem auffällt, der einen Gesang hört, sind die Wiederholungen. Auch sie gehen offenbar auf die alten Vorschriften der Magie zurück. Man mußte eine Formel mehrere Male hersagen (ursprünglich singen) und zwar augenscheinlich mit jedesmal etwas veränderter Moduladion. „Du mußt es dreimal sagen! heißt es im Faust! In unseren alten Märchen finden sich ja noch Spuren dieser Geflogenheiten. In der Regel wird eine Mantie dreimal oder viermal gesagt, jedes Mal stärker und emphatischer.

Auch in den Gebeten der katholischen Kirche hat sich davon viel erhalten. Ich fand ein Mal in Tyrol einen alten Grabstein, auf dem standen die Worte: hic stans mente pia ter dicet Ave Maria, „wer hier steht, möge in frommen Sinn drei Ave Maria beten". Auch in der Messe finden, wir im Chorgebet, und bei sonstigen

feierlichen Handlungen häufige Wiederholungen statt. Namentlich die russische Messe ist reich an Wiederholungen des „Herr erbarme dich unser!“

Auch vor Tieren suchte man sich durch Gesang zu schützen. Jeder kennt die Sage von Orpheus. In Ägypten fand man im Grabe des Königs Unas Hieroglyphen, die als Gesang gedeutet werden müssen, um den hohen Herrscher gegen Schlangen (offenbar Astralschlangen) zu schützen. In Italien waren die Messen berühmt, weil sie auf Schlangenzauber sich verstanden. Die Schlangenbeschwörer in Ägypten bezaubern noch heute die Schlangen durch Musik.

Es könnte schon sein, daß jedes Tiergeschlecht, so zu sagen eine eigene Note hat, die sein Wesen bezeichnet, und daß jemand, der diese Töne kennt, die Tiere leicht zähmen kann. Daher die verschiedenen Arten, wie man Tiere durch bestimmte uralte Zurufe bändigt und sich unterwirft. Ich habe solche „Urlaute“ jedenfalls noch in Spanien bei Bärenführern gehört, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Gegen die Schlangen sollen die Worte „Osy, Osya, Osy“ von Nutzen sein, hat man mir gesagt. Mir erzählte eine Frau, daß sie einst eine kleine Schlange leicht angefaßt und

diese Worte gesprochen habe, aber sie sei sofort tot gewesen.

Jeder erinnert sich aus der Bibel des Königs Saul, der durch Gesang und Harfenschlag Davids beruhigt wurde, manchmal aber wieder in Zorn geriet und den Spieß nach ihm warf. Wenn sich die Musik im Geiste des Besessenen mit angenehmen Erinnerungen oder aufreizeneen Gedanken verbindet, dann kann der Fall eintreten, daß das Dämonische die Oberhand gewinnt.

Darauf beruht ja die Macht der kriegerischen Musik, die noch heute eine große Rolle spielt. Man beobachte, wie die Marsallaise in Frankreich oder „die Wacht am Rhein" in Deutschland plötzlich einen Umschlag der Stimmung bewirkt. Als die Spartaner in Kriegsnot waren und sich um Hilfe an die Athener wandten, schickten sie ihnen nur den Dichter Tyrtäus, der sie durch seine Gesänge begeisterte. Jeder kennt ja auch das Gedicht „Bertran de Born", wo die Macht des Gesanges gefeiert wird.

In unseren alten Volksgesängen, Nibelungslied, Gudrun, Edda u. a. wird beständig der Gesang oder die Musik als ein Zauber angesehen. Man denke an die Rolle des Sängers Horand in der Gudrun oder an Volkher, den Spielmann. Von Horand wird berichtet, daß er eine „wîse von trinlê"

angehoben habe, die er „ûf dem wilden vloute“ gehört habe, und die eine zauberhafte Wirkung auf die leblose Natur und auf die Tiere hervorbringt, die auch die Königstochter so bezaubert, daß sie in die Werbung einwilligt. Die Lappen und Finnen waren von jeher berühmt wegen solcher Zaubereien, die z. B. Sturm hervorrufen konnten, wie man aus dem Romane „Afruja“ von Theodor Mügge ersehen kann. In schwedischen Volksliedern klingt es von der Wunderharfe, die der Meergott (der Nöck), spielt, um den Schiffer zu verführen, weiter zu fahren und so ein nasses Grab zu finden. Die Nixen schlagen gern die Harfe, um Menschen zu verführen. Rührend ist auch die Erzählung, daß ein Naturgeist traurig gewesen sei, weil ihm ein Mensch gesagt habe, er habe keine unsterbliche Seele, daß er aber munter auf seiner Harfe gespielt habe, als er erfuhr, er könne doch noch eine Seele bekommen. Merkwürdig ist auch die Sage von der Harfe, die von selbst anfängt zu spielen, um einen Mord zu verkünden.

Im Jahre 1316 hat ein Conzil in Cöln verboten, daß die Melodie „Media vita“ („Mitten wir im Leben sind“) gegen Personen angestimmt werden dürfte. Also hat man doch dieses alte Kirchenlied damals als Zauber benutzt, um anderen zu schaden.

Man kann nicht gut leugnen, daß durch manche diabolische Gesänge, wenn sie eine Zeit lang gedauert haben, solche furchtbare Schwingungen entstehen, daß jeder der keine große Widerstandskraft hat, durch sie wie bezaubert wird, sodaß er nicht mehr recht weiß, was er tut. Darauf beruht ja auch, daß man so oft den Widerstand anders Denkender durch Anstimmen eines Liedes gebrochen hat. Man denke auch an den Zauber, der z. B. für die Schweizersoldaten, die im französischen Heere dienten, im „Kuhreigen" lag! Daher war das Singen des Kuhreigens streng verboten. Die alten Chorgesänge in Schottland hatten und haben noch eine magische Kraft. Sie werden heute noch von den Pfeifern auf ihren Dudelsäcken beim Heere vorgetragen und erwecken bei den Schotten die Tiefen der Seele. Manche Stellen bei Wagner, wie z. B. die Erweckung der Wala im „Ring" oder die der Brunhilde wirken direkt magisch. Ähnlich ist es im „Faust" von Gounod, an der Stelle, wo Mephistopheles die Geister der Luft bittet, die Natur mit Zauber zu erfüllen, um die beiden Liebenden, Faust und Gretchen, mit Wollust zu umstricken. Man sieht und erkennt an solchen Stellen mit einem unwillkürlichen Schauder, daß wirklich gewisse Töne eine zauberische Macht besitzen.

Natürlich gehört dazu dann auch ein entsprechender Vortrag.

Es wird von den indischen Dugpas berichtet, daß wenn sie ihre entsetzlichen Gesänge zu Ehren ihrer finsteren Göttin Kali singen, es einen grauhaften Eindruck macht. Das Böse entsteht durch Disharmonie, und umgekehrt führt Disharmonie zum Bösen. Deshalb hat man auch von jeher der Musik eine große erzieherische Kraft zugeschrieben. Bei den Griechen, besonders den Pythagoräern, spielte die Musik bei der Ausbildung der Knaben eine große Rolle, wie man weiß. Die katholische Kirche hat im Mittelalter besonders auch dadurch einen günstigen Einfluß ausgeübt, daß sie fleißig Kirchengesänge singen ließ. Die 7 Töne der Psalmen üben einen sehr harmonischen, beruhigenden und veredelnden Einfluß aus, und man sollte sie bei der Jugend einführen. Heute kann man sie leider nur in Klöstern hören, die — wie die Benedektiner von Beuron — den gregoranischen Gesang besonders zu Ehren Gottes pflegen. Zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört, daß ich ihm Kloster S e c k a u in Steiermark die Jünglinge spät abends im Dunkeln habe jeden Tag (am Schluße des gemeinsamen Gesanges) allein auf den Knien das „Salve Regina“ singen hören.

Man sollte jedenfalls ein großes Werk herausgeben, eine Sammlung aller primitiven Gesänge und Musikstücke, um zu sehen, wie die Urmelodien gewesen sein müssen und wie sie sich verändert haben im Laufe der Zeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere modernen Melodien auf uralten basieren, und daß sehr vieles, das uns national und eigentümlich völkisch vertieft erscheint, vielmehr altes Erbgut ist, das man vor Zeiten anderen Völkern entlehnt hat.

Ich habe einmal Gesänge von Schwarzen aus dem innersten Afrika gehört, die gerade so klangen wie die Gesänge katholischer Priester. Nimmt man an, daß von Atlantis eine Kultur nach Afrika gedrungen ist, so ist die Brücke nicht unschwer zu finden, wenn man annimmt, daß die kirchlichen Gesänge ebenfalls einen orientalischen Ursprung (sei es von den Chaldäern sei es von anderen Völkern) haben, daß also der Ursprung beider eigentlich gemeinschaftlich ist.

Als Beispiele, wie Melodien wandern, will ich nur darauf hinweisen, daß das bekannteste und verbreitetste Nationallied „Heil, dir im Siegerkranz“ nach neueren Forschungen schon am Hofe von Byzanz im Mittelalter gesungen wurde. Die holländische Hymne „Wilhelmus von Nassouwe“ stammt aus Frankreich, dagegen

ist aus dem französischen Kriegsgesange „La Parisienne", der im 19. Jahrhundert viel gesungen wurde, ein herrischer Marsch, der durch kriegsgefangene Hinen in Amerika (zur Zeit des Befreiungskriegs) verbreitet und von Lafayette nach Frankreich gebracht wurde; die spanische Königshymne geht auf Friedrich den Großen zurück; der Marsch des alten Dessauer „So leben wir" entstand in Italien, und noch heute hört man jeden Tag in München bei der Wachtparade einen alten Janitscharenmarsch, den man aus dem türkischen Kriege mitgebracht hatte.

Es wird schließlich bei Sichtung des ganzen Materials eintreten, daß wir erkennen, wie sich das Menschengeschlecht aus bescheidenen Anfängen zur jetzigen Höhe entwickelt hat. Wir sprechen jetzt noch von „Vorgeschichte" und „Urgeschichte", aber die Zeit wird kommen, wo man in der ältesten Geschichte so klar sehen wird wie in der späteren.

Dann aber wird man auch erkennen, daß im letzten Grunde es keine eigentliche Geschichte geben kann, vielmehr daß, was wir so nennen, weiter nichts ist als die äußere Form, das Geheimnis, die Entwicklung eines unendlichen Gedankens. So wie Gott denkt, entsteht etwas auf der physischen Ebene, die Geschichte, die Kunst sind Gedanken der Gottheit.

Wer sich von der Welt loslöst (wie Tristan singt), der kommt in andere Gefilde. Er sieht dann auch mit anderen Augen. Die Kunst hat das Befreiende, daß sie von der Geschichte loslöst. Sie, ist könnte man sagen, transzendentale Geschichte. Sie ist der Niederschlag alles Geschehens. Der Liebeszauber, den das Hindumädchen mit ihrem Liedchen aushaucht, wäre nicht möglich ohne die großen Taten ihrer Ahnen.

Die Geschichte ist in gewissem Sinne gesagt, männlich, die Kunst weiblich. Die Musik aber ist dann die weiblichste, weil innerlichste Kunst. Sie ist eine Offenbarung der Gottheit. Wenn Gott zu uns spricht, so tut er es durch den Ton und das Licht. Ist die Natur eine Lichterscheinung der Gottheit, so ist die Musik eine Vertonung der Welterscheinung.

Natur und Kunst sind die beiden großen Vehikel des heiligen Geistes. Die Natur führt herab zum Menschen, die Kunst erhebt ihn über die Natur. Von Naturnachahmung ausgehend, machte sie einen langen Weg unter beständiger Beeinflussung von oben, bis sie jetzt auf dem Gipfel angelangt ist. Wir erkennen jetzt durch sie das Wahre, Gute und Schöne, und wir müssen trachten, die innere Erkenntnis umzuwandeln in Taten.

„Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehen!“ Die höchste Tat, die ein Mensch tun kann, ist die, es Gott möglichst gleich zu tun. Das aber kann er nur durch Liebe. Und so führt uns die Musik zurück zum Anfang und beweist so den Satz, den wir aufgestellt haben, als richtig, daß sie Magie ist. Wer sich ihrer Führung überläßt, der wird ein Magier und der Magier beherrscht die Welt.

Heidentum und Christentum.

Die Theologen pflegen stets den Unterschied zwischen Christentum und Heidentum besonders zu betonen und zu markieren. Sie sprechen mit einer wahren Verachtung vom Heidentum, und glauben, unsere heutigen Anschauungen seien, weil „christlich", den heidnischen in allem überlegen. Die Heiden hätten nicht richtig beten können, sie wären nicht von der Gnade erleuchtet gewesen, sie hätten sich im Pfuhle aller Laster gewälzt, und was dergleichen schöner Beschuldigungen mehr sind.

Wir wollen im folgenden diese Frage einmal kurz behandeln, um durch eine Auseinandersetzung zwischen beiden Weltanschauungen zur Klarheit zu gelangen, ob die Theologen recht haben mit ihrer Mißachtung, oder ob wir einer toleranteren Anschauung huldigen sollen.

Die Theosophie hat die Kluft zwischen

Heidentum und Christentum überbrückt. Wir glauben, daß das sogenannte Heidentum ebenfalls von höherem Lichte erleuchtet war, daß die Einwirkung von oben, die die Theologen mit dem Worte „Gnade“ bezeichnen, ebensogut stattfand wie heute.

Man kann nicht so streng und genau, wie es die Theologen zu tun pflegen, unterscheiden zwischen „Natur“ und „Übernatur“ oder „Gnade“. Denn da eine Entwicklung stattfindet, so kann dieselbe Erscheinung einmal Natur sein, das andere Mal Gnade. So kann man z. B. das weibliche Schamgefühl, das sich allmählich bei primitiven Völkern entwickelt, als „Gnade“ betrachten, heute ist es aber schon bei uns angeboren, also „natürlich“. So kann man bei einzelnen heidnischen Erscheinungen oft schwer sagen, ob es das eine oder das andere ist.

Man muß auch unterscheiden zwischen „esoterisch“ und „exoterisch“. Wenn man die exoterische Gestaltung der heidnischen Religionen betrachtet, kommt man natürlich zu einem anderen Resultate, als wenn man die esoterische ansieht, wie sie durch die Mysterien dargestellt wird. Betrachtet man das religiöse Leben etwa, wie es in Flaubert's „Tentation de Saint Antoine“ gemalt ist, und vergleicht man damit das Leben der Epopten, wie es etwa

Schuré in seinen Grands Initiés zeichnet, dann bemerkt man die gleiche Verschiedenheit wie heute etwa zwischen der mystischen Versenkung eines Mönchs und dem pharisäischen Sonntagschristentum, wie es Richard Wagner in seiner ersten Schrift so beißend verspottet hat.

In jedem Lande, in jeder Zeit war eine andere Entwickelung. Überall aber kann man annehmen, daß hervorragende Menschen auch mehr als andere höheren Einflüssen ausgesetzt waren und von jenseitigen Kräften dazu benutzt wurden, um den Fortschritt herbeizuführen.

Ich verweise z. B. auf Buddha. Theologen haben mir gesagt, Buddha könne nur „natürliche" Eigenschaften gehabt haben. Der kürzlich verstorbene Benediktinergeneral Hemptinne, der für einen der fähigsten Köpfe in der Kirche galt, sagte mir einmal vor Jahren, die Heiden hätten vielleicht große Anstrengungen gemacht, aber trotz aller ihrer Mühen und Plagen hätten sie nicht erreicht, was jeder einfache Christ mit Leichtigkeit, ohne große Mühe und mit größerem Verdienste erlangen kann. Und der berühmte Schell, Professor der Apologetik in Würzburg, meinte einmal zu mir, als ich sagte, daß die Brahmanen, wenn sie bei einer Hungersnot sich weigerten, ihre Haustiere zu essen, und lieber verhungerten, als durch Schlachten die

Götter zu beleidigen, vielleicht einen großen Verdienst hätten, dies sei „Gotteslästerung".

Mir scheint aber, die modernen Theologen lästern Gott viel eher durch ihre törichten und lieblosen Behauptungen. Wenn zu irgend einer Zeit Eingeweihte bestimmte Vorschriften (wie das Verbot Tiere zu schlachten) gegeben haben, so ist es sittliche Pflicht für den betreffenden Religionsgenossen, sich darnach zu richten, so lange er daran glaubt. Dann macht es aber keinen Unterschied, ob solche Vorschriften für Katholiken oder Heiden gelten.

Natürlich behaupten unsere Theologen, die Heiden seien bloß durch natürliche Betrachtung der Umwelt zu ihren religiösen Forderungen gekommen. Allein auch hier gilt der Spruch: Bei den Blinden ist der Einäugige König. Wenn ein Volk auf einem tiefen Standpunkte steht, so kann auch „Gott" ihm nicht auf ein Mal einen höheren geben. Das beweisen gerade die Juden, auf die sich die Theologen so gern als auf das auserwählte Volk berufen. Ihr Gottesbewußtsein war meist so tief, daß Eduard von Hartmann nicht ganz mit Unrecht von einen „Pansatanismus" sprechen kann. Jeder hat den Gott, den er verdient.

Wenn man die erhabene Gestalt des Buddha betrachtet, kann einem nur der Gedanke kommen,

er habe die Entsagung, die große Aufopferung mit Hilfe höherer, d. h. besserer Mächte erreicht, nicht mit Hilfe von Dämonen, wie katholische Theologen behaupten. Mir sagte einmal ein Benediktinermönch mit Tränen in den Augen: „Die armen Leute, die der Teufel so gründlich anführt, und die dann ihrem Verderben entgegengehen!“

So lange Theologen, die sich christlich nennen, solche bornierten Anschauungen haben, ist Gott ihnen fern. Denn Gott ist ein Gott der Liebe und des Geistes. Solche können natürlich gleich Drillunteroffizieren ihre „Autorität“ verkünden, aber es ist ihre eigene resp. die der Kirche, nicht die Gottes. Gotteslästerung ist es, die Kirche oder gar den Klerus mit Gott zu verwechseln — obgleich die Verwechslung oft genug von irgend einer Sekte gemacht wird. Das Christentum ist meist noch intoleranter als das verachtete Heidentum. Es kann nur dann bei Völkern mit alter Kultur, wie Chinesen, Japanern, Indern, etwas erreichen, wenn es die Wahrheit, die in ihren Religionen verborgen ist, offen anerkennt und annimmt.

Ich habe einmal den Brief eines katholischen Missionars aus Japan gelesen. Derselbe predigte öffentlich. Da trat ein Bonze auf ihn zu und lud ihn ein, mit ihm zu Hause über

methaphysische Dinge zu diskutieren. Der katholische Geistliche dachte sich: mit dem dummen Bonzen will ich leicht fertig werden.“ Wie erstaunte er aber unangenehm, als ihn dieser vollständig an die Wand presste, daß er nicht mehr weiter konnte! Er mußte zugeben, daß ihm der verachtete Bonze in metaphysicis überlegen war, und mußte ihm in allem rechtgeben. Er hat seine Schwäche in einem französisch geschriebenen Berichte an einen Amtsbruder in Belgien selbst offen bekannt — ich wünsche ihm und seinesgleichen recht viele Nachfolger.

Was ist nun aber der eigentliche Unterschied zwischen beiden großen Richtungen?

Es gibt keine „christliche“ Wahrheit, keine katholische, keine protestantische — sondern nur eine einzige Wahrheit, die allen zugänglich ist, in dem Maß, als sie reif für sie sind. Für Wahrheit aber entschleiert sich jedem etwas anders. Das subjektive Moment ist stets das einzig entscheidende. Was einem in der Schule eingebläut wird, hat nur insoweit Wert, als man es moralisch verdaut und in sein Inneres aufnimmt. Daher ist auch der Durchschnittschrist dem „Heiden“ meist gar nicht überlegen, weil er wohl den Kopf voll hat von allen möglichen Dogmen, aber nicht darnach

lebt, oft sogar sich an das minder Gute hält, was er in der Kirche bei einem fanatisierten Klerus sieht.

Will man einen moralischen Unterschied machen, so muß man sagen: ein Heide ist ein Mensch, der oberflächlich denkt, der nicht mit dem göttlichen Urprinzipe in direkter Verbindung steht. Wenn man aber einen Durchschnittschristen vor sich hat, für den „Gott" nur ein Wort ist oder eine Art Gespenst oder Popanz, der einem hilft, wenn man gewisse Worte gebraucht, so ist er eher ein Heide zu nennen.

Es ist ganz falsch anzunehmen, es mache einen so großen Unterschied, ob man an einen Gott oder an mehrere glaube. Der Polytheist kommt mit seinem Systeme vielleicht viel weiter, weil er seine Götter leichter begreifen kann und sich daher mit mehr Vertrauen ihnen nähert. Entweder jemand betet ohne Gefühle, dann kann sein Gefühl dort noch erwachen und immer eher etwas stärker werden, wenn er z. B. an eine Lokalgottheit sich wendet als an den außerweltlichen Gott der Christen — oder er ist in großer Angst und Sorge: dann macht es doch gewiß nicht den geringsten Unterschied, ob er zum Jehova oder Zeus oder zu Pallas Athene fleht: die Erhörung hängt doch offenbar

nur von der Reinheit der Gesinnung und der Stärke des sittlichen Willens ab.

Das hat die katholische Kirche auch ganz gut eingesehen. Deshalb hat sie an die Stelle der Götter und Heroen die Engel und Heiligen gesetzt. Was für einen Unterschied soll es denn machen, ob einer den Erzengel Michael anruft oder seinen Vorgänger in Deutschland, den alten Gott? Was für ein Unterschied ist zwischen einem Christen, der einen Spezialheiligen um Regen bittet oder einen andern um Schutz gegen Feuer angeht — und einem sogenannten Heiden, der dasselbe tut, nur im Hinblick auf einen „Deva", d. h. eine niedere Naturgewalt? Wie weit eine solche einwirken kann, wissen wir nicht. Aber die Erfahrung zeigt, daß schon manches Unglück auf diese Weise verhindert worden ist. Wie wäre sonst die Dankbarkeit der alten Völker zu erklären, die doch beständig ihre Schutzgottheiten hatten, oder warum sollten die Japaner ihre Ahnen verehren, wenn sie nicht Grund hätten anzunehmen, daß sie ihnen nützlich sein könnten?

In Indien opfern die Bauern einem Lokaldämon von Zeit zu Zeit eine Ziege, weil sie wissen, daß sonst auf einmal Feuer entstehen könnte, ohne daß sie sich dagegen schützen können. Das ist gewiß kein idealer Standpunkt.

— Aber wenn ein Katholik irgend einer Madonna etwas gelobt, steht er wirklich viel höher? Nicht als ob ich behaupten wollte, die katholische Religion lehre solche Unterschiede; aber tatsächlich stehen die Einwohner mancher Gegenden so tief, daß sie wahrhaft heidnische Vorstellungen zu haben pflegen.

Die Katholiken, die am liebsten die ganze Welt mit Gewalt in ihren Schafstall bringen möchten, pflegen gerne, wenn man ihnen von solchen Dingen spricht, den alten Vers spöttisch zu zitieren:

Der Kaffer und der Hottentott,
Sie glaubten all an einen Gott.

Allein der Hohn ist ganz überflüssig. Für den Kaffer ist sein Gott, den er begrüßt, immer noch besser als der andere Gott, den er nicht versteht, und wenn man ihm Dogmen vorführt, die über seine Vernunft gehen — wie das von der Dreieinigkeit — oder Moralprinzipien, die ihm noch zu hoch sind, wie daß er seine Feinde lieben soll, dann ist es besser, man läßt ihn in Ruhe oder gibt ihm nur die nächst höhere Stufe, z. B. den Mohamedanismus. Vielleicht ist dieser den Negern nicht allein zugänglicher, sondern auch zuträglicher. Jeder Pädagoge weiß doch, daß man keine Stufe überspringen darf, sondern einem kleinen Kinde

auch kindliche Nahrung geben muß. Was für den einen gut sein kann, mag dem andern schädlich werden.

Mir sagte einmal ein katholischer Missionar, der aus dem Sudan kam, den ich fragte, wie er es fertig brachte, die Neger zu Christen zu machen: „Man muß sie erst zu Menschen machen.“ Er hat ganz recht. In der Tat gehen auch die modernen Missionare mit Glück diesen Weg, indem sie erst als Ärzte und Berater sich unentbehrlich zu machen und das Vertrauen zu gewinnen suchen.

Man sieht die moralische Differenz selbst unter den Kulturmenschen heute deutlich an dem Massenabfall vom Christentum. Früher hielt man die Menschen mit Zwang, und wer nicht glauben wollte, wurde verbrannt. Heute kann man zum großen Leidwesen der Theologen diesen äußeren Zwang nicht mehr aufrecht erhalten. Die Menschen zeigen sich infolge davon in ihrer wahren Gestalt. Vielen würde es besser stehen, wenn sie wieder den alten Bachus anbeten würden oder Frau Venus. Das Christentum ist bei ihnen nur Maske.

Mich hat einmal ein Mönch auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der bestände zwischen dem Befolgen eines Lasters und der Anbetung der betreffenden Gottheit (Dämons).

Aber moralisch scheint mir kaum ein Unterschied zu sein. Wenn die Cocotten wieder, wie früher, der Venus vulgivaga ein Taubenpaar opferten, wären sie gewiß konsequent. Tatsächlich stärkt jedenfalls jeder, der sich einem Laster ergibt, dadurch einen Dämon. Darauf beruht ja die Besessenheit. Nicht umsonst hat Christus gegen Dämonen gekämpft. Sie existieren aber heute noch genau so wie damals.

Die christliche Lehre beschränkt sich in Wahrheit auf drei Dogmen: 1. Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, hat den Opfertod für das Heil der Menschheit erduldet. 2. Er hat dadurch ein bestimmtes Maß von Gnaden, d. h. Möglichkeiten der Besserung für jeden Menschen geschaffen. 3. Man muß sich an den Gottmenschen eng anlehnen, um Fortschritte zu machen.

Alles andere hat mit der Person des Erlösers nichts zu tun. Davon zu unterscheiden ist natürlich das historische Christentum, wie es sich im Laufe der Zeiten herausgebildet hat. Dies geht wesentlich zurück teils auf die alte Mysterienweisheit, teils auf einen Synkretismus damaliger Religionssysteme, vor allem des Judentums und Griechentums. Es ist also nicht der mindeste Grund vorhanden, weshalb man

irgend etwas von den Anschauungen der heidnischen Völker, die wir kennen gelernt haben, nachdem sich das historische Christentum schon längst gebildet hatte, zurückweisen sollte, also vor allem der Inder. Die Zukunft wird im Gegenteil einen neuen Synkretismus, diesmal aller Religionen bringen — das ist eben die neuere Theosophie.

In unseren gereiften Anschauungen ist Heidentum und Christentum vereinigt, das letztere ist die Blüte und Krone, der Stein, die Sonne, das Zepter, Schlüssel und Thron. Im Heidentum war eine Vorbereitung auf dies. Daher haben die alten Völker immer die Sonne verehrt. In ihr sah man Ahuramajda, den Herrn, den Sonnengott Christus-Balder-Osiris.

Man darf getrost annehmen, daß die vorgeschrittenen Heiden sozusagen Christen waren: sie warteten auf den Heiland, sie verehrten seine göttliche Macht in der Sonne, sie weihten sich Gott unter verschiedenen Namen. Sie nahmen auch eine Zentralgottheit, ein Urprinzip an, wenn sie daneben auch noch Götter erkannten. Auch ihr geistiger Fortschritt wird wohl (bei den bedeutendsten wenigstens, wie Sokrates und Pythagoras) durch die Erkenntnis des Opfertodes Christi erfolgt sein. Denn nichts hindert uns anzunehmen, daß sie z. B. im Momente des

Todes oder nach dem Hingange die volle Erkenntnis erhielten.

Wenn die Kirche lehrt, Christus sei nach seinem Tode „in die Hölle“ d. h. in den Hades gegangen, um die harrenden Seelen zu erlösen, so ist damit gemeint, daß diejenigen, welche auf diesen großen geistigen Anstoß schon vorbereitet waren, durch seine Nähe aus dem „Fegefeuer“ erlöst wurden. Aber wir dürfen auch ruhig annehmen, daß viele der edelsten Heiden schon längst zu höheren Regionen (Himmel, Devachan) emporgestiegen waren. Dies war ja auch z. B. die Ansicht des großen Dante.

Wenn man aber einen Namen nennen will, der als ein Vorbild des echten Synkretismus genannt werden darf, so ist es der des Kaisers Julianus Apostata, der natürlich von den „christlichen“ Theologen in den Staub gezogen worden ist, weil sie seine Weitherzigkeit nicht anerkennen wollten. Er wollte nur keine engherzige Pfaffenherrschaft. Er wollte das Große retten und erhalten, was in der alten Mysterienweisheit verborgen war.

Jede neue Ausgrabung in Ägypten zeigt uns, wie hoch das Priestertum dort stand. Die heutigen Theologen können sich damit gar nicht messen. Sie verstehen ja nicht mehr die einfachsten Sätze des Okkultismus, sie verstehen

ihre eigenen Zeremonien nicht mehr oder sie vergeuden die kostbare Zeit mit unnützen Streitigkeiten über die Bibel, „das Wort Gottes", statt das Wort in sich selbst zu suchen.

Wer den Geist Christi richtig begriffen hat, der hat das Wort. Denn es geht von ihm aus. Es kann bei den „Heiden" ebenso gut sein wie bei den Christen. War der große Buddha nicht des Wortes mächtig? Wer okkultistisch geschult ist, der erkennt, daß seinen Reden das Gesetz des Weltenrythmus zugrunde liegt. Nur ein Eingeweihter versteht so zu sprechen. Die Einweihung ist aber das Zeichen des wahren Christen. Die Liebe d. h. die Menschheitsliebe ist die Basis. Liebe hat es schon vor Christus gegeben, aber er hat sie durch seinen Opfertod allgemein gemacht. Als sein heiliges Blut am Stamme des Kreuzes herunterfloß, entstand eine Veränderung in der Weltatmosphäre: sie wurde rein. So soll jeder rein werden. „Reinheit ist das höchste Gut", sagten schon die alten Perser: Yatha ohu vairgo.

Freilich kann eine Überspannung des Logos-Gedankens leicht eine Abkehr von der Welt herbeiführen. Das ist früher beim Christentum geschehen. Wenn man die Aussprüche Christi wörtlich nimmt, kommt man allerdings zum

Schopenhauerischen Pessimismus d. h. zur Verneinung des Willens zum Leben.

Man könnte sagen: die Antike hat den niederen Aspekt der Weiblichkeit, nämlich das Leben (die Form) ausgebildet, das Christentum den höheren, die Liebe. Aber die beiden Aspekte der Männlichkeit: Kraft und Weisheit waren vor dem Erscheinen des Messias schon gut vorhanden. Wenn man also zuerst das Christi pessimistisch, d. h. lebensfeindlich auffaßte und so zu einem Unalismus kam, fand durch die Renaissance eine Rückkehr zu antiken Anschauungen und damit zum weltfreudigen Optimismus statt, auf dem unsere ganze moderne Zeit beruht. Wir sind zu Monisten geworden, d. h. wir vereinigen die Weltgedanken (Pantheismus) mit den Gottesgedanken (Theismus), die Politik mit der Mystik. Das führt zu Theosophie. Auch in ihr könnte man wieder eine mehr heidnische Richtung (Besant) und eine mehr christliche (Steiner) unterscheiden.

Wenn man dem Christen einen weiblichen Charakter nachsagt, so ist das ganz richtig. Man könnte eher sagen: das Christentum ist eine Persönlichkeitsreligion. Die Antike kannte mehr die Betonung des männlichen Wesens, das kalt-Objektive, Philosophie, Kunst und Politik. Die Wärme des Herzens ist erst durch das Christen-

tum aufgekommen. Die Antike studierte das Gesetz, wir die Gnade. Beides durchdringt sich, wie wir bereits gesehen haben. Buddha sprach immer nur vom großen Gesetz, Christus hob es scheinbar auf und ersetzte es durch das freie Liebeswalten. Denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Man kann dieselbe Sache so ausdrücken, daß man sagt: alles wird von ewigen Gesetzen geregelt und die ewige Liebe herrscht durch sich selbst. Deshalb haben die Christen auch anfangs so wenig auf Philosopsie und Wissenschaft gehalten. Man denke an Franziskus von Assisi, der seinen Mönchen die Bücher aus der Hand nahm und dabei sagte: das einzige Buch, das ihr kennen dürft, ist das Leiden Christi.

Gegen diese einseitige, mystische Auffassung wandte sich die Renaissance. Wenn wir heute die Klassiker, Cicero, Horaz, Homer auf dem Gymnasium lesen, sind wir Heiden. Herwegh hat ganz recht, wenn er von den Heiden singt: „Sie spinnen doch die Seide für manches Christenkind". Unsere ganze Kultur besteht aus einer Verbindung von Heidentum und Christentum, und die der nächsten Zukunft wird noch die letzten Reste des Heidentums, die noch nicht von uns aufgenommen worden sind, unserem Blute hinzuführen. Wir werden auf der einen Seite heid-

nischer, auf der andern noch christlicher werden.

Betrachten wir unsere Gegenwart daraufhin, so bemerken wir, wie diese beiden Strömungen neben einander herlaufen. Wir sehen z. B. heute ein auffallendes Betonen des niederen weiblichen Aspektes, daneben aber auch ein Wiederanschwellen der Mystik. Die metaphysische Anspruchslosigkeit, von der Schopenhauer spöttisch gesprochen hat, ist im Verschwinden begriffen, auf der anderen Seite wächst noch die materialistische Hochflut. Es sind große geistige Spannungen in der Atmosphäre; das muß zu Explosionen führen. Die Oberflächlichkeit wird durch den Kinematographen künstlich gezüchtet; aber die alten Philosophen, die man eben glaubte vergessen zu dürfen, Hegel, Schlegel und andere werden wieder in neuen Auflagen herausgegeben, die mystischen Schriften des Mittelalters finden wieder Leser.

Solche Zeiten sind einem zusammenfassenden Synkretismus günstig: Daher versuchen auch einzelne geistige Führer Anhänger zu gewinnen, um den Versuch einer neuen Religion zu wagen. Es liegt in der Luft. Man wartet nur noch auf einen großen Weisheitslehrer, dessen Ankunft schon längst prophezeit ist und für den von

Krishnamurti gestiftete Orden des „Sterns von Osten“ Stimmung macht.

Die Weisen aus dem Morgenlande warteten einst auf das Erscheinen des Sterns. Es waren Heiden, Zarathustrier. Der Stern ging vor ihnen her und zeigte ihnen den Weg. Da erkannten sie den Herrn der Welt.

Wir stehen heute ungefähr wieder an derselben historischen Stelle. Alles sehnt sich nach etwas Besserem. Ein Zusammenbruch unserer vielfach auf Lüge aufgebauten Weltordnung steht bevor. Auf ihren Trümmern wird sich noch einmal das Kreuz erheben.

Es ist nicht wahr, daß die Lehre Christi unzeitgemäß bleiben mußte; sie ist es blos für die Genießer, die Unterdrücker, die Pharisäer, die Habsüchtigen, kurz für alle, die ich früher „moralische Heiden“ genannt habe. Für sie ist es nicht die frohe Botschaft, sondern für die, die reines Herzens sind, die hungern und dursten nach der Gerechtigkeit.

Das Christentum ist mit nichten tot, aber unser Sinn ist tot, daß er nicht erkennt, was es heute von uns verlangt. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Der Christus, der am Kreuze für uns starb, lebt auch heute noch; er liegt allen und jedem zu Grunde. Gott ist überall. Das wußten schon

die in die Mysterien eingeweihten Heiden. Wir aber wissen: „Wo Gott Vater ist, ist auch der Sohn und der Geist. Er lebt auf dem Grunde unserer Seele. Das ist wahres lebendiges Christentum, daß wir den Gottessohn in uns wohnen lassen wollen, daß er in uns auch wieder „Menschensohn“ wird.

Und so komme ich dahin, zu sagen: „Der innere Christus ist unser Retter und Erlöser“. Sorge jeder, daß er ihn findet, warte er und vertraue er! „Bereit sein ist alles.“

Das Neuheidentum d. h. der Materialismus nimmt überhand. Das Altheidentum aber, das gute Heidentum wird noch zu sehr verachtet und in den Winkel gestellt. Die Theologen sträuben sich gegen die Erkenntnis, daß sie dort etwas lernen könnten. Lieber kauen sie ihre dürftige Weisheit bis zum Überdruß weiter; die Theosophie wird von der Presse ignoriert und von den offiziellen Kreisen womöglich in Acht und Bann getan. Angesehene Verlagsanstalten bekreuzigen sich, wenn ihnen Offerten theosophischen Inhaltes gemacht werden.

Wo aber ein Höhenflug stattfindet, wo ein Aufstieg ist, da ist auch Christengeist, gleichzeitig in welcher Form sich die Tatsache vollzieht. Der Christengeist kann bei den Heiden in Tibet sein; es ist nicht minder derselbe Christus. Das

Neuheidentum, der Pharisäismus kann in irgend einer „christlichen“ Gemeinschaft vorkommen. Es ist allemal ein dämonischer Geist. Beide bekämpfen sich.

Wo der Christengeist auftritt, zittern die Dämonen. Man braucht aber nicht bis nach Tibet zu gehen, um sie zu sehen. Unsere Nervosität ist ein sprechender Beleg ihres Einflusses, die Hysterie ist ohne sie nicht denkbar, solche furchtbaren Verbrechen, wie die des Lehrers Wagner in Degerloch, sind von ihnen beeinflußt. Heidentum im moralischen Sinne ist Dämonenherrschaft, Christentum Geistes- und Liebesherrschaft. Durch Dämonen Vielheit, durch Christus Einheit; „ut omnes unum sint, auf daß alle eins werden, wie ich in Dir und Du in mir.“

Man fand vor einigen Jahren in einer Höhle in der Rheinpfalz eine Spange mit Runenzeichen die man glaubte entziffern zu können als: „unfanthai iddan kiano“, Helden schreiten kühn voran.

Das war ein Symbol der Kraft unserer heidnischen Voreltern. Auch heute noch brauchen wir Kraft, aber geistige. Nicht Schwäche bringt der Geist Christus, vielmehr die Christuskraft. Kraft, Reinheit, Liebe: das sind drei schöne Worte für unsere Bestrebungen. Die Kraft der Germanen, die Weisheit der Inder,

die Schönheit der Griechen, die Reinheit der Perser, alles, was arische Vorfahren erzeugt haben, steht uns zur Verfügung. Alles trägt dazu bei, unseren Charakter zu verändern.

Wer sagt, er sei ein Deutscher und müßte infolgedessen die deutschen Charaktereigenschaften loben und unbedingt mitmachen, der zeigt, daß er nur im Banne des Natürlichen steht und den Christusgeist noch lange nicht begriffen hat. Wenn dieser sagt, man solle die Welt nicht lieb haben, so soll das heißen, man dürfe die angeborenen schlechten Eigenschaften nicht großziehen, weder bei sich, noch bei den Seinigen; man ist vielmehr in bestimmte Verhältnisse hineingeboren, um sie zu überwinden. Man muß den Mann, das Weib, das Land, das Volk, alles geistig überwinden und vor allem sich selbst — um etwas Besseres an die Stelle zu setzen.

Davon wußte die Antike noch nichts. Wir aber verstehen den wahren Fortschritt so, daß wir den Christusgeist in uns aufnehmen, der erhaben ist über alles Nationale, Geschlechtliche, Weltliche. Die Seele ist nicht Mann noch Weib, nicht deutsch nicht französisch: in ihr sitzt das Brahm in seiner Unendlichkeit. Wer das erkannt hat, der wird frei — sagen die Upanishaden.

Wir sollen dem Geiste nach Heiden sein, dem Herzen nach Christen. Wir wollen unsere Vernunft ganz unabhängig, ganz objektiv walten lassen — dann kommen wir zur Sachlichkeit. Wir werden das, was Schopenhauer „klares Weltauge" nennt. Aber wir sollen auch unser Herz ausbilden durch den sittlichen Willen — so werden wir Persönlichkeiten. Das Ich muß ausgebildet werden, das bei den „guten" Christen manchmal eine etwas unbescheidene Rolle spielt. Wer sich immer neu opfert für andere, verliert schließlich sein Ich. Durch Schwäche geht mancher unter, der die Tugend der Demut zuweit übertreibt, daß alle Kraft vernichtet, alle Entschlossenheit aufgehoben wird.

Die Wesenskultur muß — wie Johannes Müller sagt — siegen über die Verstandeskultur. Das Überbewußte muß seinen Einzug halten. Aus Weltentiefen und Sonnenhöhen, durch furchtbare Leiden und selige Freuden soll die Seele geläutert werden, daß sie getauft werden kann mit dem heiligen Geiste, daß sie die Initiation empfängt und eingeht in das Reich der Himmel, wo Heidentum und Christentum verschmelzen und Seligkeit herrscht in der Wonne Nirvanas.

Sehnsucht.

Die Sehnsucht ist das Anzeichen, daß wir mit unserem gegenwärtigen Zustande unzufrieden sind und etwas Besseres zu haben wünschen. Das Wort Sehnsucht zeigt an, daß das Begehren eine Art Leidenschaft geworden ist. Jeder sehnt sich nach etwas anderem: wer einsam ist, sehnt sich nach einer liebenden Seele, wer zu viel Leben um sich hat, ersehnt sich die Ruhe. Alle aber ersehnen den inneren Frieden, wie es Goethe in seinem berühmten Nachtliede so schön ausdrückt.

Die Sehnsucht dient als ein wirkendes Mittel ersten Ranges, um „die Welt" zu überwinden. Der erste Grund liegt dazu in den inneren Körpern, die man bei der Geburt mitbringt, das Leben gibt dann (oft durch „Zufall" d. h. Karma) Gelegenheit, den Funken zu vergrößern. Jeder hat naturgemäß nach dem

Verlangen, was ihm fehlt. Man kann also an der Art der Sehnsucht den Grad der geistigen Entwicklung erkennen. Oft hat jemand in diesem Leben nach etwas Sehnsucht (z. B. nach einem Weibe), das er früher (z. B. als Mönch) schon glaubte überwunden zu haben. An ihm ist es nun, sich zu entscheiden, ob er den Weg „der Natur" oder „der Gnade" gehen soll. Wer in Verhältnisse kommt, denen er nicht gewachsen ist, der erträgt entweder seine Unfähigkeit mit Resignation, oder in ihm erwacht die Sehnsucht nach Fortschritt. Kann er ihn nicht erreichen, setzt sich seine Sehnsucht im nächsten Leben in eine Fähigkeit um.

Zuletzt bleibt bei jedem nur noch die Sehnsucht nach Gott übrig. Wenn einer Seele die Welt gründlich verleidet ist, wenn sie in allem Unglück gehabt, wenn sie stets Schiffbruch gelitten hat, dann erwacht, zuerst unbestimmt, eine Sehnsucht nach etwas ganz anderem, Besseren, Edleren. Man weiß oft nicht, was es ist, was man wünscht, und die Kenner sprechen dann vom „Ziehen der Gnade". Oft hat diese Sehnsucht auf einmal Weltmenschen ergriffen, mitten im Strudel der Welt, sie wußten selbst nicht wie. Aber es kam über sie wie Himmelsgewalt.

Ich kenne einen venetanischen Adligen aus

einer alten berühmten Familie, der als österreichischer Offizier in Wien am Hofe eines Erzherzogs lebte; einst besuchte er einen Freund im Dominikanerkloster zu Graz, und sofort wie er eingetreten war, sagte er: hier bleibe ich. Und er wurde Mönch zum großen Leidwesen seines reichen Vaters, obgleich er nie vorher daran gedacht hatte die Offizierslaufbahn aufzugeben. Die Sehnsucht entwickelt sich aus dem Schmerze, dem Unbefriedigtfühlen: das ursprüngliche Lebensgefühl geht nach einem Naturgesetz in Schmerz über, es ist an einem toten Punkte angelangt. Der Schmerz schlägt dann in Sehnsucht um. „Zwischen Sehnsucht und Langeweile pendelt das Leben hin", sagt Schopenhauer. Langweile ist ein Zeichen von geistiger innerer Sehnsucht. Wer keine Sehnsucht hat, langweilt sich nicht. Aber sie schafft auch dann geistige Schmerzen und „nur wer die Sehnsucht kennt weiß, was ich leide", singt Goethe.

Alle Sehnsucht ist, kann man sagen, ein Durst der Seele nach der Vollkommenheit. Sie sucht immer etwas noch Besseres und will nicht Halt machen. Die Griechen hatten dafür das Wort ἔρως, Liebe. Der Eros wird als kosmogonisches Prinzip, das Prinzip der Weltentstehung hingestellt, also aus einer Sehnsucht des Unendlichen endlich zu werden. Die Gottheit

„fühlte Mangel", wie Schiller in einem Jugendgedichte sagt. Hesiod lehrte, daß am Anfang aller Dinge das Chaos gewesen sei und sich aus ihm die Materie und die Liebe entfaltet hätte. Im „Symposion" Platons wird über den Eros debattiert. Phaidros, der schöne und reiche Jüngling, preist ihn als das Prinzip des Anfangs. Eros gehört zu den ältesten Göttern.

Er ist aber ewig jung. Denn ewig wird bleiben die Sehnsucht, so lange es Sterbliche geben wird. Alle Liebe beruht ja am Ende auf einem Mangel, der nach Ergänzung verlangt und der durch die Erfüllung des Liebesverlangens überwunden wird. Es handelt sich ja in der Liebe um die Herstellung einer höheren geistigen Einheit.

Deshalb kann man vielleicht auch sagen: die Liebessehnsucht ist der einzige Grundtrieb Gottes. Denn er muß sich selbst notwendigerweise lieben, weil er die Vollkommenheit selbst ist und kann sich nicht lieben ohne daß er auch von Anderen geliebt wird. Es ist etwa so, wie wenn ein gutes Kind ein Stück Kuchen nicht essen will, wenn es nicht mit einem anderen Kinde teilen kann. Gott möchte teilen; wer liebt, will teilen und geteilte Freude ist doppelte Freude. Auch wer sich nach Schmerzen sehnt, wie Tannhäuser, der liebt.

Er erkennt, daß das „Negative“ nur die andere Seite des „Positiven“ ist, daß man zur Harmonie nur gelangt, wenn man alles durchgemacht hat. In Nitzsche finden wir eine ähnliche Natur, die daher so viel Gefallen in unserer zerrissenen Zeit findet. „Ach, wohin soll ich denn noch steigen mit meiner Sehnsucht? . . . Von allen Bergen schaue ich aus nach Vater- und Mutterländern . . . Aber Heimat fand ich nirgends. Unstet bin ich in allen Städten und ein Aufbruch an allen Toren . . . Vertrieben bin ich aus Vater- und Mutterländern . . . So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere. Nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen“ . . . . „Wo ist mein Heim? — Darnach frage und suche und suchte ich. Das fand ich nicht. O ewiges Überall, o ewiges Nirgendwo, o ewiges Umsonst“.

Kann man besser die Sehnsucht unserer Zeit ausdrücken?

Vor mir liegt ein Band Gedichte „Wir sind die Sehnsucht, Liederlese von Karl Ernst Knodt“, (zweite, veränderte Auflage, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 1913), der vielen willkommen sein wird. Alle modernen deutschen Lyriker sind herangezogen, die wie ein Nachtigallenchor ihre Weisen als den Ausdruck des

Heimwehs nach Gott in Erlösung von sich geben.

Wer hat denn heute eigentlich noch eine Heimat? Jeder lebt wie eine Welt für sich, unverstanden einsam dabei hin und sehnt und grämt sich. Die Dichter natürlich am meisten. Sie leiden ja noch für die anderen. Denn die Laien auf diesem Gebiete erhalten einen gewissen Trost bei der Lektüre, weil die schöne Form das Bittere mildert, so daß ein sauersüßes Gefühl entsteht, „Tränen und Trost zugleich", wie es in der „Walküre" heißt.

Das schöne Buch wünschte ich allen Traurigen, allen Sehnsüchtigen zur Auslösung ihrer Gefühle. Nichts kann ja die niedergedrückte Seele so erheben als, wenn in schöner klassischen Form das niedergelegt vor ihn liegt oder steht, was sich dunkel und verworren, aber schmerzhaft im Inneren herausgeboren hat und das Tageslicht scheut, so lange bis die Erlösung kommt durch die Form. Denn die Form — das Ewig-Weibliche, die Kunst, wie Richard Wagner sagt, erlöst.

Und so will ich denn auch hier ein erlösendes Wort folgen lassen, das herrliche Gedicht „Heimweh" von den Literarhistoriker Karl Busse, das ich der Sammlung entnehme. Es drückt im Volkstone aus, was gewiß schon

viele Herzen der Leser bewegt hat. Jeder hat ja doch am Ende die geheimnisvolle „Mühle“ im Traume einmal gesehen. Und wie viele Deutsche pilgern umher in allen Ländern und suchen die Heimat — und finden sie nicht.

Die Heimat ist da, wo Liebe ist. Jeder läßt alles im Stiche, wenn er glaubt, wo anders die Sehnsucht nach der Liebe befriedigen zu können.

Jeder hat eine etwas andere Auffassung von ihr. Aber jeder begehrt nach dem Glück. „Glücklich allein ist die Seele, die liebt“. Aber, kann man hinzusetzen: „und geliebt wird.“ Dies ist im letzten Grunde aber nur möglich bei Gott. Der Eros wird zur Agape, d. h. platonische Liebe und christliche Liebe decken sich und vereinigen sich zur göttlichen. Wer dies ahnt, den faßt ein unendliches Heimweh nach den Sternen: hinter ihnen in weiter Ferne ist das, was er liebt und was ihn liebt. Die Sehnsucht aber drückt sich aus im Gesang.

Es klang wohl über Wälder her
Wie einer Geige süßer Ton,
Es sang so schön kein zweiter mehr
Wie König Goldhaars jüngster Sohn.

Er sang von einer Mühle
Die hat er tief ihm Traum gesehn,

Er sah das Wasser kühle
Gar still durch ihre Räder gehn.

Sie steht wohl weit verborgen
Im Schindeltal und braun bemoost...
Dort kämmt sich jeden Morgen
Die schöne Jungfrau Herzenstrost.

Nach einem Tag voll Kampf und Spiel
Hat er sie einst im Traum erschaut —:
Da ward der Himmel sein Gespiel
Und Sehnsucht seine Herzensbraut.

In allen Ländern trieb's ihn her
Und trieb's ihn hin viel Jahre schon;
Es sang so schön kein zweiter mehr
So schön wie Goldhaars jüngster Sohn.

Er sang in alle Fernen
Gleich Engelchor und Cherubim —:
Ein Heimweh nach den Sternen
Lag tief in seinem Lied und ihm.

Theosophische
BIBLIOTHEK
GÖRLITZ.

Rundschau.

❁

Karl Wachtelborn, Hat der Mensch eine Seele? Theosophische Centralbuchhandlung. (Dr. Vollrath) Leipzig.

Diese geistvolle kleine Schrift sollte viel gelesen werden. Sie bildet nicht allein eine gute Einführung in das Studium der Theosophie, sondern auch namentlich gibt sie vortreffliche Ausführungen über die Stellung des Menschen in der Welt, seine inneren Körper, Wahrträume, Spiritismus, Karma usw. Es ist eine „Antroposophie in nuce". Schön ist, daß Wachtelborn Christus beständig in den Vordergrund stellt; so sagt er z. B. am Schlusse (S. 99): „Die Wiedergeburt muß aus dem Geistigen geschehen. Und sie findet statt, wir sehen den Sohn, wenn wir fest an ihn glauben und ihn uns vorstellen; denn der Gedanke gewinnt, wie wir wissen, Gestalt;

er ist an diese untrennbar gebunden, und er gewinnt sie umsomehr, je kräftiger er wirkt, je fester wir glauben und je bestimmter wir ihn uns vorstellen. Deshalb müssen wir in der Vorstellung des Sohnes lebendig sein und glaubensstark. Dann wirken wir mit dem Geiste im Wasser, in der Weltsubstanz, und wir werden wiedergeboren. Christus wird wieder lebendig in uns. So ist er tatsächlich, das Licht, die Tür, der Weg, der Weinstock für das ewige Leben".

David Ammann Mazdaznan — Diätetik und Kochbuch 15. Aufl. Mazdaznan-Verlag Leipzig 1912.

Es könnte auffallend erscheinen, daß ich etwas so scheinbar Materielles wie ein Kochbuch bespreche. Allein das vorliegende steht auf einer gewissen Höhe, indem es die Frage für den Leib von hohen Gesichtspunkten aus betrachtet. Unsere Lebensführung war allmählich vom hygienischen Standpunkte aus sehr fraglicher Natur, d. h. höchst unrationell geworden. Dr. Hanisch sucht dem abzuhelfen, dadurch daß er nach wissenschaftlichen Grundsätzen, die uns früher größtenteils fremd waren, Diät und Kochen zu reformieren versteht. Daß in kurzer Zeit schon so viele Auflagen not-

wendig geworden sind, scheint zu beweisen, daß seine Methode Anklang findet. Er geht nicht allein die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Werte durch, sondern er zeigt auch, welche bei einzelnen Krankheiten genommen werden müssen, gibt einen Leitfaden für Gesunde und Kranke, Ratschläge für die Lebensweise für jeden Monat, Speisezettel, Erklärung des Ernährungsprozesses, Aufklärung über Gärung als Hauptursache von Krankheiten und über die richtige Zusammenstellung der Nahrungsmittel, ihre chemische Verwandtschaft und ähnliches. Das gut ausgestattete Buch, das gebunden für beide Teile zusammen nur 3 Mk. kostet, sei allen empfohlen, die aus dem herrschenden Schlendrian der Ernährung heraus kommen wollen. Am besten wäre es natürlich, wenn öffentliche Speisehäuser die Mazdaznan-Diät bekannt und beliebt machen würden: „The proof is in eating", sagt der Engländer.

Selbst- und Menschenkenntnis von Theophrastus. Schmiedeberg, Baumann. 4 Mk.

Das Buch basiert auf alten Weisheitslehren Adam Weishaupts, des berühmten Stifters des Illuminatenordens (1748—1830), ist aber etwas modernisiert, leider insofern zu wenig als die Theosophie keine Berücksichtigung findet.

Man sieht dies z. B. daran, daß dämonische Einflüsse kurzerhand geleugnet werden (S. 125). Manchmal erscheint mir das Urteil zu pessimistisch z. B. auf S. 172: „Wer mit der Welt unzufrieden ist, ist sicher, er mag sagen, was er will, ein versteckter Egoist, er spielt die Rolle nicht, die er wollte, darum haßt er die Welt". Er kann aber doch auch ein Idealist sein, der traurig ist, daß er die Welt im Argen sieht und nicht helfen kann. Warum sagt denn Christus: „Habt nicht Leb die Welt und was in ihr ist?"

Jedenfalls ist das Buch für Anfänger brauchbar; es sind ganz gute Übungen darin vorhanden, wie man zur Selbsterkenntnis kommen kann. Im Schlusse wird als Ergänzung auf die Chirosophie (Handlesekunst) hingewiesen. Ich erlaube mir daher auf ein kürzlich erschienenes vortreffliches kleines Handbuch vom Arzt Ottinger in St. Gallen aufmerksam zu machen (Verlag von Altmann in Leipzig), das mit vielen Abbildungen versehen das Wissenswerteste gibt, allerdings ohne die alten französischen Quellen (Des Carolles; Mysteries de la main) benutzt zu haben.

Paul Liberner, Aus stillen Stunden. Ein Gedenk- und Geburtstagsbuch. München 1912. Verlag von Manz.

Dieses überaus schön ausgestattete Büchlein verdient wegen seiner innigen Gedanken, die aus einem liebevollen Herzen kommen, gelesen zu werden — trotzdem die poetische Form manchmal zu wünschen übrig läßt. Da das wohlgetroffene Bild des Verfassers beigegeben ist, so darf ich wohl verraten, daß der Dichter der in München lebende Ingenieur Sebastian Buchner ist, Katholik, Theosoph, Mazdaznan, Vegetarier.

Als Probe seiner Spruchweisheit aber will ich das Gedichtchen „Sonnenschein" hersetzen.

Schickt dir der Himmel Sonnenschein,
So laß ihn voll ins Herz hinein!
Wo Sonne scheint und Freude lacht,
Da ist der Weg schon halb gemacht. —

Schickt Wolken Er,
Und Kummer schwer,
Und Leiden viel —
Kommt nicht ans Ziel. —

Daß du in diesem Nebelmeer,
Dein eigen Ich doch Sonne wär'! —
Im Kopfe klar, im Herzen rein:
Bist dir und andern Sonnenschein.

Dr. Grävell. Zarathustra und Christus. Bad Schmiedeberg, Baumann 1912.

Eine Selbstanzeige möge hier einen Platz finden. Ich habe auf ein paar Seiten den Unterschied zwischen Zoroaster-Jesus (den Menschensohn) und Christus (den Gottessohn) kurz klar gemacht. Es ist wünschenswert, daß heutzutage, wo Männer wie Drews u. a. so energisch gegen die Existenz Christi eifern, die Frage „Wer war Christus?“ für breite Kreise gelöst wird. Wenn Christus wirklich der war, für den man ihn durch 2 Jahrtausende gehalten hat, dann ist es Pflicht, dafür einzutreten, daß dieser Glaube nicht erschüttert werde. Um Nuancen in seiner Figur (ob „Gottes Sohn“, d. h. zweite Person der Dreieinigkeit, ob ein Elohim, Sonnenlogos, eine der virtutes, „Geister der Form“ usw.), handelt es sich weniger, als um Sicherheit darüber, daß er kein gewöhnlicher Sterblicher, sondern etwas Höheres war. Schon Oberst Egidy hatte in diesem Sinne eine allgemeine Versöhnungspolitik in die Wege zu leiten gesucht. Die neue Broschüre wagt aufs neue den Versuch, Menschen zusammenzubringen zu einer „Christus-Einigung“, die an die göttliche Person des „Heilandes“ glauben und daran festhalten wollen. Konfessionelle Engherzigkeit hat den Christusgeist zerstört, theosophische Weitherzigkeit kann ihn wieder herstellen. „Hört ihr den Ruf? So danket Gott, daß ihr

berufen, ihn zu hören!“ heißt es im Parsival.“

Fergus Hume. A Son of Perdition, an occult Romance. London, W. Rider 1912. 403 S. 8°. 6 shill. gebunden, 4 Bilder.

Der Verlag von Rider gibt viele okkulte Bücher heraus, von denen manche — wie z. B. die vorliegende Erzählung — verdienten, ins Deutsche übertragen zu werden. England ist uns darin längst überlegen, daß okkulte Romane geschrieben und gelesen werden. Der neue „Ein Sohn des Verderbens“ ist sehr angenehm zu lesen. Er enthält in der Form eines in Cornwall spielenden spannenden Romans viele okkulte Wahrheiten. Der Sohn des Verderbens ist ein schwarzer Magier, der es versteht, einen anderen Mann zu umgarnen und zu seinen finsteren Plänen auszunutzen. Ihm arbeitet ein weißer Magier entgegen, der den deutschen Namen Eberstein führt. Um beide gruppieren sich die anderen Figuren, die unter dem Einflusse der weißen Magie geläutert werden. Der aus Bulwers Romanen sehr bekannte magische Apparat spielt gut. Eine gute Neuheit scheint mir zu sein, daß Don Pablo in den Körper eines soeben gestorbenen eingeht, nachdem er selbst seine eigene Ermordung

veranlaßt hat, um sich durch den Körper zu verjüngen. Natürlich spielt das Karma dabei eine große Rolle. Alle Beteiligten haben früher schon einmal in Chaldäa gelebt, was in einer Szene klar gemacht wird, in der ein junges Mädchen in Träume fällt — auf Veranlassung des bösen Don Pablo — und in der Akasche-Chronik die Schicksale der einzelnen Personen abliest. Die Szenerie ist beschrieben nach den Ausführungen Leadbeders in der Theosophical Review 1900, wo er den alten Gottesdienst bei den Chaldäern schildert. Gut ist auch die düstere Atmosphäre gekennzeichnet, die in dem unheimlichen Hause herrscht, wo schwarze Magie getrieben wird. Sie wird am Schlusse durch den Exorzismus des weißen Meisters zerstört und durch eine bessere ersetzt. Das Haus, in das das schwer geprüfte und geläuterte junge Ehepaar einzieht, wird bestimmt ein Zufluchtsort werden für alle, die geistig leiden. „Seht zu — sagt der Meister zu ihnen — daß ihr nicht die Harmonie zerstört durch einen Gedanken, Wort oder Tat des Egoismus. Hier habt ihr einen Mittelpunkt heilger Macht, zu welchem die durch die bösen Weltkräfte Gequälten kommen können um Frieden und himmlische Erquickung zu finden. So walle in alten Zeiten — die heiligen Stätten, zu denen Pilger

wandelten um ihre Seelen zu heilen. Du und Dein Mann seid Wächter dieses Platzes, und hierher werden viele müde Männer und Frauen kommen, um Trost zu suchen. Seht zu, daß ihr sie nicht leer wegsendet! Ein großes Pfand ist in eure Hand gelegt, meine Kinder, ein großes Werk ist euch anvertraut. Dankt daher Christus, der euch gewählt hat zu diesem Liebesdienst!" Die schönen Worte geben im wesentlichen die Idee des Romanes wieder, der Anfängern gut empfohlen werden kann, um ihnen zu zeigen, wie die Mächte der Finsternis zwar jeden mehr oder weniger bedrohen, und daß jeder Karma angehäuft hat, das er abarbeiten muß, dafür aber bei dem redlich Strebenden himmlische Mächte zur Seite stehen, und daß ihnen am Ende stets der Sieg zufällt.

Prentice Mulford. Der Unfug des Sterbens. Albert Langer, München. 179 S. 8°.

Unter den vielen Vertreten des amerikanischen Neugedankens nimmt der Journalist Mulford einen hervorragenden Platz ein. Sein Buch über den Unfug des Sterbens pflegt sogar von Ärzten den Patienten empfohlen zu werden, weil es so geeignet erscheint, die Seele günstig auf den Körper wirken zu lassen. Es sei also auch

on mir empfohlen. Einige Stellen will ich aber ogleich hier anführen, um zu zeigen, was man ort finden kann.

„Häßlichkeit der Mienen entspringt stets aus er unbewußten Übertretung eines Gesetzes, bei ng und alt."

„Jeder Wunsch, gedacht oder geäußert, ringt das Gewünschte näher, und zwar im Verältnis zur Intensität des Wunsches und der achsenden Zahl der Wünschenden."

„Die Gedanken biegen unaufhörlich unsere uskeln nach dem Rythmus der Gebärde, der is dem Wesen des Charakters fließt."

„Was immer uns widerfährt, ist die Folge ner langgehegten Stimmung."

„Über die Kunst, Erfolg zu erwarten. Ruhiges rwarten des Erfolges ist überhaupt die beste, uchtbarste Art, seine Gedankenkraft anzulegen, e es auf der Welt gibt."

Der Gemütszustand, in dem wir am häufigen sind, ist eine Kraft, die Ereignisse für oder gen uns lenkt."

„Die Adoration der katholischen Welt für e Jungfrau Maria entspringt jenem tiefen eben vor dem sublimen Vehikel, das die chste Weisheit — Christus — der irdischen elt vermitteln durfte. — Nicht bevor der

Mann das weibliche Element verehren lernt, als den Träger des Agens, den Boten der höheren Einsicht, wird er selbst die Kräfte eines Erleuchteten haben."

J. van Ruysbroeck. Die Zierde der geistlichen Hochzeit. Vom glänzenden Stein. Das Buch der höchsten Wahrheit. Aus dem Vlämischen übersetzt von Lampert. Leipzig. Grieben (Fernau). M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der große Mystiker aus Brabant (1293 bis 1381) ist zu wenig bekannt bei uns. Es ist daher ein großes Verdienst der Verlagshandlung, ihn in einer sehr schön ausgestatteten Ausgabe, der eine vorzügliche Einführung vorausgeht, wieder aufleben zu lassen. Wie in der Gralssage der Ritter das „wirkende Leben" am Hofe des Königs Artus kennen lernt, dann das „innere Leben" auf der Suche nach dem heiligen Gral, zuletzt das „schauende Leben" nach dem Erreichen des Ziels, so geht der Mystiker in drei Stufen langsam den Weg zu Gott. So hat Ruysbroeck die 3 Stufen des geistlichen Lebens in der Gottesminne gelebt und in lebendigen Worten dargestellt. Ich empfehle das herrliche Buch allen, die Gralsritter werden wollen.

Eine kleine Probe will ich hersetzen:

„Soll die Kreatur Gott begreifen und verstehen, so muß sie über sich selbst hinaus in Gott gezogen worden sein, und Gott durch Gott begreifen. Wollte sie dann wissen und studieren, was Gott ist — das wäre unerlaubt; — sie würde dem Wahnsinn verfallen. Sehet, alles geschaffene Licht ist ohnmächtig zu wissen, was Gott ist. Das „was" („die Wahrheit") Gottes entzieht sich allen Kreaturen, aber sein Faßbares, das lehrt uns die Natur, die Schrift und alle Kreatur. Die Glaubensartikel soll man glauben, aber nicht verstehen wollen (denn das ist unmöglich, solange wir hinieden weilen), das ist Mäßigkeit. Die verborgenen, feinen Lehren der Schrift, die der heilige Geist eingegeben hat, die soll man nicht anders als gemäß dem Leben Christi und seiner Heiligen erklären und verstehen. Die Natur, die heilige Schrift und alle Kreaturen soll der Mensch studieren und aus ihnen seinen Nutzen ziehen und nicht mehr: das heißt geistige Mäßigkeit."

Paul Eberhardt, Der Weisheit letzter Schluss, Die Religion der Upanishad im Sinne gefasst. Jena, E. Diederichs. 1912. 3 M. 127 S. Lexikonformat.

Nach der Übersetzung Deussens ist die neue Ausgabe der besten indischen Weisheitslehren willkommen. Der Verfasser sagt in seinem Nachwort: „Wer die Sachlage kennt, wird mich richtig verstehen, wenn ich sage, daß wir mit unserer Kenntnis der Inder noch nicht einmal so weit sind, wie die Renaissance mit der Antike. Aber, wenn nicht alles trügt, wird uns einst Indien werden, was den Humanisten Italien war.“

Dies ist sehr richtig. Wir sind erst am Anfange des Verständnisses für Indien, und es wird lange dauern, bis wir soweit Intuition bekommen haben, daß wir sie begreifen. Eberhard hat eine gute Einführung in den Geist der Upanishaden. Daher ist seine Ausgabe verdienstlich. Aber er hätte mehr Erläuterungen geben dürfen für den Anfänger; er hätte ferner weniger modernisieren sollen. Oft gibt er den Prosatext in Versen wieder, die an Goethe, Rückert und andere deutsche Dichter bedenklich anklingen. Dadurch wird die alte Weisheit wohl dem Verständnisse näher gebracht, aber es geht doch auch das echte Parfüm zu sehr verloren. Ich will eine Probe seiner Übersetzungskunst hier hersetzen und dann meine eigene Wiedergabe der Stelle, die sich

mehr an den Wortlaut und den Sinn hält (Kath. 4, 11).

Die Sonne hoch am Himmel steht
Und doch durch alle Blumen geht.
Wenn deine Augen dich betrügen,
Es wird nicht an den Dingen liegen.
Sei Sonne! und bei diesem Schein
Was dunkel war, wird helle sein.

Die Sonne ist das Aug' der Welt,
Die alles, was wir sehn, erhellt;
Unreines geht nicht in sie ein,
Ganz rein ist stets des Lichtes Schein.
So ist das Wesen Gottes: Glanz
Und Reinheit füllt sein Dasein ganz.
Wohin du blickst, siehst du Natur,
Von Brahma siehst du nicht die Spur.
Doch schaust du in dein Herz hinein,
Da siehst du ihn in einem Schrein.
Dess' Größe füllt den kleinsten Raum:
Verehre Ihn in allem! Aum.

Dr. Th. Mainhardt, Die nervösen Angstgefühle. Leipzig, Maximilian Wendel's Verlag (Jäger).

Das vorliegende Buch, das auf medizinisch-wissenschaftlicher Grundlage ruht, zeigt, daß

man ohne okkulte Schulung nicht weit kommt. So z. B. heißt es auf Seite 92: „Daß man „Zu viel“ schlafen kann, ist meiner Erfahrung nach unwahr. Nicht vom „Zuvielschlafen“ sind manche Leute träge, unlustig und mißgestimmt“. Ich muß dem widersprechen. In der Nacht wird der Körper von unsichtbaren Wesen bearbeitet. Wenn aber jemand kein Schlafbedürfnis mehr hat und doch sich weiter in Morpheus Arme stürzt, dann pflegt er von unheimlichen Wesen ausgenützt, ausgesogen zu werden.

Das systematische Atmen hätte in Verbindung mit Hersagen langer religiöser Sprüche besonders betont werden sollen. Die alte Zoroastersche Methode, wie sie Dr. Hanisch wieder eingeführt hat (in „Mazdaznan“) kann da gut helfen. Auch die Ernährungsfrage ist durch Mazdaznan am besten gelöst. Als Bäder scheinen mir die sogenannten Harmoniebäder Voigt'schem System die besten zu sein. Spagyritische und homäopatische Mittel können gute Dienste tun.

Briefkasten.

Wir gedenken regelmäßig Bilder den Heften zuzugeben, weil wir der Ansicht sind, daß die Anschauung, wenn sie konzentriert und in richtigem Geiste erfolgt, günstig auf die Seele zurückwirken kann. Man kann bei jedem Bilde geistige Konzentrationsübungen vornehmen. Man suche sich zu entspannen d. h. von allen hindernden Gedanken, Gefühlen und Willensrichtungen frei zu machen. Man unterstützt dies dadurch, daß man mehreremale tief Atem holt, um die Kohlensäure zu entfernen. Man schließe dann die Augen und sammle sich, indem man alle aufsteigenden Gedanken von sich weist. Dann öffne man sie wieder und betrachte das vorliegende Bild. Man sehe zuerst alle Einzelheiten genau an! Dann vertiefe man sich in den Inhalt. Man denke sich eventuell in die Personen, die dargestellt sind, und lasse sie ein Zwiegespräch führen. Auf dem Bilde der Vision des seligen Nikolaus ist eine Art Zwiesprache zwischen dem Erlöser und seinem Verehrer, zwischen dem „Meister", dem „Guru" und seinem Schüler. Die großen Mystiker haben solche Zwiegespräche häufig veröffentlicht. Man lasse die Idee dann auf Gefühl und Willen wirken und mache zuletzt Willensübungen z. B. Ich will stets nach oben sehen. Die Welt besteht aus Evolution und Involution. Ich will beide Strömungen in mich aufnehmen. Der Weltgeist liebt mich. Er wird kommen und Wohnung bei mir nehmen, wenn ich fortfahre Fortschritte zu machen.